Biblioteka
U.M.K.
Toruń

137842

# Elkesragge

ein baltischer Zeitroman

von

Max Alexis v. d. Ropp

Berlin, Egon Fleischel & Co.

M. A. v. d. Ropp: Elkesragge

H Vockrodt

# Elkesragge

# Elkesragge

Ein baltischer Zeitroman

von

Max Alexis von der Ropp

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1907

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Alle Rechte vorbehalten

137.842

# Erstes Buch

# I

Die klare, etwas kühle Nachmittagssonne eines nordischen Septembertages tauchte die Waldlandschaft in den Rembrandtton ihres gelblichen Lichtes. Eingebettet zwischen Sandhügeln und Morästen ruhte die weite Wasserfläche des Elksees matt glänzend, als hätte sie einen leichten Überzug von Erdöl.

Auf der Veranda des alten Herrenhauses von Elkesragge, die Beine in eine warme Decke gehüllt, saß der alte Landhofmeister Ernst Kasimir von Dohlen und überflog die Zeilen, die er soeben mit zittriger Hand auf einen Foliobogen geschrieben. Dann faltete er das Papier zusammen und ließ seinen Blick über den See hin zu den waldigen Ufern gleiten, die, so weit man sehen konnte, sein eigen waren.

„Und sie sollen mein sein und meinen Nachkommen erhalten bleiben, diese Wälder," sprach er vor sich hin. „Schade," fügte er hinzu, „ich hätte ein Majorat stiften sollen! Doch es geht nicht. Friedrich ist der tüchtigere. Er muß es bekommen, unser Elkesragge, er wird es besser verwalten als der Leichtfuß! Ich weiß, was ich tue!"

Der Alte versank in Gedanken, und indem er auf sein Leben und seine Tätigkeit zurückblickte, sagte er sich mit

Stolz, daß er ein Leben gelebt, wie es sich ein kurländischer Großherr nur wünschen konnte. Er war eine überaus glückliche Natur, wie man sie nur selten findet, von unerschöpflicher Lebenslust und Heiterkeit, klug und liebenswürdig, glücklich in allem, was er vornahm, und ohne jedes Streben nach dem Unerreichbaren, das dem Phantasten und Idealisten das Leben schwer macht. Er war auch immer davon überzeugt gewesen, daß das, was er tat, das Richtige sei, und das Leben schien ihm recht zu geben, wie es jedem Realisten recht gibt. Auch jetzt, wo er seinen, wie es ihm schien, zu leichtsinnigen Enkel Georg enterbte zugunsten seines Sohnes aus vierter Ehe, Friedrich, eines tüchtigen und arbeitsamen Landwirts, auch jetzt zweifelte er keinen Augenblick, daß sein Entschluß das einzig Richtige treffe.

Georg Dohlen, der jetzt gerade majorenn geworden, erinnerte ihn lebhaft, allzu lebhaft an Amalie, seine erste Frau, und diese Erinnerung war vielleicht die einzige, welche ihm einen gewissen bitteren Nachgeschmack hinterließ, das schmerzliche Gefühl des Unterlegenseins. Überall im Leben hatte Ernst Kasimir geherrscht, nur dieser Frau gegenüber war er machtlos gewesen, hatte sich ihren Launen unterworfen und war schließlich noch zu der Einsicht gekommen, daß sie einen anderen liebe. Sie war übrigens früh gestorben, und Ernst Kasimir dachte nicht gerne an diese Episode seines Lebens, obwohl er damals glücklich gewesen, wie fast nie in seinem Leben, aber glücklich im Dienen, nicht im Herrschen. Und das eben kränkte seinen Stolz. Hatte er doch sonst von Jugend auf Glück gehabt bei den Frauen. Er erinnerte sich aller Abenteuer

seines bewegten Lebens mit dem klaren Gedächtnis, das dem Greisenalter eigen ist.

Da waren die Damen des Warschauer Hofes, an dem der Vater als herzoglich kurländischer Gesandter beglaubigt war. Als sechzehnjähriger Knabe hatte er bei einem Hofball Pagendienste geleistet; er hatte die Schleppe der jungen Fürstin Sapieha getragen, welche später die Geliebte des Königs Stanislaw August wurde. Am selben Abend war er ihr in ihr Palais gefolgt, und die Fürstin war ihm nicht böse gewesen. Und noch an eine andere Polin, die Tochter eines kleinen Edelmannes, konnte er nicht ohne Rührung denken. Ihr Verlobter hatte ihr einen Dolch in die Brust gestoßen, als er von ihren Beziehungen zum jungen Dohlen hörte, Ernst Kasimir aber hatte mit ihm sein erstes Duell ausgefochten.

Dann waren die Studienjahre in Jena und Leipzig gefolgt und ein kurzer Dienst im Heere des alten Fritz, Zeiten voller Liebes- und Ehrenhändel. Als er nach dem Tode des Vaters in die Heimat zurückgekehrt war, um das väterliche Erbgut anzutreten, da kamen jene sonnigen Tage seiner ersten Ehe, da das silberne Lachen der jungen Amalie die düsteren Stuben des Herrenhauses von Elkesragge in eine Herberge toller Jugendlust verwandelte. Einige Jahre später hatte ihn der Herzog als außerordentlichen Gesandten nach Petersburg geschickt, und die tiefen Augen einer Moskowiterin verknüpften sich mit der Erinnerung an jene Zeiten in der Newaresidenz.

Das, was bei seiner Rückkehr aus Petersburg folgte, hatte Ernst Kasimir immer zu vergessen gesucht. Es war nur eine kurze, lebhafte Unterredung mit seiner Frau, aber

sie gehörte unbedingt zu den peinlichsten Momenten seines Lebens. Noch in derselben Nacht war er in die Kreisstadt geritten, und das Duell, das er dort ausgefochten, hatte dem Hauptmann Buttler das Leben gekostet. Nach Elkesragge heimgekehrt, hatte er Amalie nicht mehr am Leben gefunden. Aber, wie gesagt, an diese ganze Geschichte dachte er nur ungern zurück.

Seine zweite und seine dritte Gattin hatten gar keine Rolle in seinem Leben gespielt; und sie waren ebenso unauffällig gestorben, wie sie gekommen waren.

Damals war er kurländischer Landhofmeister geworden und hatte eifrig an dem politischen Ränkespiel teilgenommen, das die letzten Jahre der herzoglichen Zeit ausfüllte.

Aber Amor, der lose Bube, der in den zierlichen Rokokogärten seinen neckischen Zeitvertreib suchte, hatte auch auf den würdigen Landhofmeister noch seine wahllosen Pfeile gerichtet. Dieser war bisher ein Gegner des Herzogs gewesen, und man wunderte sich allgemein, als er plötzlich seinen ganzen Einfluß geltend machte für eine Versöhnung der Ritterschaft mit dem Landesherrn. Denn niemand hatte von jener Unterredung im Würzauer Schloßpark erfahren, in der die schöne Herzogin den Landhofmeister für ihre Partei gewonnen.

Ein glückliches Lächeln umspielte die Züge Ernst Kasimirs, als er jener Maientage gedachte, die er am herzoglichen Hoflager verlebt hatte.

„Il faut que nous soyons sages!“ hatte ihm Anna Dorothea zum Abschied gesagt, und seit jener Zeit waren die freundschaftlichen Beziehungen jener beiden nicht erkaltet, obwohl es ihm nur zweimal vergönnt gewesen, die

wieder zu sehen, deren Bild er im Herzen trug. Denn schon im folgenden Jahre hatte der Herzog abdanken müssen und war auf seine preußischen Besitzungen gezogen.

Damit war auch für Ernst Kasimir die Zeit abgeschlossen, in der seine Gedanken mit Vorliebe weilten, jene lebensfrohe, waghalsige, spielerische Epoche des letzten kurischen Herzogs, das ganze heitere Rokoko, das wie ein Karnevalsfest einem grauen Aschermittwoch Platz machte.

In den nun folgenden Jahren hatte er weniger auf Herzensbedürfnisse, als auf die Mehrung seines Besitzes und Ansehens Gewicht gelegt. Seine vierte und letzte Ehe mit Ludmilla von Plettenberg war auch mehr aus Berechnung, denn aus Leidenschaft geschlossen worden, und es war ihm dabei nicht wenig um das Gut Ledenhof zu tun gewesen, das sie ihm als Mitgift eingebracht. Sie hatte ihm auch noch einen Sohn geschenkt, den tüchtigen und energischen Friedrich, den Ernst Kasimir zum Erben von Elkesragge bestimmt hatte, obwohl er auch aus erster Ehe Nachkommen besaß, drei Töchter und zwei Enkel, Georg und Eduard, Kinder seines verstorbenen Sohnes.

Sein Verhältnis zu Frau Ludmilla war aber immer ein kühles geblieben, seine Verehrung für die Herzogin und die eifrige Korrespondenz mit ihr hatte dagegen den Herbst seines Lebens mit hellem Sonnenschein erfüllt; und mit Wehmut gedachte er ihrer, die nun auch schon seit Jahren unter der Erde lag. Er empfand seine Einsamkeit.

„Was soll ich noch unter den Lebenden?“ murmelte er vor sich hin. Sein Kopf sank matt auf die Brust herab. Das Schreiben hatte ihn ermüdet: es schien, als ob

die wunderbare Lebenslust nachließe, mit welcher er dem Greisenalter trotzte.

Die Sonne war untergegangen, und Frau Ludmillas etwas scharfe Stimme ließ sich hören:

„Dohlen, du wirst dich erkälten! Wo ist denn Brödermann geblieben? Er sollte doch dafür sorgen, daß du nicht zu lange am Abend draußen bleibst!“

Kaum hatte Ernst Kasimir seine Frau bemerkt, als in seinen Zügen eine plötzliche Veränderung vor sich ging. Der schlaffe Ausdruck verschwand, er richtete sich gerade auf, und seine Augen blickten so durchdringend wie immer, wenn er zu seiner Umgebung sprach. Seit früher Jugend hatte der alte Herr in der Öffentlichkeit eine Rolle gespielt, hatte stets den Eindruck berechnet, den sein Auftreten hervorrief, und diese Gewohnheit der Selbstbeherrschung tat auch jetzt ihre Schuldigkeit: es war nicht mehr der gebrochene Greis, der mit dem Leben seine Rechnung abschloß, sondern der gestrenge Herr auf Elkesragge, der alte Kavalier, der sich scheinbar mühelos erhob und seiner Gattin den Stuhl anbot.

„Vous n'avez pas besoin, de vous inquieter, ma chère!“ sagte er lachend. „Ich habe Brödermann fortgeschickt. Er hat wirklich noch anderes zu tun, als auf mich alten Mann aufzupassen. Außerdem hatte ich hier noch einiges Wichtige zu schreiben, da brauchte ich nicht seine Gegenwart. Ich gehe übrigens schon. Ich will diese Papiere verschließen.“

Er nahm seinen Stock und die Mappe mit seinem Testament und entfernte sich langsam, doch festen Schrittes.

Die Landhofmeisterin folgte ihm mit den Augen.

„Wenn er nur seine Absicht auch ausgeführt hätte!“ seufzte sie. „Es geht bergab mit ihm, und er ist in letzter Zeit so vergeßlich geworden! Es ist hohe Zeit, daß er sein Testament aufsetzt. Friedrich muß Elkesragge bekommen, das gebietet die Vernunft. In Georgs Händen wäre unser Besitz bald verjubelt.“

Sie beruhigte sich erst, als am nächsten Tage der Notar aus der Stadt geholt wurde. Jetzt war sie sicher, daß der Alte seine Angelegenheiten geordnet hatte; denn er sprach nie etwas über seine Pläne und Absichten, auch durfte ihm niemand mit Fragen kommen. Das verstand sich von selbst bei der unumschränkten Herrscherstellung, die er in Elkesragge einnahm.

Einige Tage später war Ernst Kasimir von Erlinghausen, genannt Dohlen, eines sanften Todes verblichen. Er war gestorben, wie er gelebt hatte, als ein großer, vornehmer Herr, würdig und ohne Aufregung. Er hatte sich nachmittags zurückgezogen und seinen Horaz aufgeschlagen, um, wie gewöhnlich, sich einige Oden ins Gedächtnis zu rufen. Dabei war er eingeschlafen und, als der Diener ihn wecken wollte, nicht mehr aufgewacht. In das stille Leben auf Elkesragge war durch den Tod des alten Landhofmeisters plötzlich Bewegung gekommen. Noch am selben Tage war Friedrich Dohlen aus Ledenhof eingetroffen, hatte mit seiner Mutter, der Landhofmeisterin, sich besprochen und alles in seiner sicheren, praktischen Weise geordnet; zwanzig reitende Boten wurden in alle Himmelsrichtungen geschickt, um Verwandte und Freunde des Hauses von dem Ableben Ernst Kasimirs zu benachrichtigen und sie zur Beerdigung einzuladen. Sie sollte

in zehn Tagen stattfinden, vorher aber, der Weisung des Verstorbenen entsprechend, das Testament in Gegenwart aller Leibeserben geöffnet werden. Die Hinterlassenschaft des Landhofmeisters war bedeutend, und man war gespannt, wie er darüber verfügt hätte.

In dem großen Arbeitszimmer des alten Herrn versammelte sich am Abend vor der Beerdigung die ganze Familie. Außer Frau Ludmilla und ihrem Sohn waren noch die Nachkommen aus erster Ehe Ernst Kasimirs, seine drei Töchter, die sämtlich verheiratet waren, und seine beiden Enkel, Georg und Eduard, anwesend. Diese beiden jungen Leute zeigten einen ganz anderen Typus als der ernste und gesetzte Friedrich. Georg Dohlen, der eben majorenn geworden, war ein schöner und lebhafter junger Mensch, der sich mit einer nachlässigen und etwas gezierten Eleganz trug, der Abgott seiner Tanten und das enfant terrible für die Landhofmeisterin, die seine viel besprochenen Streiche durchaus unschicklich fand. Der siebzehnjährige Eduard konnte mit seinem Bruder nicht verglichen werden. Die Amme hatte ihn als kleines Kind fallen lassen; seitdem war seine Gestalt schief gewachsen, und von Jahr zu Jahr sank der Kopf tiefer zwischen die allzubreiten Schultern. Doch schien er seine Mißgestalt nicht allzuschwer zu empfinden. Aus seinen merkwürdig tiefliegenden, hellen Augen leuchtete ein fröhlicher und beweglicher Geist, und wenn er den großen breiten Mund auftat, so brachte er durch seine drolligen Einfälle alle Welt zum Lachen. Von dem Bruder aber unterschied er sich noch dadurch, daß er in Gesellschaft zurückhaltend und verlegen war.

Die beiden Brüder und ihre Tanten hielten sich ein

wenig abseits von der Landhofmeisterin, die steif und hoheitsvoll in ihrem schwarzen Seidenkleide den unbequemen Ehrenplatz auf dem Ledersofa eingenommen hatte. In den letzten Jahren war das Verhältnis der Stiefkinder zu ihr ein ziemlich gespanntes geworden, und sie waren deshalb nur selten hergekommen, obwohl sie alle den alten Herrn hoch verehrt hatten. An ihn mußten sie denken in dieser Umgebung, der seine Persönlichkeit das Gepräge aufgedrückt hatte: Da hing an der Hauptwand über dem messingbeschlagenen Sekretär das lebensgroße Porträt der Herzogin Anna Dorothea, von Angelika Kaufmann gemalt, jenes Bild, das Frau Ludmillas geheimen Ärger erregte, wenn sie der kindischen Affektion ihres alten Gatten für die leichtfertige Fürstin gedachte. Und gegenüber die beiden Herrscher, denen er gedient und mit denen er verkehrt hatte, der galante König Stanislaw August und der strenge, große Preußenkönig, der eine das Ideal seiner Jünglingsjahre, der andere das Vorbild für die Tätigkeit seines späteren Lebens. Vielbändige Geschichtswerke, antike und französische Klassiker und die reiche Memoirenliteratur des achtzehnten Jahrhunderts waren in den hohen Mahagonischränken, Stil ‚Vieux Jacob‘ untergebracht, während Silhouetten von Gellert, Wieland und Klopstock mit eigenhändiger Unterschrift von dem Interesse zeugten, das Ernst Kasimir der zeitgenössischen deutschen Literatur entgegengebracht hatte. Und ganz versteckt zwischen den Schränken und den verblichenen Erinnerungen aus der Rokokozeit schaute das kapriziöse Köpfchen der unglücklichen Amalie Dohlen aus einem duftigen Pastellbilde heraus.

Die feierliche Stille, welche diesen Raum erfüllte,

unterbrach Friedrich Dohlens feste, etwas laute Stimme. Er hatte die Siegel erbrochen, die das Testament verschlossen, und begann langsam und deutlich vorzulesen:

„Im Namen des Allmächtigen!

Ich, Ernst Kasimir von Erlinghausen, genannt Dohlen, Erbherr auf Elkesragge, Uschwicken, sowie sämtlicher ponemonschen Güter in Litauen, weiland S. Maj. des Königs in Polen, Kammerherr und kurländischer Landhofmeister, tue hiermit kund und zu wissen diesen meinen letzten Willen, den ich bei vollkommenen Leibes- und Gemütskräften nach genügsamer Überlegung festgelegt habe und meinen Erben in folgendem zu getreuer Befolgung übergebe.

Meine unsterbliche Seele befehle ich einer treuen Vorsehung, meinen Leib aber überlasse ich dem Staube, und werden die geliebten Meinigen denselben neben meinen Vätern mit gebührender Solennität zur Ruhe bestatten.

Was aber mein zeitliches, bei meinem Absterben vorhandenes Vermögen betrifft, so entscheide ich darüber folgendermaßen:

Es soll meinem lieben Sohne Friedrich zufallen: mein Erb- und Allodialgut Elkesragge mit allen At- und Pertinentien und allen Ländereien, um die ich dieses Gut im Laufe eines langen Lebens arrondieret habe. Indem ich ihm diesen uns allen teueren Stammsitz übergebe, spreche ich diesen meinen letzten Wunsch aus, daß dieses Gut als unveräußerlicher Besitz sich von Vater auf Sohn weitervererbe in der Familie Dohlen, und daß es

auf ewige Zeiten die Grundlage bilde für den Wohlstand und das Ansehen unseres Geschlechts. Sollte aber die Familie Dohlen, die nur aus meinen Nachkommen besteht, aussterben, so hat der letzte Sproß dieses Geschlechts das Recht, über das Gut nach freiem Ermessen zu verfügen. Indem ich meinen Nachkommen dieses zu treuer Befolgung ans Herz lege, setze ich seinen Antrittspreis auf dreihundertfünfzigtausend Rubel fest. Darnach hat mein lieber Sohn Friedrich seinen drei Stiefschwestern je siebzigtausend Rubel auszuzahlen.

Meinem lieben Enkel Georg vermache ich meinen litauischen Besitz Ponemon, und meinem lieben Enkel Eduard das Gut Uschwicken, ohne daß sie zu irgend welchen Auszahlungen verpflichtet sein sollen.

Meiner lieben Gattin Ludmilla hinterlasse ich mein großes Haus in der Stadt samt allen Inventarienstücken und fünfzigtausend Rubel in barem Gelde."

Friedrich Dohlen ließ hier die Stimme sinken und las das Folgende schnell und geschäftsmäßig vor. Es waren Legate an etliche arme Verwandte, an die Dienerschaft und die Kirchen, deren Patron der Alte gewesen. Dann aber fuhr er mit Nachdruck fort:

„Indem daß ich nun meiner lieben Gattin, Kindern und Enkeln allen Segen und Wohlergehen wünsche, also will ich auch, wenn über Vermuten einer meiner Erben dieses mein Testament bestreiten und allen kindlichen Respekt außer acht setzen wollte, daß diesem Erben mein väterlicher Segen entzogen sei und er nichts als die Legitima erhalten soll.

Dieses ist also mein letzter Wille, welchen ich der

größeren Sicherheit wegen auf allen Seiten mit eigener Hand geschrieben und notariell habe beglaubigen lassen.

Elkesragge, den 4. September 1844.

Ernst Kasimir Dohlen."

Als Friedrich geendet, herrschte ein minutenlanges Schweigen. Dieses Testament war eine Überraschung für alle, außer für die Landhofmeisterin und ihren Sohn. Frau von Oldenbockum, die älteste von den drei Schwestern, fand zuerst das Wort. Hochrot im Gesicht, wandte sie sich an die Stiefmutter.

„Dieses Testament, gnädige Mama, ist Ihr Werk, und wir müssen Ihnen dankbar sein, daß Sie den guten Papa nicht überredet haben, uns gänzlich zu enterben. Ich rede nicht von mir und meinen Schwestern, deren kärglicher Teil eine Erklärung finden mag zugunsten der Familie Dohlen. Ich meine die Entscheidung in betreff von Elkesragge, das seit unvordenklichen Zeiten vom Vater auf den ältesten Sohn forterbte und somit von Rechts wegen meinem verstorbenen Bruder Ulrich und jetzt seinem Sohne Georg zufallen müßte. Ich frage: Was hat Georg getan, daß ihm dies Erbe entzogen wird, und wodurch hat Ihr Sohn eine solche Bevorzugung verdient? Wir können natürlich an dem Willen des teuren Entschlafenen nichts ändern, aber eine Erklärung möchte ich haben, weswegen Sie den Vater zu diesem Schritt veranlaßt haben."

„Du irrest sehr, meine Liebe," entgegnete Frau von Dohlen ruhig, „du irrest, wenn du annimmst, daß ich bei der Errichtung dieses Testamentes irgendwie beteiligt

gewesen bin. Die Gründe, die den Vater bewogen haben das alte Erbgut statt einem ganz unerfahrenen Jüngling einem bewährten Landwirt zu überlassen, diese Gründe liegen doch auf der Hand. Und es scheint mir, daß Georg durch den fabelhaft niedrigen Antrittspreis der litauischen Güter vor allen übrigen Erben bevorzugt erscheint. Da braucht er sich nicht zu beklagen. Im übrigen möchte ich dich darauf aufmerksam machen, daß der Ton, den du eben anzuschlagen beliebtest, der Frau dieses Hauses und deiner Mutter gegenüber durchaus unangebracht ist."

Frau Ludmilla schnitt jede weitere Erörterung dadurch ab, daß sie sich erhob und majestätisch zur Tür hinausrauschte. Auch Friedrich zog es vor fortzugehen und die Herzensergüsse seiner Verwandten lieber nicht anzuhören. Frau von Oldenbockum und ihre Schwestern ließen denn auch ihrer Erbitterung freien Lauf, die beiden jungen Leute schienen sich aber nicht sonderlich aufzuregen.

„Ja, ich verstehe nicht, Georg, daß du diese schreiende Ungerechtigkeit so gelassen hinnehmen kannst," bemerkte Frau von Oldenbockum stirnrunzelnd. Georg lächelte.

„Ja, ums Himmels willen, warum soll ich Onkel Friedrich seinen Besitz nicht gönnen? Großpapa hielt eben den Onkel für tüchtiger als mich, und da hat er wohl auch recht gehabt. Ich erhebe nicht den Anspruch, ein sparsamer Haushalter zu sein, und sehe noch keine Beleidigung darin, daß in diesem Punkte Onkel Friedrich der Vorzug gegeben wird vor mir."

Diese Gleichgültigkeit empörte die Tante.

„Aber dein Recht, Georg, dein gutes, heiliges Recht!“ rief sie mehrere Mal mit zitternder Stimme.

* * *

Am andern Tage hatte sich eine große Volksmenge in Elkesragge eingefunden. Der ganze Hof und der Platz vor der Kirche stand voll von Wagen, in denen die Bauern von den ausgedehnten Dohlenschen Besitzungen, vielfach mit Weib und Kind, angekommen waren. Die Leibeigenschaft war schon seit vielen Jahren aufgehoben, dennoch fühlte sich die ganze Bevölkerung in einem ganz abhängigen, fast kindlichen Verhältnis zu seiner Gutsherrschaft. Dem verstorbenen Herrn die letzte Ehre zu erweisen, galt als fromme Untertanenpflicht. Und dann war doch so eine herrschaftliche Beerdigung mehr oder weniger ein Fest. Ein pomphaftes Gepränge, zu Herzen gehende Reden, Tränen der Rührung und sicher auch ein reichliches Totenmahl stand für die Teilnehmer zu erwarten; da lohnte es sich schon, paar Meilen zurückzulegen.

Auch von den adeligen Herren war halb Kurland zusammengekommen, und die Landhofmeisterin stellte mit Befriedigung fest, daß diese so rege Teilnahme an der Beerdigung wieder ein neuer Beweis sei für das hohe Ansehen ihres Hauses. Während die Herren einem reichlichen Gabelfrühstück zusprachen, verteilte unten auf dem Hofe der allzeit sorgsame Brödermann Grütze mit Schweinefleisch und eigens zu diesem Zweck gebrautes Bier.

Die Ankunft des Pastors machte der beginnenden Gemütlichkeit ein Ende; man setzte eine feierliche Miene

auf, die Männer ordneten sich mit entblößtem Kopfe, die Weiber begannen Tränen zu trocknen, und die Kinder verlangten gehoben zu werden, um alles recht deutlich sehen zu können.

Der alte Ernst Kasimir konnte sich im Himmel über die ‚Solennität' freuen, mit der seine sterbliche Hülle zur Ruhe gebettet wurde. Sechs Edelleute in Landesuniform trugen den Sarg heraus, ein städtischer Bläserchor spielte falsch aber ergreifend ‚Jesus meine Zuversicht', und die alte, verrostete Feldschlange sandte einige Böllerschüsse in die Luft. Auf dem Wege zum Kirchhof waren nicht weniger denn acht Ehrenpforten errichtet, sieben wurden Reden gehalten und wenigstens sechs geistliche Lieder gesungen, während man das Gewölbe über dem blumenbedeckten Sarge zumauerte.

Leise und unauffällig wurden aber auch sehr weltliche Gespräche geführt. Diese drehten sich natürlich um die Vermögensverhältnisse und das überraschende Testament des Verstorbenen.

„Wissen Sie, liebe Cousine," wandte sich Herr von Tippelskirch an Julie von Oldenbockum, „ich höre, daß der alte Ledebur aus Galenhof es schwer übelgenommen hat, weil er nicht zur Beerdigung eingeladen worden. Um seinen Ärger zu zeigen, jagt er heute im Elkesragger Walde. Wie finden Sie das?"

„Nun, ich meine, wenn von gewisser Seite die ersten Forderungen des Anstandes außer acht gelassen werden, so kann man es einem alten Herrn nicht verübeln, wenn er diese Beleidigung etwas zu vergelten sucht. Na, überhaupt, diese Wirtschaft, die jetzt losgehen wird, ich danke.



BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Mit dem largen Leben hier in Elkesragge ist's nun zu Ende, passen Sie auf. Da wird jetzt an allen Enden geknausert werden, wie bei kleinen Pächtersleuten. Also denken Sie sich: heute bei einer so feierlichen Gelegenheit nur drei Speisen zu Mittag — ich finde das doch einfach pauvre!"

„Ja, ja," meinte Tippelskirch, „wir alle hätten Georg Dohlen lieber wie den Ledenhöffschen als Besitzer von Elkesragge begrüßt, so ein lustiger, fideler Mensch, der Georg, und so ein vorzüglicher Jäger! Und was gibt es hier für eine Jagd! — Fünf Auerhähne habe ich letztes Frühjahr geschossen, und erst die Birkhühner und Rehe!"

„Hörst du, Georg?" Frau von Oldenbockum stieß ihren Neffen an. „Hörst du, der Vetter hat in diesem Jahr fünf Auerhähne hier im Walde geschossen."

Georg nickte zerstreut.

„Fünf Auerhähne, das ist schön!" sagte er laut, und für sich fügte er hinzu:

„Wie doch so ein Grab schnell zugeschüttet ist! Ob wohl das Andenken an den Toten auch so bald verschüttet sein wird? Ja, nun ist von Großpapa nichts mehr übrig."

Das Mittagessen war gut, reichlich und animiert gewesen, trotz der drei Speisen. Der bekannte Dohlensche Schnaps hatte seine Wirkung getan, auch dem Burgunder und dem Rheinwein war kräftig zugesprochen worden. Die feierliche Stimmung war bald einer allgemeinen Fröhlichkeit gewichen. Nur Friedrich Dohlen wahrte allein von den Herren einen gewissen würdevollen, feierlichen Ernst.

Georg und Eduard dagegen hatten schon rote Köpfe und etwas glasige Augen. Sie benahmen sich recht laut und stritten und lachten mit den anderen.

„Nun, Vetter, wollen wir doch etwas eintrinken,“ sagte Tippelskirch und griff nach der Ungarflasche, um sich und Georg Dohlen ein großes Spitzglas einzuschenken. „Nu prost, was kann das schlechte Leben helfen!“

Er leerte sein Glas auf einen Zug, und Georg tat ihm Bescheid.

„Ja,“ fuhr er fort, „ich habe es immer gesagt, ein reizendes, gemütliches Haus, dies Elkesragge! Weißt du, das war ein Leben hier, so vor fünfzehn, zwanzig Jahren, als dein seliger Vater noch lebte und der Verstorbene noch jünger war. Nüchtern stieg man da selten ins Bett, und eine Bank wurde aufgelegt, sobald Besuch da war. Ja, das war hier immer so Sitte. Ob das jetzt wohl anders werden wird?“

„Wurde hoch gespielt?“ fragte Georg, dem beim Gedanken ans Spiel die Augen aufleuchteten.

„Nu, mal hoch, mal niedrig, es kam alles vor. Besonders, wenn die polnischen Herren da waren, der Oginski und die anderen. Da ging schon so manches litauische Gut durch drei Hände. Übrigens, heute ist Michaeliabend, da durfte man früher nie das Kartenglück unversucht lassen. Wahrhaftig, zum ersten Mal seit dreißig Jahren, daß ich am Michaeliabend kein Jeu mache. Nu, prost, was kann das schlechte Leben helfen!“

„Ich werde einen Kartentisch aufstellen lassen,“ sagte Georg etwas unsicher.

„Tu das, Vetterchen, das ist ein famoser Gedanke.

Wird sich der Selige im Himmel freuen, wenn er uns so gemütlich beim Spielchen beisammen sieht. Ich sage dir, der hatte immer seine helle Freude dran, wenn es recht gemütlich herging. Nun, was wollen wir denn spielen? Ich meine, wir fangen mit ‚Pharao‘ an, ganz solid, kleiner Einsatz. Der Alte spielte das so gerne. Wer spielt denn noch mit?“

Es fanden sich gleich einige Herren, die den Vorschlag mit Befriedigung aufnahmen. Schon längst hatte man ein Spielchen vermißt, aber niemand hatte gewagt, am Beerdigungstage so etwas vorzuschlagen.

Jetzt war auf Georgs Befehl der Kartentisch aufgestellt worden, und man war jeder Verantwortung enthoben.

Es mochte aber Georg keine Viertelstunde Bank gehalten haben, als Friedrich Dohlen aus dem Nebenzimmer eintrat, wo er sich mit den Damen unterhalten. Er schien erstaunt und befremdet durch den Anblick, der sich ihm bot. Er hatte Grundsätze.

„Meine Herren,“ rief er, „entschuldigen Sie, daß ich Sie störe, aber ich weiß nicht, wer den Kartentisch bestellt hat. Ich muß gestehen, daß ich bei dem ernsten Anlasse unserer heutigen Vereinigung das Spiel als eine Profanation des Tages ansehen muß. Ich möchte Sie also dringend bitten, das Spiel zu beenden.“

Tippelskirch schnitt eine Grimasse.

„Es war in diesem Hause bisher nicht Sitte, seinen Gästen ein unschuldiges Vergnügen zu verbieten,“ sagte er zu seinem Nachbar, aber so laut, daß Friedrich ihn hören mußte.

Der wurde feuerrot, wollte aber seinen Ärger nicht an dem fremden Gaste auslassen. Er wandte sich an Georg.

„Es wundert mich sehr, dich hier am grünen Tisch zu sehen. Als Enkel des Verstorbenen hätte ich von dir mehr Feingefühl erwartet. Am Ende bist du es gar, der die Karten hat kommen lassen?“

„Ja, Onkel,“ erwiderte Georg trotzig, „und ich sehe nichts Schlimmes darin. Großvater sah es ja immer gern, wenn gespielt wurde.“

„Wie, du willst dich noch rechtfertigen!“ fuhr ihn Friedrich an. „Dann sage ich dir, wenn du deine Spielwut nicht einmal heute zügeln kannst, so magst du in die Gesindestube gehen, da machen die Kutscher ihr Spielchen. Hier habe ich jetzt zu befehlen, und da sage ich dir, daß du die Karte aus der Hand legen sollst.“

„Beleidigen lasse ich mich nicht!“ schrie Georg auf. „Und daß du hier der Herr bist, das brauchst du mir heute nicht zu wiederholen.“ Er war aufgesprungen und eilte aus dem Zimmer. Einige Herren folgten ihm und suchten ihn zu beruhigen. Aber Georg wollte nicht länger in diesem Hause bleiben und ließ seinen Wagen vorfahren. Eduard ging mit ihm hinaus. Er empfand die ganze Peinlichkeit der Lage; doch wußte er, daß sein Bruder in solchen Fällen sich nicht so leicht beruhigen ließ. Er gab es auf, eine Versöhnung herbeizuführen und bestieg mit ihm den Wagen.

Draußen wurden die Brüder nüchtern. Man mußte langsam fahren, denn der Weg war schlecht. Es begann zu dunkeln. Einige Bauern, die sich des Guten zu viel getan hatten, wankten am Rande der Straße. Andere johl-

ten und hieben auf ihren Gaul los, um nicht überholt zu werden.

„Und das alles am Tage von Großpapas Beerdigung!“ sagte Eduard leise.

Georg starrte finster vor sich hin.

Sie waren beim Friedhof angelangt. Einsam und düster erhob sich der bewaldete Hügel zur Seite der Landstraße.

„Wollen wir noch einmal zu Großpapas Grab gehen?“ Georg befahl dem Kutscher zu halten.

Sie öffneten die Kirchhofspforte und schritten zwischen den Holzkreuzen auf den Bauerngräbern dem Erbbegräbnis zu, wo zwischen den bemoosten Grabsteinen ein Haufen von Blumen und Kränzen das frische Grab bedeckte.

Sie lüfteten den Hut und wollten ein stilles Gebet sprechen, als sich plötzlich hinter dem Grabe ein halbbekleideter Mensch erhob. Erschreckt wichen die beiden zurück. Der Bursche aber stieß ein heiseres Lachen aus und suchte das Weite, ein unverständliches Wort schreiend.

„Raha, raha!“ glaubten die beiden zu verstehen.

„Es muß ein Verrückter sein,“ sagte Georg. „Komm, laß uns gehen, es ist unheimlich. Als ob uns der Tod angelacht hätte.“

Als sie schon im Wagen saßen, zeigte sich im Halbdunkel wieder die Gestalt des Irrsinnigen Er deutete auf den Wagen und rief ganz deutlich: „Raha, raha!“

Der Kutscher trieb die Pferde zur Eile. Sie jagten davon. Hinter ihnen senkte sich die Nacht über Elkesragge.

## II

Die letztwillige Verfügung des Landhofmeisters war nicht grundlos gewesen. Elkesragge blühte auf unter der geschickten, rationellen Bewirtschaftung Friedrich Dohlens. Seitdem der Bauerngehorch aufgehoben, mußte intensiv gewirtschaftet werden, und es genügte nicht mehr jene alte ‚patriarchalische‘ Administrationstätigkeit, um Erträge zu erzielen. Aber Friedrich Dohlen war ein hervorragender Landwirt, und er verstand es, gerade durch die neue Wirtschaftsmethode die Einkünfte des Gutes trotz seines kargen Bodens zu verdoppeln. Dagegen hatte Georg im gesegneten Litauen keinen Erfolg auf seinem Gute. Im Laufe weniger Jahre war er so in Schulden hineingeraten, daß Ponemon jeden Augenblick drohte unter den Hammer zu kommen. Freilich brauchte Georg immer mehr Geld, als ihm seine Einnahmen gewährten. Er war auch selten zu Hause. Er liebte nicht die Einsamkeit, und da er sich nicht entschließen konnte zu heiraten, so suchte er mit Vorliebe jene lärmenden Zechbrüder auf, in deren Kreise er als fideler Kumpan sich einer großen Beliebtheit erfreute. Im Herbste fuhr er dann mit seinem Bruder von Jagd zu Jagd, und es gab wenige große Güter in Kurland, auf denen er nicht alljährlich ein paar Tage zu Gast weilte.

Nur Elkesragge mied er nach wie vor, obgleich ihm der Onkel durch Eduard hatte nahe legen lassen, daß er einer Aussöhnung nicht abgeneigt sei.

Von Friedrichs Kindern war nämlich nur eine Tochter am Leben geblieben, und seitdem Elisabeth erwachsen war, konnte es den Dohlens nicht gleichgültig sein, wen sie

heirate; denn sie war die Erbin von Elkesragge. Wenn der alte Landhofmeister geahnt hätte, daß Friedrich keine männliche Nachkommenschaft hinterlassen würde, so hätte er vielleicht sein Vermächtnis anders gestaltet. Jetzt aber drohte Elkesragge durch Heirat den Dohlens verloren zu gehen, und es gab nur ein Mittel, das Gut der Familie zu erhalten, wenn nämlich Elisabeth einen ihrer Vettern, Georg oder Eduard, heiratete. Andere Dohlens gab es nicht mehr.

Eduard kam häufig nach Elkesragge. Er war dort ein gern gesehener Gast. Auch Elisabeth hatte ihn gern, denn er war ein prächtiger und unterhaltender Mensch. Aber nie hätte sie sich entschließen können, diesen verwachsenen Burschen mit den ungeschlachten Bewegungen und dem pockennarbigen, roten Gesicht zum Mann zu nehmen. Eduard war sich vollkommen bewußt, daß Elisabeths Liebe für ihn unerreichbar war. Er hatte es gelernt, auf vieles im Leben zu verzichten. Je weniger er nun für sich hoffen konnte, desto eifriger nahm er sich des Planes an, eine Verbindung zwischen dem Bruder und der Cousine herzustellen. Dann sollte auf dem alten Boden, den die Dohlens seit bald sechshundert Jahren bebauten, sein Geschlecht in neuem Glanze wieder aufblühen.

Es waren fünfzehn Jahre vergangen, seit der alte Landhofmeister seine Augen geschlossen, als Friedrich Dohlen noch in den besten Mannesjahren einem akuten Fieber erlag, das er sich auf einer Jagd zugezogen. Zu seiner Beerdigung kam Georg Dohlen zum ersten Mal wieder nach Elkesragge und lernte dort seine Cousine Elisabeth kennen. Im nächsten Sommer verbrachte er vier Wochen

bei seiner verwitweten Tante, und niemand wunderte sich, als er bald darauf seine Verlobung mit Elisabeth bekannt machte.

Georg schätzte sich in jeder Hinsicht glücklich, denn Elisabeth offenbarte ihm alle Eigenschaften einer hervorragenden Frau; sie glich auffallend ihrem Großvater, dem alten Ernst Kasimir; von ihm hatte sie die großen, leuchtenden Augen, aus denen ein lebhafter Verstand sprach, von ihm den elastischen Gang und die liebenswürdigen Umgangsformen. Je näher Georg sie kennen lernte, desto stärker wuchs seine Verehrung für sie: Er fühlte in ihr den stärkeren Charakter, und seine biegsame Natur unterwarf sich gerne dem Einfluß, den sie auf ihn ausübte. Sie war offen bis zur Herbheit, leidenschaftlich in ihrer Zuneigung und Abneigung und von einem Ernst der Lebensauffassung, der dem leichtlebigen Georg imponierte, ihn aber auch manchmal beunruhigte. Denn es fehlte ihr vollkommen der Sinn für Humor, der bei den beiden Brüdern so stark ausgebildet war.

Und sie, Elisabeth, liebte sie den Vetter? Ja, er gefiel ihr gut, er war so frisch und ausgelassen, er kam ihr fast kindlich vor, trotz der vierzehn Jahre, die er älter war als sie. Und dann hatte sie einen ausgesprochenen Familiensinn. Ihr Vetter Eduard hatte des öfteren Andeutungen gemacht, daß es ein großes Unglück wäre, wenn Elkesragge für die Dohlens verloren ginge. Die Ansichten Eduards hatte sie zu den ihrigen gemacht. Da es ihr ganz ausgeschlossen erschien, daß man einen so mißgestalteten Menschen wie Eduard anders als geistig lieben könne, so hätte sie Georg wahrscheinlich auch genommen,

wenn er weniger liebenswürdig und elegant gewesen wäre. Freilich fühlte sie sich ihm immer ein wenig überlegen.

Eduard und die übrige Verwandtschaft waren hocherfreut über diese Verlobung. Nur die alte Landhofmeisterin schüttelte bedenklich den Kopf.

„Der Georg, dieser leichtfertige Mensch," sagte sie zu Elisabeths Mutter, „der scheint mir doch eine wenig konvenable Partie zu sein. Man braucht nur an seine Großmutter, meines seligen Mannes erste Gattin, zu denken. Deren leichtes Blut ist bei den Enkeln durchgeschlagen. Du hast doch gehört, daß er eine Schauspielerin, eine übel berüchtigte Person, monatelang in seinem Hause gehalten hat. Ein Mensch, der so wenig Schamgefühl besitzt, der scheint mir denn doch nicht der richtige Mann für unsere Elisabeth zu sein. Und dann soll er sein schönes Ponemon, das er schuldenfrei geerbt hat, so heruntergewirtschaftet haben, daß er sich kaum noch halten kann. Ich sage dir, wenn dieser Verschwender nach Elkesragge kommt, so wird alles, was Friedrich so vortrefflich angelegt und geordnet hat, umsonst gewesen sein. Nun, ich bin alt und werde hoffentlich den Ruin der Familie nicht mehr erleben. Aber das sage ich dir, meine Liebe: méfiez vous de ce mariage."

Auf Frau Ludmillas orakelnde Stimme ward aber nicht gehört. Im Herbste 1860 fand in Elkesragge die Hochzeit von Georg und Elisabeth statt, eine stille Hochzeit, wie das bei der kurzen Zeit, die seit Friedrich Dohlens Tode verstrichen, nicht anders zu erwarten war.

Das junge Paar bewohnte nun das alte Herrenhaus von Elkesragge, während Elisabeths Mutter die sogenannte

Herberge bezog, ein weitläufiges Gebäude, das die eine Seite des großen Vierecks einnahm, in dem Elkesragge gebaut war und das auch noch dem Förster und Amtmann zur Wohnung diente. Die alte Landhofmeisterin aber, welche bisher die eine Hälfte des Jahres in Elkesragge verbracht hatte, erklärte die weite Reise von der Stadt her nicht zu vertragen. So blieb sie jetzt beständig in ihrem großen Hause auf der Kavalierstraße, dessen stattliche Reihe aufgeräumter Zimmer mit ihrer soliden Nüchternheit vortrefflich mit dem steifen, würdevollen Wesen der alten Dame harmonierte.

Das war ein Freudentag für die Familie Dohlen und für das ganze Gebiet von Elkesragge, als ein Jahr darauf, an einem schönen Spätsommermorgen die dicke Frau Mitschke mit breitem Lächeln aus dem Schlafzimmer herauskam und verkündete, ‚daß der liebe Gott uns einen Sohn und Erben geschenkt habe.‘ Georg fiel seiner Schwiegermutter weinend um den Hals, drückte der Frau Brödermann einen Golddukaten in die Hand und befahl, in der ganzen Wirtschaft die Arbeiten ruhen zu lassen und den Leuten Bier und Branntwein zu verabfolgen.

Brödermann schüttelte unwillig seinen kahlen Kopf:

„Unter dem seligen Baron wäre so etwas mitten in der Erntezeit nicht vorgekommen. Als ob man den Leuten nicht ebensogut Sonnabend abend etwas hätte ansetzen können! Dann würden sie Sonntags ihren Rausch ausschlafen. Jetzt ist auch der nächste Tag für die Arbeit verloren. Aber darauf kommt es ja unserem Herrn nicht an. Der ist nun schon mal so!“ Und dies ‚so‘ begleitete er mit einer weiten Handbewegung, als ob er die weitherzige,

breitspurige, unpraktische Art Georg Dohlens hätte kennzeichnen wollen.

Der kleine Ernst Friedrich sollte nicht ohne Geschwister bleiben. Es verging kaum ein Jahr, ohne daß die dicke Frau Mitschke in Elkesragge erschien und eine gesunde, blühende Bäuerin mitbrachte, an deren Brüsten der blaublütige Dohlensprößling neben gesunder Milch auch rotes Blut und urwüchsige Kraft einsaugen sollte. Nur das jüngste von den sieben Kindern, der kleine Alexander wurde mit der Flasche aufgezogen, und manche Menschen haben später behauptet, daß er deswegen so absonderlich und verschieden von den Geschwistern sich entwickelt habe.

Elisabeth gehörte zu den Frauen, denen das Kindergebären die Höhe des Lebens bedeutet. Jedesmal wenn sie vom Wochenlager aufstand, schien sie jünger und elastischer geworden zu sein. Ihr höchstes Glück sah sie in der Mutterschaft. Sie liebte zwar auch ihren Mann mit der Kraft ihrer starken Weiblichkeit, aber doch mehr wie einen Besitz, der einem durch die Gewohnheit lieb und unentbehrlich geworden. Sie hatte es verstanden den leichtsinnigen und flatterhaften Mädchenfreund ganz an sich zu fesseln. Ihre ruhige Entschiedenheit imponierte ihm. Aber sie verlangte auch nichts Unbilliges von ihm. Er war ein leidenschaftlicher Spieler, und oft saß man in Elkesragge bis zum frühen Morgen am grünen Tisch; es drehte sich auch meist um bedeutende Summen. Aber obwohl Elisabeth diese Leidenschaft verabscheute, so machte sie doch ihrem Mann nie eine Szene und ließ auch keine Bemerkung fallen, wenn er sie am andern Tag um einen Betrag aus ihrer Wirtschaftskasse bat oder zum Jo=

hannistermin statt Zinsgelder leere Taschen nach Hause brachte.

Georg liebte und schätzte sie noch höher um dieser klugen Selbstbeherrschung willen, und es war eine wirklich glückliche Ehe, trotz der Verschiedenheit der beiden Gatten.

Für Elisabeth waren es aber doch die Kinder, denen ihre geheimsten Gedanken, ihre tiefsten Gefühle und höchsten Ziele galten. In der stillen Zurückgezogenheit von Elkesragge erzog sie sie mit der ganzen liebevollen Strenge der alten Zeit, welche im unbedingten Gehorsam gegen alle Autorität und in der Übung zur Selbstzucht das Ziel aller Pädagogik erblickte.

Bei den älteren Geschwistern war ihr die Erziehung nicht schwer gefallen. Sie waren nach der Mutter geschlagen, ernste, gehorsame Willensmenschen, die sich leicht dem mütterlichen Einfluß unterwarfen. Schwieriger war es mit Ulrich auszukommen, der schon allerhand bedenkliche Eigenschaften verriet. Der Knabe konnte zum Beispiel nie der Versuchung widerstehen, vom Obst zu naschen, wenn es offen in der Schale lag, während man bei den älteren Kindern sicher sein konnte, daß sie das Verbot nie übertreten würden. Auch war der Junge des Morgens nicht aus dem Bett zu kriegen und zeigte überhaupt Anlage zu trägem Wohlleben. Aber er war doch wieder leicht lenkbar, zeigte stets Reue über seine Vergehen und entzückte die Menschen durch seine gutmütige Fröhlichkeit. „Ganz wie der Vater!“ meinte Elisabeth kopfschüttelnd, und dann mußte sie lächeln.

Die beiden jüngsten Kinder machten ihr aber manchmal recht ernstes Kopfzerbrechen. Sie waren so ganz

anders als die anderen. Zwischen Evi und Lex war kaum ein Jahr Altersunterschied. Sie waren unzertrennliche Spielgefährten. Ihre Spiele waren anders als die der übrigen Geschwister. Es war immer etwas Überschwengliches in den Phantasiegestalten, mit denen der kleine Lex wie mit wohlbekannten Menschen verkehrte, und die für ihn und die Schwester eine weit größere Bedeutung besaßen als die Menschen und Gegenstände der Wirklichkeit. Und alle diese Spiele mußten in glänzenden Festen ihr Ende finden, wo eitel Gold strahlte und die Reden sich in seltsame Worte kleideten, die, allen anderen Menschen unverständlich, für die Kinder den Reiz einer Geheimsprache besaßen. Ja, oft fing Lex an zu beten, weil ihm nur die Worte der Schrift alle die pathetischen, herrlichen, außergewöhnlichen Gefühle wiederzugeben schienen, denen er Ausdruck verleihen wollte. Die Mutter suchte ihm dann klar zu machen, daß die Gebete und die Person des lieben Gottes nicht ins Spiel hineingehörten. Aber sie stieß dabei auf Unverständnis, wie denn überhaupt dieser Knabe für den Begriff von gut und bös, schicklich und unschicklich, keinen Sinn zu haben schien. Dagegen konnte man ihn leicht von etwas überzeugen, wenn man es ihm als schön oder häßlich erklärte. Vor allem Häßlichen und Schmutzigen hatte er einen unbegrenzten Widerwillen.

Es war aber nicht allein dieser phantastisch-luxuriöse Zug, der Elisabeth beunruhigte; am bedenklichsten schien ihr die Neigung dieses Kindes, alles Erlebte abweichend von der Wirklichkeit zu erzählen, mit vollem, gewissenlosem Bewußtsein zu lügen. Und alle Unwahrheit war ihr in der Seele zuwider.

War es schon schwer den Knaben nach den gegebenen Grundsätzen zu erziehen, so erwies sich Evi als ein noch weit spröderes Material. Das Mädchen hatte in allem ihren Kopf für sich. In allem mußte sie der Mutter widersprechen, es schien ihr geradezu Freude zu machen, sich immer im Gegensatz zu ihrer Umgebung zu befinden. Und um so gefährlicher schien der Mutter diese Anlage, als das Mädchen eine außergewöhnliche Begabung und ein schnelles Auffassungsvermögen bezeigte. Nur dem Bruder mochte sie sich unterwerfen; daher griff Elisabeth oft zu dem, wie ihr schien, schimpflichen Mittel, den kleinen Alexander zu gebrauchen, um die Schwester zum Gehorsam zu überreden.

Je älter diese Kinder wurden, desto mehr sonderten sie sich ab, desto mehr entzogen sie sich dem Einfluß von Eltern und Lehrern, und Elisabeth, die gewohnt war zu herrschen, empfand es bitter, daß ihr allumfassender Einfluß in Elkesragge gerade in dem Wesen ihrer beiden jüngsten Kinder einem fast unübersteiglichen Hindernis begegnete.

Für die geistige Ausbildung der Kinder geschah alles, was man wünschen konnte. Lehrer und Gouvernanten wurden gehalten, abends wurden gemeinsam die Klassiker gelesen, und es gab, nach dem übereinstimmenden Urteil aller Bekannten, weit und breit kein Haus, in dem die Kinder strenger und sorgfältiger erzogen wurden als in Elkesragge.

Aus Furcht vor schädlichem Einfluß wurden sie von den übrigen Kindern des Hofes geflissentlich fern gehalten. Es ward ihnen eingeschärft, daß es unter ihrer Würde sei, mit jenen zu spielen, und auf diese Weise bildete sich schon in früher Jugend bei ihnen die Überzeugung, daß sie, die

Dohlens, wenn nicht etwas Besseres, so doch etwas vollkommen Verschiedenes seien von der übrigen Menschheit. Wäre die Familie nicht so zahlreich gewesen, diese weltfremde Erziehung hätte sie alle zu Sonderlingen machen müssen. So aber wuchsen sie auf zu jenen richtigen Aristokraten, die, sich selbst genügend, die Berührung mit dem Volke auf das allernotwendigste Maß zu beschränken suchen und glauben jeglichen Publikums entraten zu können.

Bei Ernst Friedrich, der als ältestes Kind am einsamsten aufgewachsen war, zeigte sich eine solche Menschenscheu, daß er sich todunglücklich fühlte und vor Heimweh ganz krank wurde, als er mit fünfzehn Jahren auf die Schule geschickt wurde. Als er während seiner ersten Ferien an einer Gehirnentzündung starb, behaupteten manche, es sei die Furcht gewesen, unter die fremden Menschen zurückzukehren, die seinen Tod veranlaßt habe.

Glücklicherweise war Ulrich umgänglicher und leichtlebiger als der Bruder. Er gewöhnte sich gar schnell an die fremde Umgebung und die fremden Knaben in der Stadt. Ja, es gefiel ihm dort so gut, daß er das stille Leben in Elkesragge während der Ferien langweilig fand und sich nach Gesellschaft sehnte. Zu Elisabeths Schrecken mußte sie aber wahrnehmen, daß der Junge trotz der sorgsamen Ausbildung im elterlichen Hause auf der Schule keine Fortschritte machen wollte und mit achtzehn Jahren noch in Tertia saß. Sie hatte Ehrgeiz für ihre Kinder, und es war ihr schmerzlich, sich darein zu finden, daß ihr Sohn die Schule nicht beenden würde. Der Vater dagegen nahm die Sache weniger tragisch. Er gehörte einer Generation an, bei der es noch lange nicht allgemein üblich

gewesen war eine öffentliche Schule zu besuchen. Er selbst hatte nie ein Examen gemacht. Daher fand Ulrich bei ihm williges Gehör, als er ihn bestürmte, die Schule verlassen zu dürfen, um endlich einmal in die Welt hinauszukommen. Schließlich ließ sich auch Elisabeth davon überzeugen, daß es keinen Zweck hätte, den Jungen weiter auf der Schule bummeln zu lassen. Man kam überein, daß Ulrich den Herbst über noch zu Hause bleiben sollte, um sich etwas die Wirtschaft anzusehen; im Winter aber dürfte er dann auf eine deutsche Universität ziehen und in einem Korps aktiv werden, in dem man weniger auf wissenschaftliche Bildung als auf gute Familie und gute Kinderstube Gewicht legte.

Georg Dohlen sprach jetzt häufig von der Zeit, in der Ulrich die Bewirtschaftung von Elkesragge übernehmen würde. Er war in den beiden letzten Jahren schnell gealtert. Und dann hatte er im Frühjahr einen Schlaganfall gehabt, zwar einen leichten, aber der Arzt hatte doch bedenklich den Kopf geschüttelt und eine Kur in Wiesbaden verordnet. Dort hatte er sich recht erholt, hatte den Gebrauch des linken Armes wieder erlangt und war entschlossen, in diesem Herbst die Jagden wie gewöhnlich mitzumachen. Dennoch dachte er viel an die Zukunft und an die Zeit, wo er nicht mehr imstande sein würde, die Bewirtschaftung von Elkesragge zu leiten. Er selbst war kein passionierter Landwirt gewesen, erst mit den Jahren war ihm die Beschäftigung lieb geworden. Nun bemerkte er zu seinem Kummer, daß Ulrich ebenfalls keine Neigung zu dem Beruf zeigte, der ihm vorgeschrieben war. Ja, der Junge ging so weit, daß er die ganze Landwirtschaft

für bodenlos ledern erklärte. Am liebsten lag er auf dem Sofa, rauchte Zigaretten und las ein Buch, das nicht zu viel Nachdenken erforderte.

Nur wenn es galt, auf die Jagd zu gehen, dann schien Ulrich alle Neigung zur Trägheit und Bequemlichkeit los zu werden. Dann ward er flink und lebhaft, unternehmend und aufmerksam, und Georg hatte seine Freude an ihm.

„Man kann ihm ruhig die Leitung einer Jagd überlassen," sagte er kopfnickend, und dieser Ausspruch bedeutete für ihn das höchste Lob, das er spenden konnte.

---

## III

Ende Oktober war in Elkesragge eine große Jagd angesagt: über zwanzig Herren waren aus allen Teilen des Landes zusammengekommen und in den Gastzimmern des Hauses und in der sogenannten Herberge untergebracht worden. Elisabeths Mutter war schon seit ein paar Jahren gestorben. Ihre Wohnung diente jetzt zur Aufnahme von Gästen. Es wurden aber auch noch alle Familien aus der Nachbarschaft erwartet, und da man die Nachbarschaft bis auf vier Meilen ausdehnte, so versprach die Gesellschaft recht stattlich zu werden.

Besonders war man gespannt auf die neuen Besitzer von Muggern. Sie hatten zwar in Elkesragge schon einen Besuch gemacht, aber sonst waren sie noch un-

bekannt. Man trat ihnen mit einigen Vorurteilen entgegen.

Die alte Frau von Greve auf Muggern hatte keine näheren Verwandten hinterlassen. Als nächstberechtigter Erbe war ein Oberst gleichen Namens aufgetreten, der irgendwo tief in Rußland im Militärdienst gestanden und von dessen Existenz kein Mensch eine Ahnung gehabt hatte; er war ein richtiger Russe, sprach nur gebrochen deutsch und war auch mit einer echten Russin verheiratet, einer etwas fülligen Dame, deren Züge einstige Schönheit verrieten, die aber, wie viele Russinnen, frühzeitig gealtert und dick geworden war. Man hatte beschlossen, diesen Eindringlingen gegenüber möglichste Zurückhaltung zu zeigen. Ja, wenn Frau von Greve noch eine geborene Galitzin oder Narischkin gewesen wäre, dann hätte man doch gewußt, woran man war. Aber Aprikosow, geborene Aprikosow — das klang gar zu sehr nach dem Obst- und Gemüseladen. Unter diesen Umständen hätte man vielleicht sogar den Verkehr mit ihnen abgelehnt, wenn nicht Georg und Elisabeth erklärt hätten, daß es ganz umgängliche Leute seien, deren Töchter besonders den Eindruck gut erzogener Mädchen machten.

Vorläufig war nur der Oberst erschienen, seine Familie sollte erst zum Diner nach Elkesragge kommen. —

Alexander war damals fünfzehn Jahre alt geworden. Er zählte noch nicht zu den Jägern, aber er durfte mit der Meute reiten. Er hatte vom Onkel Eduard ein Jagdhorn zum Geburtstag erhalten und konnte schon die meisten Signale blasen. Der Onkel klopfte ihm auf die Schulter.

„Nun, Lex, gib mal bißchen auf den Pautsche acht. Ich habe gemerkt, daß sich der Hund leicht von der Meute trennt. Du bist jetzt groß genug, um auf der Jagd selbständig zu handeln. Wenn du dich gut hältst, werde ich ein Wort für dich einlegen, daß du im Winter schon schießen darfst auf den Klapperjagden. Und dann sag dem Ulrich, er soll die Hunde bißchen mehr rechts loslassen, damit sie unter Wind kommen. Verstehst du? Ja, der muß nun auch zeigen, ob er eine Jagd zu führen versteht. Dein Vater reitet ja nicht mehr seit seinem Schlaganfall. Es wird schwer halten ihn zu ersetzen. Nun, wir werden ja sehen!"

Gleich nach dem ersten Treiben meldete Ulrich, daß Elchwild eingewechselt sei. Die Herren wurden angewiesen, einen Flintenlauf mit der Kugel zu laden.

Bald darauf schlugen die Hunde an. An dem wilden Gejage merkte man, daß sie den Elch aufgenommen hatten. Georg Dohlen stand an einem Ende der Schützenlinie, ihm zur Linken der Oberst Greve, rechts der junge Piepenstock. Es war zum ersten Male auf den Herbstjagden in Elkesragge, daß Georg nicht als Jagdführer mit der Meute ritt. Aber er hatte sich die letzten Tage nicht recht wohl gefühlt, er war nicht mehr imstande stundenlang im Sattel zu sitzen. Sein Gesicht trug einen müden Ausdruck, seine sonst lachenden Augen blickten glanzlos. Doch die Aufregung des Augenblicks spannte seine ganze Aufmerksamkeit. Er bemerkte, daß ein Fuchs schall auf Herrn von Greve herauskam. Wenn der schoß, dann schlug der Fuchs um, das war sicher; aber einem so ungeübten Jäger war die Unvorsichtigkeit zuzutrauen, und richtig, schon hatte er

angebackt. Doch dann ließ er das Gewehr sinken, er hatte Georgs Wink bemerkt.

Ein Brechen und Krachen der Zweige, ein Dröhnen des Bodens verkündete das Nahen des nordischen Waldriesen. Schweres Schnaufen ward hörbar. In schlankem Trab durchquerte eine Elenskuh mit einem jungen Boll die Linie. Dann krachte rechts von Georg ein Schuß. Zwischen den Stämmen sah er einen mächtigen Schaufler auf die Kniee stürzen, gleich aber wieder aufspringen und mit weitem Satze über die schmale Lichtung im Dickicht verschwinden.

Georg hätte gut schießen können. Es mochten kaum siebzig Schritte sein. — Aber was war das gewesen? — Sein Arm hatte versagt, er hatte das Gewehr nicht bis an die Backe bringen können. Also nicht mehr auf die Jagd gehen konnte er! Verdammte Kränke!

Adolf Piepenstock kam atemlos herbeigelaufen. Er hätte geschossen und gut aufs Blatt gezielt. Sicher läge der Kerl ein paar Schritte weit im Walde. Auch Wolle wäre am Boden zu sehen.

Georg schüttelte den Kopf: „Wenn der Elch noch solch einen Sprung macht, dann läuft er auch noch weiter als ein paar Schritte."

Die Hunde kamen jagend heraus. Zugleich sprengte Alexander vor und scheuchte sie zurück, mit der Peitsche knallend.

„Gut, gut, Lex," rief Onkel Edse, der auch herbeikam. „Der Junge macht sich. Aber Piepenstock, was muß ich hören; auf dreißig Schritt, bei gutem Schußfeld weidlahm schießen, das ist mir ein schöner Jäger. In

meiner Jugend bekam man dafür siebenmal mit dem Schrotbeutel aufgezählt. Aber das kommt von den infamen Hinterladern. Seit man die führt, werden die Schützen nachlässig."

Georg rief den Pikör herbei.

„Peter, nimm die Hunde ab. Wenn die jetzt der Spur folgen, so läuft der Boll noch meilenweit. Wir jagen noch einen Mast durch, und dann, so nach zwei, drei Stunden, dann läßt du den Pautsche auf die Fährte, verstehst du?"

Lex hatte sich von den anderen getrennt. Er kannte gut diesen Teil des Waldes. Er wußte: wenn die Tiere ihren Weg fortgesetzt hatten in derselben Richtung, dann mußten sie über eine Waldwiese kommen. Dorthin lenkte er seine Stute. Vorsichtig ritt er längs der Waldeskante und bemerkte richtig im weichen Boden die klobigen Spuren des Wildes. Er zählte: eins, zwei, drei, vier. Die fünfte Spur fehlte, und es waren doch fünf Stück Elenwild über die Schützenlinie gegangen. Er stieg ab und band sein Pferd an einen Baum.

Vorsichtig schlich er sich in den Wald zurück. Es war fast windstill, und er lauschte. Es kam ihm so vor, als wenn er ein Schnauben vernähme, wie das ferne Summen einer Bremse. Er kroch weiter im Dickicht. Zwischen den jungen Birken- und Espenstämmen schimmerte eine große, dunkle Masse: der Elch lag am Boden. Seinen unförmlichen, vorsündflutlichen Kopf hatte er erhoben und wiegte ihn langsam hin und her. Als er Lex erblickte, wollte er aufspringen, kam aber nur auf die Vorderläufe zu stehen. Wütend schlug er mit den Läufen nach dem Feinde.

Lex riß seine Vogelflinte von der Schulter, trat so nahe wie möglich an den Riesen heran und zielte aufs Auge. Der Elch machte noch einen Sprung, dann erdröhnte der Boden von dem Fall des Gewaltigen. Seine Schaufel bohrte sich in den Boden und entwurzelte eine junge Birke.

Klopfenden Herzens beobachtete Lex das Ende des Waldriesen. Es regte sich in ihm etwas wie Bedauern, dies stolze Leben vernichtet zu haben. War es denn recht, den König der Wälder hier in seinem eigenen Reiche, in der freien Wildnis zu morden? Gehörte denn der Wald nicht ebenso, oder noch viel eher, dem Wilde als dem Menschen, der nur seiner Mordlust frönte.

Doch als aus der Ferne ein Schuß herüberschallte, da mußte er unwillkürlich an die anderen Jäger denken, und er schämte sich dieses unweidmännischen Gefühls. Er setzte sein Horn an die Lippen und verblies: ‚Tod Halank.‘

Als die Jäger gegen Sonnenuntergang nach Elkesragge zurückkehrten, war die übrige Gesellschaft schon versammelt. Die Frau des Oberhauptmanns Uentrop mit drei Töchtern war aus der Kreishauptstadt angefahren, und von Nachbarn waren die Pastorin mit ihren Töchtern, einige Gutsbesitzersfrauen und die Greves aus Muggern gekommen. Die jungen Mädchen spazierten Arm in Arm durch die Zimmer.

Lex betrat als Erster, umgekleidet, die hellerleuchteten Räume. Es schien ihm, als ob die Mädchen anfingen über ihn zu lachen. Alle lachten und sahen ihn an, selbst Evi trug ein verändertes Wesen zur Schau. Elsa, seine älteste Schwester, ging auf ihn zu, wandte sich dann an

die anderen Mädchen und sagte, wie es ihm schien, mit affektierter Stimme: „Mein jüngerer Bruder Alexander.“

Lex machte eine tiefe Verbeugung. Als er die Augen hob, sah er vor sich den lachenden Mund eines ganz in weiß gekleideten Mädchens.

„Sie haben den großen Elch geschossen, nicht wahr?“ sagte dieser Mund mit weichem, fremdländischem Akzent. „Sagen Sie, haben Sie sich nicht gefürchtet, er ist doch schrecklich wild, so ein angeschossener Elch?“

Lex murmelte etwas, das ‚ja‘ und ‚nein‘ bedeuten konnte, und merkte, daß er in diesem Augenblick eine ganz lächerliche Figur bilde. Er wurde rot, drehte sich um und ging ins andere Zimmer. Er setzte sich an den Tisch, auf dem die Lampe stand, und schaute in ein Album, das er längst kannte und seit Jahren nicht mehr angesehen.

Die jungen Mädchen gingen wieder auf und ab und hatten viel zu lachen und zu plaudern.

Einige von den jungen Herren hatten sich ihnen angeschlossen und unterhielten sich lebhaft. Besonders um die beiden Russinnen drängten sie sich. Sie waren so ganz anders wie die übrigen jungen Mädchen. Zwischen den großen, schlanken aber etwas steifen Töchtern des Hauses, den untersetzten Pastorstöchtern und den mageren, hellblonden Fräulein von Uentrop schienen sie Gestalten aus einer fremden Welt zu sein, in ihren eleganten Petersburger Toiletten, mit den gekräuselten Haaren und den fließenden Bewegungen ihrer slavischen Rasse. Ihre Augen ließen sie so keck auf den Herren ruhen, wie man das bei den Töchtern des Landes nicht gewohnt war.

Diese beiden Schwestern bildeten einen so auffallen-

den Gegensatz zu ihrer Umgebung, daß Lex einen tiefen Eindruck davon erhielt. Marussia, die ältere, mochte achtzehn Jahre alt sein. Sie trug ein elegantes rosa Musselinkleid und hatte Perlen in den Ohren. Stasia, die jüngere, die, welche sich vorhin an Lex gewandt hatte, war im Alter von Evi, noch nicht ganz erwachsen; sie hatte einen halblangen Rock an; unter dem weißen Kleid steckten ihre feinen Knöchel in weißen, durchbrochenen Strümpfen, und weiße Schuhe umschlossen den kleinen, aber kräftigen Fuß. Und diese Augen! So hatte nie ein Mädchen ihn angeschaut; Lex errötete wieder unter dem kurzen Blick, der ihn traf.

Der Saal hatte sich mit Herren gefüllt, man ging zum Essen, und jeder hoffte einen Platz neben den Schwestern Greve zu finden. Auch mit Elsa und Evi konnte man sich gut unterhalten und lachen, aber die beiden Russinnen verstanden es in ganz anderer Weise die Herren zu fesseln und dem Gespräch eine prickelnde, fast aufregende Wendung zu geben.

Es schien, als ob von diesen fremdartigen Erscheinungen ein leiser Hauch von Erotik in die kühle Atmosphäre dieses Hauses ausströmte und sich der übrigen Jugend mitteilte.

Es wurde lebhafter geredet, lauter gelacht als gewöhnlich. Die Aufregung der Jagd hatte die Nerven gespannt und die Gemüter mit erhöhter Lebensfreude erfüllt. Das Eis steifer Zurückhaltung, das in diesen nordischen Gegenden die Geschlechter trennt, schmolz zusehends und machte nach dem Essen einer ausgelassenen Fröhlichkeit Platz.

Onkel Edse hatte sich eine Überraschung ausgedacht. Er hatte Prager bestellt, herumziehende Musikanten. Aus dem Nebenzimmer ertönten die Klänge eines Walzers, und im Saale drehten sich die Paare in wirbelnder Lust.

Georg Dohlen lehnte in der Türe und sah dem Tanze zu. Schon lange war man hier nicht so ausgelassen gewesen, und Georg liebte die Fröhlichkeit. Er hätte gerne selber mittanzen mögen, mit diesen jungen, zarten Mädchen, deren Gesichter vor unbewußter Erregung glühten. Aber er fühlte es wie Blei in den Gliedern, und sein Blick nahm einen so müden Ausdruck an, daß es Evis aufmerksamen Augen nicht entging. Sie trat auf den Vater zu und umschlang seinen Hals.

„Du siehst angegriffen aus, Papping! Fehlt dir etwas?“

„Nein, ich bin nur etwas müde von der Jagd, du brauchst dir deswegen keine Gedanken zu machen, mein Töchterchen. Und warum tanzest du denn nicht? Ich sah, daß Fritz Blomberg dich um einen Tanz bat.“

„Ach, ich bin ja noch nicht konfirmiert,“ sagte Evi, indem sie sich abwandte. „Mama erlaubt es ja nicht eher.“

Georg strich seiner Lieblingstochter zärtlich über das schwere, aschblonde Haar, dessen Zöpfe zum ersten Mal aufgesteckt waren. Sie fühlte sich nicht mehr als kleines Mädchen, und das mütterliche Verbot mochte sie schwerer treffen, als ihre heitere Miene es zugeben wollte.

„Nun, im nächsten Jahr!“ tröstete der Vater. „Und dann kannst du mir etwas den Ulrich und Lex rufen. Natürlich erst, wenn der Tanz zu Ende ist.“

Als seine Söhne vor ihm standen, nahm er sie beiseite.

„Ihr müßt heute etwas nach dem Rechten schauen, meine Jungen. Die Jagd hat mich mehr ermüdet, als ich's gedacht, und ich werde mich frühzeitig zur Ruhe begeben. Seht zu, daß kein Mangel herrscht. Drüben im Herrenzimmer habe ich eine Bowle zubereitet, und wenn Wein fehlen sollte, so ist hier der Schlüssel zum Keller. Übrigens möchte ich nicht, daß mein Verschwinden auffällt. Wenn man nach mir fragen sollte, so sagt, ich hätte mich in mein Zimmer zurückgezogen und würde später wieder erscheinen. Habt ihr verstanden? Und nun geht und seid lustig und vergnügt. Auch du, Lex! Ich hoffe, daß meine Jungen sich nicht nur im Walde, sondern auch in Damengesellschaft als richtige Söhne dieses Hauses zeigen werden.“

Am andern Ende des Saales musterten Elisabeth Dohlens große, klare Augen die bunte Gesellschaft. Die Jahre hatten ihrer Schönheit keinen Abbruch getan. In ihrem einfachen, heliotropfarbigen Seidenkleide, ein Perlenkollier um den noch jugendlichen Hals, mit dem leicht ergrauenden Scheitel über der ruhigen Stirn, erregte sie die Bewunderung der Gäste. Aber sie beachtete das nicht. Sie war ganz Mutter, und ihre Blicke folgten mit Stolz den Töchtern, die zum ersten Mal sich in großer Gesellschaft bewegten. In ihren selbstgefertigten Waschkleidern über den schlechtsitzenden Miedern, konnten sie mit den Muggernschen Töchtern nicht wetteifern. Es war klar, daß sich die Herren besonders um diese beiden graziösen. fein geputzten Mädchen scharten. Aber Elisabeth empfand keinen Neid. Kam es denn darauf an, ob ein Mädchen im Ballsaal Beifall fand? Nein, ihre Erziehung war nicht darauf gerichtet

gewesen, elegante Weltdamen zu bilden; das überließ sie andern Frauen. — Treue Gattinnen, opferfreudige Mütter eines kommenden Geschlechtes, das sollten ihre Töchter sein! — Und Elisabeth war überzeugt: wenn einer der Herren sich eine Frau suchen wollte, seine Wahl würde eher auf Elsa und Ina als aufs Stasia und Marussia fallen.

Lex und Evi hielten sich abseits. Lex war durch die Aufregung der Jagd, durch den Wein und die Musik in gehobener Stimmung. Immer wieder folgte sein Blick der biegsamen Gestalt Stasia Greves, die fast ohne Unterbrechung tanzte. Sie schien keine Müdigkeit zu kennen, und lächelnd, mit halbgeschlossenen Augen schwebte sie da hin, ganz willenlos, ganz Tänzerin. Lex fühlte, daß er sie-sinnlos liebe.

Das junge Mädchen hatte mit unfehlbarem Instinkt den Eindruck bemerkt, welchen sie auf den fünfzehnjährigen Burschen ausübte.

„Warum tanzen Sie nicht?" Lex hörte neben sich jenen weichen und fremdländischen Akzent, der ihm so süß im Ohre klang.

„Ich tanze schlecht, und es sind ja so viele gute Tänzer da."

„Das ist gar keine Entschuldigung. Ich möchte, daß Sie mit mir tanzen. Sie sollen sehen, es wird schon gehen!" Sie drehten sich bald im Walzerschritt. Wenn Lex aus dem Takt fiel, so faßte ihn Stasia fester bei der Hand und trat energisch mit dem Fuß auf. „Nun, ich danke Ihnen," sagte sie, indem sie den atemlosen Lex verabschiedete. „Sie haben sehr gut getanzt, und wir wollen zusammen noch eine Française versuchen. Die letzte habe ich noch frei." Im näch-

sten Augenblick war sie fort, aber Lex fühlte noch den warmen Druck ihres Armes, als er an Evis Seite zurückkehrte.

Das junge Mädchen saß in einer Ecke und schaute mit brennenden Augen in den Saal hinein. Wenn aber einer der Herren sie zum Tanze aufforderte, erwiderte sie, daß sie das Tanzen verabscheue. Sie war zu stolz, um zuzugeben, daß es ihr verboten sei.

Frau von Greve hatte Evis Fernbleiben bemerkt und fragte die Mutter nach dem Grunde.

Elisabeth erwiderte, daß Evi noch nicht erwachsen sei. Das Tanzen, wie alles im Leben, habe seine Zeit. Frau von Greve verstand das nicht.

„Warum die Jugend nicht soll sich amüsieren?“ fragte sie erstaunt.

Elisabeth zuckte die Achseln. Wie sollte sie ihre Erziehungsregeln einer Frau klar machen, die sicher keine Grundsätze besaß, die alles das gut hieß, was angenehm ist. Ihre Anschauungen gingen zu weit auseinander, als daß eine Diskussion gelohnt hätte.

Elisabeth bemerkte Adolf Piepenstock im Gespräch mit Elsa; schon das letzte Mal, als er in Elkesragge gewesen, hatte er die Gesellschaft der jungen Mädchen einer Kartenpartie vorgezogen. Das war man bei den Piepenstocks nicht gewöhnt. Sie gehörten nicht zu den Ersten des Landes, die Piepenstocks. Es mochten fünfzig Jahre her sein, daß sie ins Land gekommen. Aber sie hatten es verstanden, ihren Besitz zu mehren, und wo ein Stückchen fruchtbares Land billig zu kaufen war, da hatte sich ein Piepenstock festgesetzt. Auch hatten sie sich bemüht, den Kurländer herauszustreichen, und trugen jene biedere Offenheit und

laute Derbheit zur Schau, die sie als besondere Eigenschaften eines richtigen kurländischen Gutsbesitzers betrachteten. Diese Art und Weise war nun gerade nicht Elisabeths Geschmack; immerhin konnte man gegen die Familie nichts einwenden; Adolf Piepenstock war zwar Krautjunker, aber doch ein tüchtiger Mensch.

Schmadderchen freilich, der älteste Bruder, der war etwas heruntergekommen, das ließ sich nicht leugnen. Aber schließlich konnte doch Adolf nichts dafür, daß der Bruder sich dem Trunke ergeben.

Schmadderchen Piepenstock war bei den meisten Herren sehr beliebt. Onkel Edse konnte sich krank lachen, wenn Schmadderchen seine Geschichten erzählte. Er war im Herrenzimmer geblieben und hatte, wie gewöhnlich, schon etwas zu viel getrunken.

„Ja," rief er, „da steh ich nun auf und sage dem Schwein, dem Pastor . . . . ."

„Pfui, Schmadderchen," unterbrach ihn Eduard Dohlen. „So spricht man doch nicht von einem Pastor."

„Aber ich behaupte, er ist und bleibt ein Schwein, und wenn ihm der liebe Gott eigenhändig sein Bäffchen umgebunden hätte. Nun, Herr Pastor, frage ich ganz deutlich, was kümmern Sie sich um meine Angelegenheiten? Habe mich auch nie bei Ihnen erkundigt, aus welchen Büchern Sie Ihre süßen Predigten abschreiben. Nun hättet ihr unser Pastorchen sehen sollen, . . . ganz stillitchen ist er fortgeschlichen, kein Wort hat er über die ganze Suppe verlauten lassen."

„Das hast du wieder hübsch zusammengelogen," lachte Onkel Edse.

Schmadderchen, obwohl an diesen Vorwurf gewöhnt, erhob sich. Er schien beleidigt.

„Bei Gott," brummte er, „ich will euch nichts mehr erzählen. Immer sagt ihr, es sei gelogen." Er stand auf und ging in den Saal, wo Gesellschaftsspiele gespielt wurden. Adolf Piepenstock trat dem Bruder entgegen.

„Was willst du hier? Du hast wieder getrunken, auf drei Schritt riecht man's."

„Ach was, ich werde doch wissen, was ich zu tun habe; als ob ich zum ersten Mal ein Glas Punsch getrunken hätte."

Schmadderchen wurde mit Hallo empfangen, man erwartete von ihm einen unfreiwilligen Witz. Elsa hatte vorgeschlagen, jeder solle durch Gebärden einen Gegenstand darstellen, und die anderen sollten raten, was das bedeute. „Nun, Herr von Piepenstock, jetzt müssen Sie dran!"

Schmadderchen besann sich einen Augenblick, dann ergriff er eine Zeitung, wickelte sie sich um den Kopf und hielt sich einen Teller unters Kinn. Seine wässerigen Augen lachten unter dem Papier hervor.

„Ein Postpaket," riet eine der Damen. „Eine Apfelsine," eine andere.

Schmadderchen schüttelte pfiffig den Kopf.

„Nein," sagte er, „ich bin ein Stück Knappkäse." Das schien man nicht zu verstehen.

„Nun, das ist doch einfach," erklärte er, „ich bin in Papier gewickelt, habe Runzeln und stinke."

Er stand auf und verschwand sehr vergnügt im Nebenzimmer. Alles lachte, nur der korrekte Herr von Blomberg schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Es geht wirklich nicht mehr mit Ewald Piepenstock,“ sagte er zu Elsa. „Man sollte ihn in eine anständige Gesellschaft überhaupt nicht hereinlassen. Diese Kutscherwitze finde ich einfach degoutant; ich verstehe nicht, wie man noch über ihn lachen kann.“

* * *

Es sollte die dritte Française getanzt werden. Lex schlug das Herz, als er sich Stasia näherte. Sie führte ein lebhaftes Gespräch mit Ulrich. Lex bat sie, mit ihm Platz zu nehmen, denn die Musik hätte begonnen. Stasia lachte ihn erstaunt an.

„Sie müssen sich irren, ich habe diesen Tanz ihrem Bruder versprochen. Nein wirklich,“ fuhr sie fort, als Lex sich nicht von der Stelle rührte, „ich erinnere mich absolut nicht, Ihnen diesen Tanz zugesagt zu haben. Sehen Sie meine Tanzkarte, da ist alles besetzt.“

Lex konnte kein Wort finden, er suchte Stasias Auge, um ihre Gedanken zu erraten.

„Sei doch nicht aufdringlich!“ flüsterte ihm Ulrich zu. „Ich verstehe nicht, was du noch willst.“

Lex drehte sich um und eilte aus dem Saal. Es sollte niemand die Tränen sehen, die ihm in die Augen stiegen. „Weibertücke!“ murmelte er und beschloß seinen Gram in Punsch zu ersäufen.

Im Herrenzimmer hatten Onkel Edse, Oberst Greve und der Oberhauptmann Uentrop eine Partie Preference begonnen. Schmadderchen saß neben der Bowle und winkte sofort Lex zu sich heran. Er liebte es, mit ganz jungen

Leuten zu kneipen. Lex ließ sich ein Glas nach dem andern geben, dazwischen stand er auf und schenkte den Kartenspielern ein.

„Wo mag nur dein Vater so lange bleiben?“ fragte Onkel Edse. „Seit zwei Stunden wenigstens sehe ich ihn nicht mehr!“

„Er wollte nur ein bißchen ausruhen,“ antwortete Lex. „Die Jagd hat ihn ermüdet, später wollte er wieder herunterkommen.“

„Ja, ja, mein Bruder ist nicht mehr der alte, nun müssen wir schon ohne ihn unsere Partie machen.“ Onkel Edse räusperte sich. „Sie müssen geben, Herr Oberst!“

Schmadderchens Reden begannen etwas wirr zu werden. „Und nun, Dohlen, möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen,“ fuhr er fort, indem er Lex aufs Knie schlug. „Sehen Sie, wir sind ja eigentlich nicht verwandt, aber unsere Familien sind, das kann ich wohl sagen, seit Jahren innig befreundet, also so gut wie verwandt. Nirgends fühlte ich mich so wohl, nirgends werde ich so freundlich aufgenommen wie hier in Elkesragge. Besonders erinnere ich mich eines Abends, es mag zwanzig Jahre her sein, und ich werde eben so alt gewesen sein, wie Sie jetzt sind. — Aber damals wurde anders gekneipt als heutzutage. Es war grade in diesem Zimmer, und Ihr Onkel drüben hatte es auf mich abgesehen. Bald hatte ich einen gehörigen sitzen. ‚Piepenstock,‘ sagte er zu mir, ‚jetzt müssen Sie uns etwas vortanzen.‘ Ich muß Ihnen noch sagen, daß damals Kosaken durchgezogen waren, bei denen ich ihre Tänze gelernt hatte. Also ich — den Rock abgeworfen und flott drauf los getanzt. — Ihr Onkel krümmt

sich vor Lachen und schlägt mir vor, Bruderschaft zu trinken. Nun, da haben wir denn Bruderschaft getrunken. Sehen Sie, Dohlen, das war hier vor zwanzig Jahren, und da werden Sie es doch begreiflich finden, daß ich in der Erinnerung an jene mir unvergeßliche Stunde Ihnen vorschlage, dasselbe zu tun."

Der Gedanke, mit Schmadderchen Brüderschaft zu trinken und sich mit ihm zu küssen, hatte für Lex wenig Verlockendes. Aber vermeiden ließ es sich nicht.

„Austrinken bis auf die Nagelprobe!" kommaudierte Schmadderchen. Dann küßten sie sich dreimal. Er fuhr fort zu reden, aber seine Zunge wurde immer schwerer. Lex war bald auf seinem Stuhle eingeschlafen. Die drei Herren waren in ihr Kartenspiel vertieft.

Schmadderchen erhob sich. Es war spät geworden, und er dachte daran schlafen zu gehen. Er tippte Lex auf die Schulter, doch der rührte sich nicht.

‚Nun, mag er hier bleiben!' dachte Schmadderchen und suchte seinen Weg die Treppe hinauf in sein Schlafzimmer. Oben im Korridor blieb er stehen. Eine kleine Lampe erhellte dürftig den Raum. Er suchte die Tür zu seinem Zimmer.

Da vernahm er durch die Öffnung einer angelehnten Tür das leise Winseln eines Hundes. Er trat in das Zimmer und stolperte über die Schwelle. Auf dem Tisch stand eine Kerze. Sie war fast ausgebrannt. Nur ab und zu flammte es aus dem Loch des Leuchters auf und erfüllte den Raum mit düsterem Flackerlicht. Schmadderchen schaute sich um. In der Ecke, aus der das Wimmern herüberklang, stand ein Bett. Auf dem Bette lag ein

Mann, angekleidet; die eine Hand hing zum Boden herab, und ein alter, dicker Dachshund leckte diese Hand, eine müde, schmale, weiße Hand. Dabei wimmerte der Hund leise vor sich hin, schaute ängstlich nach oben und versuchte dazwischen aufs Bett zu springen. Doch brachte er's nicht fertig.

„Wer mag sich da so schmählich besoffen haben," murmelte Schmadderchen und schwankte näher. „Bei Gott, das ist ja Georg Dohlen. Nun, Bruderchen, schäme dich, auf deine alten Tage noch so abzufallen. Männe, alter Hund, was ist mit Herrchen geschehen?"

Männe fing lauter an zu winseln. Piepenstock war ganz nah herangetreten und schaute dem Schlafenden in die Augen. Aber das war nicht Georg Dohlens Auge, nein, etwas Schreckliches, ganz Unbeschreibliches blickte ihm aus diesem bleichen Gesicht entgegen.

Schmadderchen stieß einen leisen Schrei aus, dann stürzte er zur Tür. Er stolperte über den Tisch, der Leuchter fiel herunter, und die Flamme erlosch. Im Dunklen tappte er bis zur Türe, dann durch den Korridor zur Treppe hin. Dort kam ihm Lex entgegen. Er war sehr bleich.

„Ach Herr von Piepenstock, mir ist so schlecht," jammerte er.

„So beug dich hier über die Schale, dann wird's gleich besser." Schmadderchen faßte Lexens Kopf und hielt ihn über den Ausguß. Lex würgte, und es ward ihm leichter.

„Danke, jetzt ist es besser, ich bin Ihnen wirklich dankbar."

„Aber wir haben doch Bruderschaft getrunken,“ unterbrach ihn Schmadderchen, doch dann fuhr er sich mit der Hand durch die Haare. „Bin ich nun betrunken oder habe ich geträumt! . . . Lex, Jungchen, der Gedanke ist mir schrecklich . . . Dein Vater . . . ich war eben in seinem Zimmer . . . ach, es ist ja Unsinn, aber es war so unheimlich. Und der Männe, hörst du, wie er winselt!“

Lex erschrak. Er wollte in das dunkle Zimmer hinein. Schmadderchen hielt ihn zurück.

„Um Gottes willen, geh nicht hinein, es ist so unheimlich!“ Aber Lex hörte nicht darauf. Er nahm die Korridorlampe und trat ins Zimmer.

Da lag der Vater, bleich und starr, die Augen weit geöffnet. Lex faßte seine Hand, sie war kalt. Er öffnete Weste und Hemd und legte sein Ohr an die Brust. Da war kein Atem zu spüren. So mochte er schon stundenlang gelegen haben, während unten die Musik spielte und die Menschen tanzten und lachten. Auf dem Teppich vor dem Bett saß Männe und winselte leise, ganz leise. Lex stand einen Augenblick wie betäubt. Dann sprang er auf und wollte zu den andern hinunter.

Doch auf der Treppe blieb er stehen. Wie sollte er das Schreckliche mitteilen? Unten bemerkte er Ulrich und Stasia Arm in Arm vorbeigehen. Stasia lachte. Ulrich sprach eifrig zu ihr. Lex wollte ihn anrufen, doch die Stimme versagte ihm. Jetzt hörte er aus dem Saale Adolf Piepenstocks laute, harte Baßstimme, die die Musik übertönte. „Messieurs á gauche, les dames à droite, chaîne chinoise!“

Lex fiel es auf, wie häßlich die französischen Worte

in Piepenstocks Munde klangen. Er bemerkte den falschen Ton der Klarinette, die allzulaute Begleitung. Alles kam ihm so quälend, unharmonisch, häßlich vor.

Und jetzt sollte er in diese lachende, übermütige Gesellschaft das entsetzliche Wort hineinrufen: Tod!

Er sah es vor sich, wie sie alle auseinanderfuhren, wie die Mädchen aufschrieen, die Herren hinaufstürzten in das Totengemach, er hörte, wie man nach dem Doktor rief, wie die Damen sich mit faden Worten der Beruhigung um die Mutter drängten. Nein, er mochte nicht all dies Gräßliche heraufbeschwören, er empfand es als Entheiligung des ernsten, stillen Schweigens, das über der Leiche des Entschlafenen schwebte und nur durch das leise Winseln des Hundes unterbrochen wurde.

Schmadderchen stand noch immer auf dem Korridor.

„Nun, was ist mit deinem Vater, er schläft doch?"

„Ja, er schläft ganz sanft. Wir können jetzt auch schlafen gehen!"

„Nun, Gott sei Dank, dann habe ich nur Gespenster gesehen. Weiß der Teufel, ich bin heute wieder besoffen. In der Besoffenheit sehe ich Gespenster. Das ist nun mein Unglück!"

Als Schmadderchen in seinem Zimmer verschwunden war, trat Lex zum Vater heran und stellte zwei Kerzen zu Häupten des Entschlafenen. Jetzt, wo die Augen geschlossen, fehlte der Leiche das Gräßliche. Um den Mund lag ein freundlicher Zug, beinahe ein Lächeln, wie man es auf Georgs Lippen so häufig gesehen. Lex schaute ihn lange an, dann kam ihm der ganze Schmerz zum Bewußtsein; schluchzend sank er am Bettrande nieder. Seine Gedanken spran-

gen hierhin und dorthin. Es fiel ihm der Elch ein, den er heute hatte verenden sehen, das Entsetzen, das ihn aus dem brechenden Auge des Tieres angeblickt, die Wut, mit der seine letzte Kraft die junge Birke entwurzelt hatte.

Der Vater war anders gestorben, der war hinübergegangen ins Jenseits mit friedlichem Lächeln auf den Lippen. Der Kampf konnte bei ihm nicht lange gewährt haben, der Tod war als Freund zu ihm gekommen. Und er war ihm willig gefolgt.

Die Müdigkeit übermannte den Jungen. Er schlief ein. So fand ihn Elisabeth Dohlen, als sie nach Verabschiedung der Gäste das Schlafzimmer betrat.

## IV

Der Tod Georg Dohlens lastete lange auf dem alten Hause von Elkesragge. Der Verstorbene hatte es verstanden, den herben Ton, der von Elisabeth ausging, durch sein heiteres, versöhnliches und humoristisches Wesen in ein sanfteres Moll zu mildern. Jetzt, nach seinem Hinscheiden, bewegte sich das ganze Leben auf Elkesragge in ungebrochenem Durakkord.

Schmadderchen Piepenstock war damals zum letzten Mal in Elkesragge gewesen, und von seinen Brüdern kam nur noch Adolf ab und zu hin. Er hatte als Nachbar geschäftlich zu tun, und jedesmal, wenn sein Wagen vorfuhr, ward Elsa rot im Gesicht. Die Greves kamen auch

nur noch zweimal im Jahr zu einem förmlichen Besuch, und die Gäste aus der Stadt, die sich früher oft monatelang in dem gastfreien Hause aufgefüttert hatten, die blieben jetzt ganz aus.

Ulrich war auf der Universität in Göttingen, und nur Onkel Edse brachte Leben ins Haus, wenn er in seinem schäbigen Jagdwagen ankam, um Elisabeth in der Wirtschaft Rat zu erteilen.

Elisabeth Dohlen hatte jeder ihrer Töchter ein Feld der Tätigkeit zugewiesen. Elsa hatte das Armenhaus unter sich, Ina wurde auf ein halbes Jahr zur Erlernung der Krankenpflege in die Stadt geschickt und bekam dann die Leitung des Krankenhauses, für Evi aber wurde eine Kleinkinderschule gegründet.

War früher, unter Georgs Leitung, so manche Unregelmäßigkeit in der Wirtschaft ungestraft geblieben, so zitterte jetzt alles vor dem scharfen Auge Elisabeths. Sie übersah alle Gebiete der weitläufigen Verwaltung, und keine Nachlässigkeit blieb vor ihr verborgen.

Im folgenden Sommer wurden Lex und Evi konfirmiert. Frau von Dohlen hatte den Pastor in Elkesragge für zu unbedeutend befunden, um ihre beiden Kinder im Glauben zu festigen. Sie wurden deshalb zum Propst Steinhart auf sechs Wochen in Pension gegeben und erhielten von diesem gescheiten Mann jeden Tag drei Konfirmationsstunden.

‚Was das Wissen anbelangt,‘ schrieb der Propst an Elisabeth, ‚so können Ihre Kinder es mit den meisten unserer Theologen aufnehmen. Auch mit ihrem Betragen bin ich sehr zufrieden. Doch darf ich es Ihnen nicht ver-

hehlen, daß ich die richtige Freudigkeit vermisse, mit der so junge Menschenkinder vor den Altar Gottes treten sollten. Besonders bei Ihrer Tochter hätte ich mehr Wärme erwartet, mehr Hingabe an die heilige Sache unseres Glaubens. Bei dem leidenschaftlichen Wesen des jungen Mädchens gibt das Gefühl den Ausschlag, und ich fürchte, daß die dogmatischen Kenntnisse sie nicht zu einer gläubigen Christin machen werden. Auch Ihr Sohn scheint seine eigenen Wege zu gehen. Sie vermeiden beide eine Aussprache mit mir, doch hoffen wir und beten wir zu Gott, daß Er, der diesen Kindern so reiche Gaben verlieh, auch ihre Herzen lenken möge, auf daß sie den Grund finden, der allein unerschütterlich ist.‘

Nach Empfang dieses Briefes verbrachte Elisabeth Dohlen eine schlaflose Nacht. Die Worte des Propstes hatten sie tief beunruhigt. Elisabeth selbst war eine viel zu entschiedene, positive Natur, als daß sie je einen ernstlichen Zweifel an dem hatte aufkommen lassen, was ihr durch Erziehung und Instinkt als unumstößliche Gewißheit eingeimpft war. Aber bei ihren Kindern war der selbstbeherrschende Wille lange nicht so entwickelt wie bei ihr. Das hatte sie längst erkannt, und so mußte sie ernstlich befürchten, daß die Anfeindungen des Bösen, der ja sonderlich der Jugend listige Fallen zu stellen liebt, von Erfolg gekrönt sein könnten.

Elisabeth schauderte bei diesem Gedanken. Elsa, Ina und selbst Ulrich waren gut kirchlich gesinnt. Sie hatte das nicht zum mindesten ihrer strengen Erziehung zugeschrieben, und nun sollten bei den beiden Jüngsten all die redliche Mühe, all die heißen Gebete umsonst gewesen sein!

Wenn Lex seine eigenen Wege ging, so war es traurig, aber nicht zu verwundern. Er war ja ein Mann, und die Männer waren ja heutzutage schlechte Christen. Mit dem Alter würde er wohl, wie so viele, wieder fromm und kirchlich werden. Das hatte Elisabeth schon häufig beobachtet. Aber Evi! Wo sollte das hinführen! Ein Mädchen ohne Glauben, ohne den festen Halt, den unsere Kirche gibt, die ist ja dem Verderben ausgeliefert. War nicht Toni Balcke ein schlagender Beweis! Als die aufgehört hatte zur Kirche zu gehen, da war's mit ihr immer weiter bergab gegangen, und wenn es bei Evi ebenso einträfe, entsetzlich!

Und Elisabeth warf sich auf die Kniee, rang ihre Hände und flüsterte leidenschaftliche Gebete für das Seelenheil ihrer Kinder.

Als sie zur Einsegnung kam, fand sie die beiden Konfirmanden in würdiger Stimmung. Man ging spazieren, betete zusammen, und als sie nun alle in der feierlich geschmückten Kirche standen, da glaubte Elisabeth, daß ihre Gebete erhört und ihre bösen Befürchtungen grundlos gewesen seien.

Als nun der Propst die Fragen stellte, ob sich die Konfirmanden zum Glauben unserer heiligen Kirche bekennen und versprechen wollten, stets an ihm festzuhalten, und als er sie aufforderte dies mit einem deutlichen, freudigen ‚Ja' zu beantworten, da bemerkte Elisabeth, daß Evis Züge jenen eigensinnigen Ausdruck annahmen, mit dem sie als Kind so oft den Weisungen der Mutter begegnet war. Und Elisabeth glaubte ganz deutlich zu hören, wie Evi zwischen den Zähnen ein leises ‚Nein' her-

vorstieß. Der Propst stutzte einen Augenblick, doch glaubte er sich verhört zu haben und fuhr in der Zeremonie fort.

Elisabeth zitterte vor Empörung, doch sagte sie nichts; als dann alle zum Abendmahl gingen, und auch Evi ruhig und sogar gerührt schien, da meinte Elisabeth, es habe der Teufel nur vorübergehend ihr Töchterchen zu diesem Widerstand gegen den Geist verleitet, und Gott habe das Kind wieder auf den rechten Weg zurückgeführt.

Bald jedoch erfuhr sie, daß ihre erste Wahrnehmung nur zu richtig gewesen. Eines Tages erschien Evi bei der Mutter und erklärte, sie fühle sich nicht würdig in der Kinderschule den Religionsunterricht zu geben.

„Es freut mich, daß du deine Fehler erkennst und dich bemühst, sie mit Gottes Hilfe zu überwinden," sagte Elisabeth, indem sie ihre Arbeit beiseite legte, „ich finde aber, daß der reuige Sünder grade befähigt ist andern das Wort Gottes an das Herz zu legen. Auch Paulus bekannte immer wieder seine Unwürdigkeit vor Gott, und er ist doch ein begnadeter Verkünder des Heils gewesen. Siehst du, Evi, deswegen brauchst du am Unterricht noch nicht zu verzweifeln. Wenn du dich aber durch Gebet und Selbstprüfung für deine Tätigkeit stärken willst, so habe ich nichts dagegen, daß du einige Tage den Unterricht ausläßt."

Evi wurde rot und knüllte erregt ihre Schürze zusammen.

„Du hast mich nicht recht verstanden, oder ich habe mich falsch ausgedrückt. — Um es kurz zu sagen, ich will nicht Dinge lehren, an die ich selbst nicht glaube. So, nun ist es endlich heraus!"

„Das sind vorübergehende Anfechtungen, mein Kind," antwortete Elisabeth ruhig. „Wir wollen zu Gott beten, daß er dir in diesen schweren Stunden helfe und dich wieder festige im Glauben. Ich werde die Religionsstunden für diese Woche an Elsa übertragen, und du kannst während dieser Zeit in Hengstenbergs Predigten lesen."

Evi hatte heftige Vorwürfe erwartet. Die Ruhe der Mutter reizte sie. Sie liebte es, sich in Widerspruch zur Mutter zu setzen, deren Autorität sie allein unter den Geschwistern zu bekämpfen wagte. Darum antwortete sie trotzig:

„Ich möchte Elsa die Stunden schon ganz überlassen, und die langweiligen Bücher will ich nicht lesen. Man wird ja ganz dumm, wenn man immer diese frommen Schriften lesen und hören muß."

Da erhob sich Elisabeth in ihrer ganzen Größe. „Ich verbitte mir eine solche Sprache," sagte sie, jedes Wort betonend. „Ich will gar nicht wissen, was dich auf so törichte Gedanken gebracht hat, Gedanken, die umso sündhafter sind, als du doch noch vor kurzem dich verpflichtet hast, den Glauben, den man dich gelehrt, alle Zeit zu bekennen. Eins verlange ich unbedingt von dir. Du darfst nicht so respektlos über das reden, was uns allen wert und heilig ist. Du bist noch sehr jung und solltest nicht über Dinge urteilen, die für sehr viel reifere und klügere Menschen unantastbar sind. So, und nun wollen wir nicht weiter reden, und ich wünsche, daß dieses Thema hier nicht mehr zur Sprache kommt."

Evi biß sich die Lippen. Sie drehte sich um und wollte verschwinden, wandte sich dann aber noch einmal zur Mutter und sagte stockend:

„Das, was du mir eben gesagt hast, mußt du auch Lex gegenüber wiederholen. Lex vertritt ganz meinen Standpunkt und geht noch viel weiter als ich."

Elisabeth schaute die Tochter einen Augenblick an ohne ein Wort zu sagen, dann nahm sie ihre Handarbeit vor und sagte leise:

„Gut, daß du mir das sagst, ich ahnte es schon; aber siehst du, Lex ist so taktvoll und läßt es niemanden merken. Es ist traurig und undankbar gegen Gott, seinen Offenbarungen nicht zu glauben, aber durch ein solches Bekenntnis Ärgernis zu bereiten, das ist auch noch eine große Versündigung gegen unsere Mitmenschen."

Als Evi gegangen war, seufzte Elisabeth tief auf.

„Also auch Lex will die Gnade von sich weisen, und diese beiden Kinder wollen sich von Gott abwenden. Ich habe den Jungen so lange im Hause behalten, damit die Versuchung der Welt ihm möglichst fern bleibe, ich habe seinen Unterricht überwacht und ihm täglich das Wort Gottes zu Herzen geführt. Und nun hat sich doch das Gift des Unglaubens auf ich weiß nicht welchem Wege in seine Seele geschlichen. Ach Herr," fügte sie hinzu, indem sie die Hände faltete, „es ist meine Schuld. Ich bin lau gewesen im Gebet, ich habe meine Ehre und nicht deine Ehre gesucht. Ich habe die Strafe wohl verdient. Doch du, Herr, bist gnädig und kannst sie zurückführen zu deiner Herde, die verirrten Schafe. Dann will ich dich loben ewiglich."

* * *

Die Sommerferien dieses Jahres waren für Lex nicht ganz ungetrübt. Elisabeth hatte sich, auf Onkel Edses Zureden, schweren Herzens entschlossen, ihn in eine öffentliche Schule eintreten zu lassen. Er war bald siebzehn Jahre alt, und Onkel Edse hielt es für durchaus notwendig, daß der Junge vor dem Universitätsstudium wenigstens noch ein Jahr auf der Schulbank sitze. Bisher hatte er den Unterricht bei Herrn Sarin genossen, einem Kandidaten der Theologie, dem Georg Dohlen die Mittel zum Studieren gegeben. Herr Sarin war der Sohn eines Bauern aus der Gemeinde Elkesragge. Er hatte sich im Hause Dohlen nicht wohl gefühlt, hatte immer geglaubt, daß man sich über seine Herkunft lustig mache, und war dabei zu ganz merkwürdigen Einfällen gekommen, um diese Herkunft zu verheimlichen. So hatte er gewünscht, daß man seinen Namen Sarin auf der letzten Silbe betone, um ihm einen französischen Klang zu geben. Bei den Kindern hatte er seine Autorität bald verscherzt, und Elisabeth war eigentlich dafür gewesen, daß man ihn durch eine bessere Lehrkraft ersetze, Georg aber hatte seine Partei ergriffen und war für seinen Schützling eingetreten. ‚Armer Kerl‘, hatte er gesagt, ‚er ist noch verlegen in unserer Gesellschaft, aber das wird sich geben; man soll unsere Leute in jeder Weise unterstützen.‘

Herrn Sarins Unterricht hatte nun merkwürdige Früchte gezeitigt. Während Lex in der Geschichte, in den antiken Klassikern und im Französischen gute Kenntnisse besaß, die sogar weit über den Rahmen der Schule hinausgingen, erwies er sich dagegen in Mathematik und im Russischen ganz ungenügend vorbereitet für die Prima. Diese Fächer

hatten ihn nicht interessiert, und er hatte eben nur das getrieben, was ihm gefiel.

An den schönen Sommertagen, die Lex sonst immer im Walde und beim Angeln verbracht hatte, mußte er nun über den Büchern sitzen, und Herr Sarin kam in diesem Jahre ebenfalls ganz um seine Sommerferien.

Doch mit der Arbeit ging's nicht recht vorwärts, es gab jetzt so manche Zerstreuung. Erstens kam es im Juni zur Verlobung von Elsa mit Adolf Piepenstock.

Alle waren zufrieden mit dieser Verbindung, nur Onkel Edse schüttelte den Kopf.

„Weißt du," sagte er zur Schwägerin, „man merkt es diesem Piepenstock doch an, daß er nicht ganz zu den unsrigen gehört. Wenn du ihn so siehst und hörst, dann scheint es, als ob er sich nicht von uns echten, alten Kurländern unterscheidet. Ich habe aber manchmal mit ihm geschäftlich zu tun gehabt. Da merkt man sofort, daß er im Grunde anders fühlt als wir, daß nur das Äußere unserer Rasse angepaßt ist, sein Inneres aber noch die Züge seiner fremden, obskuren Großeltern trägt."

Elisabeth aber huldigte keiner so strengen Rassentheorie und war zufrieden mit der Wahl ihrer Tochter. Die Beschaffung der Aussteuer, die Vorbereitungen zur Hochzeit beschäftigten jetzt das ganze Haus.

Dann aber kam etwas hinzu, was Lex ganz aus dem Gleichgewicht brachte. Frau von Greve aus Muggern hatte mit Marussia eine Badereise unternommen und Elisabeth Dohlen gebeten, die jüngere Tochter derweil in ihre Obhut zu nehmen.

Während ihres Aufenthaltes in Elkesragge zeigte Sta-

sia ihre guten und liebenswürdigen Seiten. Durch Bescheidenheit und Nachgiebigkeit gewann sie das Wohlwollen Elisabeths, die solche Eigenschaften an ihrer Umgebung gerne sah. Selbst Evi verhielt sich nicht mehr so ablehnend ihr gegenüber wie bisher. Freilich konnte Evi die weiche, geschmeidige Art ihrer Altersgenossin nicht verstehen, aber sie bewunderte ihre Lebhaftigkeit, ihre Gewandtheit und ihre Unterhaltungsgabe. Schließlich hatten sich die beiden jungen Mädchen so gut eingelebt, daß Evi ihre neue Freundin ganz für sich in Anspruch nahm. Nur Lex wurde als dritter bei ihren Unternehmungen zugelassen, und willig unterzog er sich den Wünschen der jungen Mädchen. Evi und Stasia hatten ihre Lieblingsplätze im Walde, und Lex zimmerte ihnen dort Ruhebänke, diente ihnen auf Spazierritten als Begleiter, und wenn sie Boot fuhren, führte er die Ruder.

Stundenlang lagen sie abends auf dem See und schauten der untergehenden Sonne nach, die die Kiefernwälder am Ufer mit leuchtendem Rot überzog und ihr gelbes Dämmerlicht die Nacht über am Horizont ließ. Dann mischte sich Evis Altstimme und Stasias Sopran mit dem hellem Klang der Balalaika und dem tiefen der Gitarre, und war man der deutschen Lieder überdrüssig, so stimmte Stasia ein russisches oder Evi ein lettisches Volkslied an.

Wenn Lex dann über seinen Büchern saß, so konnte er seine Gedanken nicht auf die trockenen Wissenschaften richten. Er schaute zum Fenster hinaus und dachte an die reizende kleine Russin, die draußen auf ihn wartete. Stasia ließ sich die schüchternen Liebesbeweise des jungen

Burschen gerne gefallen und freute sich der vollkommenen Macht, die sie auf ihn ausübte.

Diese Zeit süßer Gefühlsschwärmerei fand ein Ende, als Ulrich im August zu den Herbstferien aus Göttingen heimkehrte. Er war groß und stark geworden, und die Schmisse standen nicht schlecht zu seinen regelmäßigen Zügen. Elisabeth gegenüber zeigte er jenen Respekt, der den Dohlenschen Kindern durch die Erziehung eingeimpft war, die Geschwister aber ließ er es deutlich fühlen, daß er nächst der Mutter die erste Person im Hause und der geborene Herr von Elkesragge sei.

Am Tage nach Ulrichs Heimkehr wollten Evi, Stasia und Lex nach dem Abendessen ihre gewohnte Fahrt auf den See unternehmen. Sie waren schon vom Ufer abgestoßen, als Ulrich ihnen vom Lande aus zurief, sie möchten ihn mitnehmen. Lex bemerkte, daß Stasia errötete. Mit starken Ruderschlägen trieb er das Boot in den See hinein und schrie dem Bruder zu, er solle ein ander Mal flinker sein, jetzt würden sie nicht mehr umkehren. Die Mädchen schwiegen, aber diesen Abend wurde kein Lied gesungen.

Das nächste Mal waren sie zu viert auf dem See, und eines Abends, als Lex und Evi zur Landungsstelle kamen, erblickten sie Ulrich und Stasia schon weit draußen auf dem Wasser. Ulrich rief noch herüber, diesmal sei er der flinke gewesen.

Evi schob ihre Hand in Lexens Arm. „Komm,“ sagte sie tröstend, „nimm's dir nicht zu Herzen. Du kennst ja Stasia. Sie kann doch nie etwas abschlagen, wenn man ihr Liebenswürdigkeiten sagt. Und Ulrich hat's gewiß nicht

an hübschen Worten fehlen lassen. Du wirst sehen, wenn erst die Hühnerjagd angeht, dann wird Ulrich nur noch auf dem Felde sein, und wir drei führen dann wieder unser bisheriges Leben."

„Ach was," rief Lex, „ich mache weder Stasia noch Ulrich Vorwürfe. Es liegt einzig an mir, ich bin so ungeschickt und verlegen. Jetzt ist alles verloren, ich fühle es deutlich; Ulrich und Stasia lieben sich."

„Glaubst du wirklich, daß sich die beiden verloben werden? Ich kann es mir nicht denken. Was würde Mama dazu sagen, bedenke doch, Stasia ist eine Russin und griechisch-katholisch."

„Wie," rief Lex erregt, „das sollte ein Trennungsgrund sein für zwei, die sich lieben! Ich möchte den sehen, der mich hindern würde, das Mädchen zu heiraten, das ich liebe. Was kann Stasia dafür, daß sie griechisch getauft ist? Ich dachte, du würdest diese lächerlichen Konfessionsfragen ohne Vorurteil behandeln. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich deswegen meine Liebe opfern wollte."

Evi sah den Bruder erstaunt an. Seine Leidenschaftlichkeit beunruhigte sie. So kannte sie ihn noch nicht.

„Ich habe Stasia ganz gern," sagte sie, „aber du wirst zugeben, daß sie in unsere Familie nicht hineinpaßt. Siehst du, sie ist doch eigentlich recht unzuverlässig. Wer gerade bei ihr ist und etwas nett mit ihr umgeht, der hat ihr Herz gewonnen. Nein, ich würde es für ein großes Unglück halten, wenn Ulrich sie zur Frau bekäme. Gott sei Dank, daß du noch zu jung bist zum Heiraten."

„Hör auf," sagte Lex, indem er sich von der Schwester

losmachte. „Ihr seid alle mit Vorurteilen beladen, ihr seid überhaupt keiner großen Gefühle mehr fähig und versteht sie auch bei andern nicht. Was Stasia betrifft, so könnt ihr euch giften, so viel ihr wollt. Eins aber weiß ich, daß sie nicht so lieblos urteilen würde wie du."

Er war sehr aufgebracht und fuhr sich mit der Hand durch die Haare. Er kehrte der Schwester den Rücken und eilte auf sein Zimmer, um zu arbeiten, wie er sagte.

Es war Elisabeth nicht entgangen, wie sehr Lexens Gedanken sich mit Stasia beschäftigten. Doch bei seiner Jugend konnte das nicht gefährlich werden. Um so größere Sorge bereiteten ihr Ulrichs offene Huldigungen. Ulrich war schon im heiratsfähigen Alter, und es war zu befürchten, daß er nicht genügend Willensstärke besitzen würde, um den Vernunftgründen zu folgen, die gegen eine Verbindung mit der Russin sprachen. Elisabeth atmete auf, als Frau Greve nach Muggern heimkehrte, ihre Tochter wieder zu sich nahm und dadurch der tägliche Verkehr zwischen dem jungen Mädchen und Ulrich aufhörte.

Aber sie konnte es nicht verhindern, daß sich die Jugend häufig sah, und so kam es ihr nicht überraschend, als Ulrich ihr eines Tages etwas zögernd mitteilte, daß er den Entschluß gefaßt habe, Stasia Greve zu heiraten.

Elisabeth entgegnete ihm kurz, daß sie ihre Einwilligung zu dieser Verbindung verweigere.

„Bedenke," sagte sie, „welche Verpflichtungen du als künftiger Besitzer von Elkesragge gegen unsere Familie und gegen das Land hast. Du weißt, wie unsere ganze Existenz mit unserer teueren evangelischen Kirche verbunden ist. Du weißt auch, daß die Kinder aus einer Ehe mit

Stasia nach unseren Gesetzen die Konfession ihrer Mutter annehmen müßten."

„Das habe ich mir alles schon überlegt," erwiderte Ulrich. „Oberst Greve hat hohe Verbindungen in Petersburg, und du müßtest dich an die alte Frau von Lottow wenden, die bei der Kaiserin so viel Einfluß hat. Dann wollen wir ein Bittgesuch an den Kaiser einreichen, daß er mir gestatte, meine Kinder evangelisch erziehen zu lassen."

Elisabeth schüttelte den Kopf.

„Ich weiß, lieber Sohn, was wir davon zu erwarten haben; wir kennen ja mehrere Beispiele: höfliche Redensarten, Achselzucken, die Grundgesetze des Staates und so weiter. Nenne mir bitte einen Fall, wo unter der gegenwärtigen Regierung ein derartiges Gesuch bewilligt worden ist! Nein, lieber Ulrich, du bist noch sehr jung und hast zum Heiraten Zeit genug. Vorläufig verweigere ich ganz entschieden meine Einwilligung zu dieser Verbindung."

Jetzt aber wurde Ulrich lebhaft. Er brachte alles das vor, was verliebte Leute in solchen Fällen zu sagen pflegen; das ganze Glück seines Lebens hinge ab von der Entscheidung seiner Mutter, mit keinem anderen Mädchen könne er je glücklich werden, und außerdem hätte er mit Stasia schon so deutlich gesprochen, daß er anständigerweise nicht mehr zurück könne.

Elisabeth ließ ihn ausreden. Sie sagte nichts mehr. In der Nacht aber schickte sie einen Boten nach Uschwicken, um Onkel Eduard zu rufen. Als der Onkel am andern Morgen zum Frühstück erschien, lachte er mehr als gewöhnlich, nach Tisch aber unternahm er mit Ulrich einen langen Spaziergang. Am Abend ließ er wieder anspan-

nen und raunte beim Abschied seiner Schwägerin zu, sie könne ruhig sein, der Junge werde schon Vernunft annehmen.

Ulrich trug in den nächsten Tagen ein ernstes Wesen zur Schau. Über seine Absichten sprach er mit niemand. Dagegen ließ er sich Lex und Evi gegenüber des längeren aus über die Pflichten und die hohe politische Stellung, die mit dem Besitze von Elkesragge verbunden wären. Die Geschwister glaubten Onkel Edse reden zu hören. Er blätterte auch in den alten Familienpapieren, studierte den Stammbaum der Dohlen und zeigte den Geschwistern die Ahnentafeln von Vater und Mutter, deren jede vierundsechzig Wappen in der obersten Reihe führte. Es waren Namen mit gut niederdeutschem Klang. Und in seiner Phantasie sah er die Fortsetzung dieser Ahnenreihe in seinem Sohn, dem künftigen Erben der Herrschaft Elkesragge; da stand auf der linken Seite er, Ulrich, mit seinen hundert achtundzwanzig ehrwürdigen Vorfahren, und rechts — Anastasia von Greve und deren Mutter und Großmutter mit ihren russischen Namen. Merkwürdig und fremd klang das neben der Sibilla vom Grotthus, der Ulrike von Nettelhorst, der Ludmilla von Plettenberg. Nein, die Namen ließen sich nicht aussprechen, nicht aufzeichnen in einer solchen Ahnentafel. Lydia Aprikosow, Tochter des Akzisebeamten und Titulärrats Aprikosow aus Wiatka. Und dann weiter hinauf nichts, ein undurchdringliches Dunkel über einem wilden Chaos von Popensöhnen, Tataren und Kirgisen. Wer kannte sie, diese Vorfahren?

Ulrich erinnerte sich der Worte seines Onkels: ‚Wir sind eine Rasse für uns, eine festgeflochtene Familie. Das

Blut, das in deinen Adern fließt, hat seit Jahrhunderten seine Nahrung aus derselben Luft geschöpft, die du jetzt atmest. Bedenke, daß du mit deiner Heirat das ehrwürdige Werk vieler Generationen zerstörst, in den gefestigten Bau unseres kerndeutschen Geschlechts einen slavisch-mongolischen Teil einfügen willst. Ist es nicht, als wenn du in eine alte gotische Kirche ägyptische Säulen setzen und sie mit türkischen Ornamenten ausmalen wolltest. Ich gebe zu, daß Stasia in ihrer Art ein reizendes Mädchen ist. Aber auch ägyptische Säulen und orientalische Muster haben Kunstwert, und trotzdem müssen wir sie in einer gotischen Kirche verabscheuen. Ebenso ist es mit dem fremden Blut, das Stasia Greve in unsere Familie hereinbringen würde.'

Diese Worte Eduard Dohlens hatten auf Ulrich großen Eindruck gemacht. Auf der Schule und in seinem Göttinger Korps hatten die aristokratischen Anschauungen seines Elternhauses reichlichen Nährboden gefunden; er konnte sich nicht von der Vorstellung trennen, daß er, Ulrich Dohlen, der berufene Vertreter seines Geschlechts, seiner Familie gegenüber auch Verpflichtungen habe. Und diese Pflichten bestanden in der strengen Ehrenhaftigkeit, welche die öffentliche Meinung forderte, und in der Vermeidung alles dessen, was die Familie sonst beeinträchtigen könnte. Als er zu Stasia Greve von seiner Liebe gesprochen, da war ihm der Gedanke ganz fern gewesen, daß er durch eine Ehe mit ihr gegen die geheiligten Überlieferungen der Familie sündigen würde. Erst jetzt war er anderer Meinung geworden. Aber er war kein Willensmensch wie Elisabeth, die nie gegen ihre Überzeugung handelte. Wenn er an die braunen Augen und die fließenden Bewegungen, an die etwas

belegte Stimme Stasias dachte, dann empörte sich sein Blut gegen die kühlen Erwägungen des Verstandes. Und er schwankte, ob er nicht doch an seinem anfänglichen Entschlusse festhalten solle.

Er hatte dem Onkel versprochen, zwei Wochen lang keine weiteren Schritte zu unternehmen, sich sein Vorhaben genau zu überlegen und ein Zusammentreffen mit dem jungen Mädchen zu vermeiden.

Bevor jedoch diese Frist abgelaufen war, kam ein Bote von Herrn von Greve, der Ulrich dringend aufforderte nach Muggern zu kommen, um ihm beim Ankauf einiger Jagdhunde Rat zu erteilen. Einen Augenblick schwankte Ulrich, ob er sich nicht entschuldigen solle, dann aber ließ er sein Pferd satteln und ritt fort ohne sein Ziel anzugeben. Er sagte sich, daß es ja nur eine Gefälligkeit sei, die er dem Oberst erweise, daß er gar keine Gelegenheit haben würde, mit Stasia allein zu sein, und schließlich nahm er sich vor, eine Einladung zum Abendessen auszuschlagen.

Als er in die Wohnstube der Greves eintrat, fand er sie leer und mußte einige Minuten warten. Als sich die Türe öffnete, erschien Stasia auf der Schwelle. Einen Augenblick schien sie zu zaudern, dann flog sie dem überraschten Ulrich an den Hals.

Und ehe er sich's versah, stand auch die Mutter neben ihnen, legte segnend die Hände auf ihr Haupt und sagte mit gerührter Stimme, sie habe diesen Augenblick schon lange kommen sehen.

„Und wie hat die Kleine auf dich gewartet, mein lieber Sohn. Immer, wenn ein Wagen gefahren kam,

ist sie ans Fenster gelaufen, und die Nächte hat sie so schlecht geschlafen, daß ich fürchtete, sie würde krank werden. Dachte wohl, ihr Ulrich würde sie am Ende vergessen haben."

Das frischgebackene Brautpaar saß dabei und hielt sich die Hände. Stasia war sehr rot geworden. Sie mochte sich etwas schämen, denn es war der Feldzugsplan der Mutter gewesen.

„Ich sollte, glaube ich, ein Gutachten über die Jagdhunde abgeben," sagte Ulrich, als Frau von Greve ihren Redefluß dämmte.

„Aber davon wissen wir gar nichts," riefen die beiden Damen, „ja richtig, der Vater hat zwei Jagdhunde kommen lassen, und du bist ja ein Kenner auf Hunde."

„Ich bin heute auf einen Brief Ihres Vaters hergekommen," sagte Ulrich kühl, „sonst säße ich wahrscheinlich nicht an dieser Stelle."

Stasia ließ Ulrichs Hand fahren. Es zuckte um ihre Nasenflügel, sie biß sich die Lippen und lief schluchzend aus dem Zimmer.

„Das arme Kind, das arme Kind!" jammerte Frau von Greve. Ulrich war einen Augenblick unschlüssig. Das Mädchen tat ihm leid, er sprang auf und holte sie im Nebenzimmer ein. Sie hatte sich auf ein Kanapee geworfen und wehrte ihn ab. Er aber schloß sie in seine Arme und bedeckte sie mit Küssen. Als der Oberst später erschien, wurde die Verlobung mit etlichen Flaschen Wein gefeiert, und abends war Ulrich infolgedessen nicht imstande heimzureiten.

Als er am nächsten Morgen in Elkesragge ankam,

da hatte er einen schweren Kopf und das Gefühl, als ob das gestern Erlebte keine guten Folgen haben würde. Eine Aussprache mit der Mutter war unvermeidlich. Ulrich mußte ihr genau erzählen, wie es zu der schnellen Verlobung gekommen war.

„Also eingefangen nach allen Regeln der Kunst," rief Elisabeth aus; sie war empört und konnte ihre Erregung kaum bemeistern. „Ja, mein Lieber, da kann ich dir nun nicht helfen. Ich sehe jetzt mehr denn vorher, daß du viel zu unerfahren bist, um einen so folgenschweren Schritt mit dem nötigen Ernst zu tun. Ich könnte es vor Gott und mir selber nicht verantworten, das gut zu heißen, wozu dich jene Leute mit List zwingen wollen. Nein, widersprich mir nicht. Ein Mädchen, welches so wenig auf sich hält und sich zu einer solchen Intrige hergibt, kann meinen Sohn nicht glücklich machen. Ich werde dir die Sache leicht machen. Du wirst abreisen, und ich will dann die Angelegenheit mit den Greves selber ordnen. Bist du damit einverstanden?"

„Nun," fuhr sie fort, als Ulrich versicherte, daß sein Entschluß unabänderlich sei. „Wenn du dem Wunsch deiner Mutter nicht folgen und deine Zukunft verderben willst, so tu, was du nicht lassen kannst. — Ich habe nicht nur Mutterpflichten, sondern auch Pflichten gegen das Land, das ich von meinen Vorfahren ererbt habe. Ich will nicht, daß Elkesragge in die Hände eines Menschen falle, der so wenig Charakterstärke besitzt, daß er dem ersten besten Lärvchen ins Netz läuft. Ich werde Lex zu meinem Universalerben einsetzen. Auch werde ich dir jetzt dein väterliches Erbteil auszahlen, aber keine weitere Unterstützung

mehr gewähren. Als wir uns heirateten, bestand das Vermögen deines Vaters in den stark verschuldeten litauischen Gütern; der Verkauf ergab die Summe von sechzigtausend Rubeln. Davon fallen nach unserem Erbrecht ungefähr zwanzigtausend auf deinen Teil. Und damit wirst du dich nun begnügen müssen, wenn du wirklich auf deinem unglückseligen Vorhaben verharren willst."

Die harten Worte der Mutter bestärkten Ulrich in dem Entschluß, die Verlobung nicht rückgängig zu machen. Er gefiel sich in der Rolle des Enterbten und glaubte an die Gerechtigkeit seiner Sache. In einem Briefe voll glühender Beteuerungen teilte er Stasia die neue Lage mit. In ihrer Antwort versicherte ihm das junge Mädchen, daß sie auch die Armut gern mit ihm teilen wolle.

Übrigens fand auch zwischen dem Oberst und Frau von Dohlen ein Briefwechsel statt, dessen Inhalt aber niemand außer den beiden genau erfahren hat.

Ulrich erwartete eine Aufforderung, seine Braut zu besuchen. Als aber mehrere Tage vergingen und keine Nachricht mehr aus Muggern kam, beschloß er ungebeten hinzufahren. Als er mit einem schönen Blumenstrauß, den der Gärtner in Elkesragge gebunden, in Muggern erschien, teilte ihm das Dienstmädchen mit, daß die Herrschaften am selben Morgen nach Petersburg abgereist seien. Der Oberst hätte auch für den jungen Baron einen Brief hinterlassen. Ulrich öffnete den Umschlag und las:

‚Sehr geehrter Herr von Dohlen!

Die Entscheidung Ihrer Frau Mutter zwingt mich zu meinem Bedauern, die Einwilligung zur Heirat meiner

Tochter zurückzuziehen. So wenig wir etwas persönlich gegen Sie haben, so können wir doch nicht gestatten, daß unsere Tochter einer vollkommen ungewissen Zukunft entgegengehe. Sie werden zugeben, daß es unmöglich ist, mit einem Kapital von zwanzigtausend Rubeln eine Familie zu begründen. Sie haben keine Schule beendet, haben also keine Aussicht auf eine staatliche Anstellung. Die Landesämter aber, die Ihnen hier offen stehen, sind so schlecht besoldet, daß man bei ihren Inhabern eine gewisse Wohlhabenheit voraussetzt. Schließlich bin ich selbst nicht in der Lage, meiner Tochter auch nur den geringsten Zuschuß zu gewähren. Wir erachten es daher für unsere Pflicht, unserer Tochter nicht eher zu gestatten sich mit Ihnen zu verbinden, als bis Sie den Beweis erbringen, daß Sie imstande sind, den Unterhalt einer Familie zu bestreiten. Genehmigen Sie den Ausdruck meiner vollendetsten Hochachtung

Greve.‘

Diesem Briefe war ein Zettel von Stasias Hand beigegeben:

‚Mein Freund! Es war ein schöner Traum, aber die Umstände haben ihn zerstört. Urteilen Sie nicht zu streng über mich, Sie wissen nicht, wie viel Tränen ich vergossen habe, als es klar wurde, daß ich auf ein so großes Glück verzichten mußte. Denken Sie manchmal an ihre unglückliche

Stasia.‘

Ulrich zerriß den Brief. Er war wütend, auf sich selbst, auf die Mutter und auf das Mädchen, das ihn so

leichten Herzens aufgab. Auf dem Wege nach Hause kam ihm Lex zu Pferde entgegengeritten. Als er den Blumenstrauß sah, der im Wagen liegen geblieben, und das zerstörte Aussehen des Bruders, da merkte er, wie die Sachen standen.

„Kommst du aus Muggern?“ fragte er.

„Ja,“ sagte Ulrich kurz. „Aber die Greves sind fortgefahren.“

„Da muß etwas nicht ganz in Ordnung sein, wenn die grade jetzt fortfahren,“ konnte Lex sich nicht enthalten zu bemerken.

„Schweig, alberner Bengel,“ schrie Ulrich auf, „steck den grünen Schnabel nicht in Dinge, die dich nichts angehen. Kutscher, fahr zu.“

* * *

Ulrich litt es jetzt nicht länger in Elkesragge. Er reiste zurück nach Göttingen. In den nächsten Jahren hielt er sich dort und in Berlin auf, ohne ernstlich zu studieren. Die Beziehungen aber zwischen Elkesragge und Muggern waren seit dieser Zeit unterbrochen.

Böse Zungen behaupteten auch, daß das Geld, womit der Oberst Greve diesen Winter in Petersburg ein elegantes Haus hielt, aus der Kasse von Elkesragge stamme. Das wird aber nur böswilliger Klatsch gewesen sein.

## V

Im Oktober wurde die Hochzeit von Elsa und Adolf Piepenstock gefeiert. Als die Gäste fort gefahren, nahm Onkel Edse seine Schwägerin beiseite.

„Ich finde, daß Lex in der letzten Zeit nicht gut aussieht. Hast du die Ringe um seine Augen bemerkt? Er ist zu viel allein mit seinen Gedanken, er hockt über den Büchern und lernt doch nichts Rechtes. Ist vielleicht gar unglücklich verliebt! Das ist nicht gut in seinem Alter. Weißt du was! Gib ihn mir mit nach Uschwicken, ich werde mich selber mit ihm beschäftigen, habe ja, Gott sei Dank, ein gutes Gedächtnis und kann noch den Homer ohne Lexikon lesen. Du wirst sehen, ich bringe ihn frisch und munter zurück, und zu Weihnachten ist er in Prima.“

Elisabeth war einverstanden. Zwar fiel es ihr schwer, sich von ihrem Jüngsten zu trennen, aber sie mochte einsehen, daß es für einen jungen Menschen notwendig sei, von Hause fortzukommen, besonders, wenn eine Frau das Regiment führte, und der Einfluß des Vaters fehlte. So siedelte denn Lex zu dem Onkel nach Uschwicken über.

Es herrschte hier eine ganz andere Luft als in Elkesragge. War dort alles wohl geordnet und geregelt, so liebte Onkel Edse im Gegenteil ein Sichgehenlassen in allen Lebensformen. Ebenso wie seine Kleider nachlässig, ja sogar unsauber gehalten waren, so trug auch der ganze Hof den Stempel der Verwahrlosung. Auf allen Wegen wuchs das Gras, die Ställe wurden nur durch Stützen vor dem Zusammenbruch bewahrt, und in den Zimmern standen große Kübel, um das Wasser aufzufangen, das

bei Regenwetter durch das schadhafte Dach von der Decke herabfloß. Auf Betten und Stühlen lagen Hunde, deren es im Hause ein Dutzend gab, und die noch nicht alle stubenrein waren. Und wo die Hunde nicht hinkamen, da lag der Staub fingerdick auf den Möbeln; denn beim Staubwischen, meinte der alte Herr, machten die Mägde nur Unordnung. In sein großes Arbeitszimmer aber durften die Hunde nicht hinein. Dort bedeckten ungeheure Stöße von Büchern die Tische und waren auch auf dem ganzen Boden verstreut. Eduard Dohlen verwandte den größten Teil seiner Einnahmen auf diese Bibliothek. Er besaß ein umfangreiches Wissen und hatte auch allerhand schrift=stellerische Arbeiten versucht. In seiner Jugend hatte er angefangen eine Geschichte des Deutsch=Ordens zu schreiben, doch war ihm ein anderer zuvorgekommen. Dann hatte er viele Jahre darauf verwandt, das mittelalterliche Lehnrecht zu studieren, und es noch immer nicht aufgegeben ein Werk darüber zu veröffentlichen, das diesen Stoff völlig erschöpfen sollte. Daneben hatte er an der Landespolitik Anteil genommen und sich mehrfach publizistisch betätigt, indem er seine feudal=mystischen Theorieen verfocht. Schließ=lich beschäftigte er sich noch mit Numismatik, Heraldik und sogar mit Astrologie, worüber er eine reiche und seltene Literatur besaß.

Trotz dieser gelehrten Neigung liebte Onkel Edse aller=hand Scherz und war jeglicher Pedanterie abgeneigt. Über nichts konnte sich der Alte so freuen, als wenn er seine Leute zum besten hielt. Lex konnte diese Neigung des Onkels nicht recht verstehen und hatte das Gefühl, als sei sie ein Überbleibsel aus einer vergangenen, roheren Zeit.

Eines Tages sah er ihn mit einem Pusterohr am Fenster stehen.

„Komm her, Junge," rief der Alte und gab ihm das Rohr in die Hand. „Da kommt unser guter Chatzke die Straße herab. Wenn er vorbeigeht, so steckst du das Rohr durch meinen Arm und schießt ihm aufs Gesäß. Es ist nur eine Lehmkugel drin."

Lex mochte anfangs nicht, aber dann wollte er nicht weichlich erscheinen. Er blies ins Rohr. Der Jude machte einen Luftsprung und schrie:

„Mennere Monnes! Der Baron hat mir getroffen mit seinem Rohr; werd ich verlangen ein Schadengeld beim Kreisgericht!"

Aber der Onkel, der sich das Lachen kaum verbeißen konnte, spielte den Unschuldigen.

„Seid Ihr meschugge, Chatzke!" rief er. „Wo kann ich auf Euch schießen, wenn ich kein Gewehr habe und mit gekreuzten Armen stehe. Ihr habt wohl wieder Spiggel-Migel gemacht, und der liebe Gott hat Euch zur Strafe auf die Techeles geschlagen."

Ein anderes Mal, als ein Mädchen mit nackten Armen vorbeikam, platzte ihr eine Vogelbeere auf den Arm. Als sie den roten Saft herabfließen sah, meinte sie, es sei Blut, und begann zu schreien. Eduard Dohlen aber lief hinaus, führte sie ins Zimmer und wusch ihr eigenhändig die Wunde. Das Erstaunen des Mädchens, als sie sich unverletzt fand, veranlaßte den alten Junggesellen zu einem Ausbruch der Heiterkeit. Dann gab er ihr Obst und Schokolade als Schmerzensgeld.

Überhaupt kam Lex hier in Uschwicken zum ersten Mal

mit dem Volke in nähere Berührung. Elisabeth Dohlen hatte mit Absicht ihre Kinder von dem Verkehr mit den Altersgenossen aus dem Volke fern gehalten. Sie fürchtete den schädlichen Einfluß ungebildeter Leute. In scheuer Ehrfurcht blickten die Bauern in Elkesragge zu den Herrschaften hinauf, die auf ihrem Schloß ein Leben für sich führten, eine andere Sprache redeten, sich anders kleideten und nur zu den Leuten herabstiegen, um feierlich Pate zu stehen oder Geschenke zu verteilen.

Elisabeth betrachtete es als eine schwere Pflicht sich dem Volke zu widmen und seine Bedürfnisse zu befriedigen; sie zwang sich freundlich, ja höflich mit den Leuten zu reden, aber im Grunde waren sie ihr fremd, und es fehlte jede Herzlichkeit im gegenseitigen Verkehr.

Ganz anders war das Verhältnis zwischen Onkel Edse und seinen Leuten. Der alte Herr sprach von ihnen nie anders als von den ‚Kerlen‘, redete jeden mit ‚du‘ an und schimpfte und fluchte bei dem geringsten Anlaß. Aber er konnte auch stundenlang voll Teilnahme ihnen zuhören, seine Witze fanden überall Beifall, und in seiner Unterhaltung traf er stets einen Ton, der dem Volke verständlich war.

Jeden Sonntag wurde vor den Fenstern des Herrenhauses nach den Klängen der Harmonika getanzt. Volksfeste waren bisher für Lex etwas sehr Langweiliges gewesen. Es war in Elkesragge Sitte, daß die Herrschaften den Tanz eröffneten. Aber so lange Elisabeth und ihre Kinder anwesend waren, hatte sich alles steif zurückgehalten, und Lex hatte immer das Gefühl gehabt, als wenn seine Anwesenheit die Fröhlichkeit des Festes beeinträchtige. Hier

in Uschwicken schien niemand auf ihn Rücksicht zu nehmen; die Burschen bezeichneten ganz offen die Mädchen als ihre Liebsten, die Mädchen gaben ihre Zuneigung deutlich zu verstehen, und wenn es dunkel wurde, so sah Lex die Pärchen sich eng umschlungen halten.

Seltsam berührte diese naive Schamlosigkeit sein durch Erziehung verfeinertes Anstandsgefühl. Er machte den Onkel darauf aufmerksam, was unter seinen Fenstern sich zutrüge. Der fuhr sich mit der Hand in seinen grauen, struppigen Bart und blickte dem Neffen in die Augen.

„Ja, mein Junge," sagte er nach einer Pause, „es gibt eben nichts Besseres auf der Welt als ein Mädchen, das sich rein gewaschen hat, aber noch etwas nach dem Kuhstall riecht."

Der Alte blieb dabei ganz ernst und schaute wieder in die Landtagsakten, die vor ihm lagen.

Er las aber nicht. Seine Gedanken gingen zurück in die Zeit seiner eigenen Jugend, da er nicht weniger vor Liebessehnsucht glühte, als all jene glücklichen, gut gewachsenen, schönen jungen Männer, die bei den Frauen so leichte Erfolge hatten. Er dachte an seine Cousine, um deren Gunst er jahrelang geworben, und die ihn doch nie ernst genommen. Überall hatte er die Wahrnehmung gemacht, daß die Frauen sich gerne von ihm unterhalten ließen, aber vor einer körperlichen Berührung zurückschreckten. Und doch war auch ihm schließlich ein Wesen begegnet, das ihn ganz ohne eigennützige Absichten geliebt, ein einfaches, junges Bauermädchen. Und sie hatte ihre festen Arme um seine häßliche Gestalt geschlungen und hatte liebe Worte geflüstert, Worte, die sei-

nen durch Erfahrung herabgestimmten Ansprüchen als das Schönste erschienen, was er hoffen konnte.

Der Ausspruch des Onkels ging Lex durch den Kopf. Ja, warum sollte er, der junge Herr, nicht auch der Stimme der Natur folgen, wie seine Altersgenossen aus dem Volke? Woher bei ihm diese übertriebene Schamhaftigkeit, daß er noch immer errötete, sobald er sich einem Mädchen näherte?

Wahrscheinlich hätte aber Lex trotz alle dem die Sitten des Volkes nicht mitgemacht, wenn er nicht ein hübscher Junge gewesen wäre, dem die Mädchen gerne entgegenkamen.

Der Onkel sah mit Befriedigung den günstigen Einfluß, den das freie Leben in Uschwicken auf den Neffen ausübte, er ging mit ihm viel auf die Jagd, fuhr mit ihm in die Nachbarschaft, aber sah auch darauf, daß Lex gründlich arbeitete.

„Heute um elf will ich die Jagdhunde loslassen, bis dahin mußt du mit deiner Übersetzung fertig sein!“ So pflegte er zu sagen, und Lex richtete dann seine ganze Aufmerksamkeit auf die Arbeit. Er war auch viel mitteilsamer geworden, frischer und fröhlicher.

Elisabeth war dem Schwager sehr dankbar und schrieb diese Veränderung seinem Einfluß zu. Lex machte zu Weihnachten sein Examen in die oberste Klasse des Gymnasiums und erhielt im nächsten Jahre ein gutes Abgangszeugnis.

* * *

Nun waren sowohl Ulrich wie Alexander in der Fremde. Ulrich lernte, wie er behauptete, die Landwirtschaft. Aber man sah ihn häufiger auf Rennplätzen und in Gesellschaft fröhlicher Zecher, denn in den Hörsälen der Professoren. Mutter und Onkel hatten schon längst den Wunsch ausgesprochen, er möchte in die Heimat zurückkehren und die Wirtschaft von Elkesragge übernehmen, doch schob Ulrich diesen Entschluß immer wieder auf und behauptete, er müsse sich vorher noch etwas in der Welt umsehen. Er hatte viele Schulden gemacht in dieser Zeit. Der Onkel war sehr ungehalten über das Verhalten seines Neffen, hatte ihm eine scharfe Szene bereitet und ihm dringend vorgestellt, daß es Zeit sei, dem Bummelleben ein Ende zu bereiten. Doch kümmerte sich Ulrich nicht weiter um die Ermahnungen des alten Junggesellen.

Mit Alexanders Verhalten war der Alte dagegen zufrieden. Seit der Junge erwachsen, nannte man ihn beim vollen Namen. Er studierte in Leipzig, besuchte eifrig die Vorlesungen, gab nicht mehr Geld aus, als er von Hause erhielt, und arbeitete zu seinem Doktorexamen. Er studierte Archäologie und Kunstgeschichte.

* * *

In Elkesragge floß das Leben dahin in grauer Eintönigkeit. Wenn der Herbsthimmel wochenlang bleischwer über der Waldlandschaft ruhte, wenn die grundlosen Landstraßen jeden Verkehr mit der Außenwelt verhinderten und nach dem kurzen, trüben Tage ein langer, langer Abend schneckenhaft dahinschlich, dann legte Evi Dohlen oft mit

ungeduldiger Gebärde ihre Handarbeit beiseite und hing ihren Gedanken nach, die sie weit fortführten aus ihrer Umgebung, dort hinaus, wo das Leben in schnellerem Tempo einherhüpft, wo die Ereignisse in bunter Folge an den Menschen herantreten und das Innenleben reicher befruchten.

Ihr gegenüber saß Ina. Mit stets gleicher, wohlklingender Stimme las sie aus einem jener phantasiearmen Memoirenwerke vor, die Elisabeth für die geeignetste Familienlektüre hielt. Es war nichts Minderwertiges, was sie ihren Töchtern bot. Aber Evis Temperament widersetzte sich der Zumutung, in dem Leben und der Gedankenwelt eines ihr vollkommen fremden Menschen aufzugehen. Ja, wenn der eigenen schöpferischen Phantasie noch Spielraum gegeben wäre! Aber nein; es waren feste, gegebene Ereignisse, die Urteile fremder Personen, lauter Dinge, die mit ihr, Evi Dohlen, gar nichts zu tun hatten. Was ging sie diese Miß Waddington an, die spätere Frau von Bunsen, deren Lebensgeschichte Ina vorlas, und für die sich Mutter und Schwester lebhaft interessierten? Warum sollte sie hören und ihrem Gedächtnis einprägen, was der preußische Kronprinz zu jener Dame gesagt, und mit welchen Geistesgrößen der damaligen Zeit sie verkehrt hatte? Und hatte Evi nicht vor kurzem erst das Leben der Markgräfin von Bayreuth und das einer großen Dame aus dem achtzehnten Jahrhundert an sich vorbeiziehen sehen?

Das junge Mädchen hatte die dunkle Empfindung, daß jene fremde Gedankenwelt ihre Persönlichkeit beeinträchtigen könnte, und ihr starkes Selbstgefühl bäumte sich auf gegen das künstliche Vergessen der eigenen Person.

Während Elisabeth und Ina dem Buche aufmerksam folgten, schweiften Evis Gedanken weit ab und kehrten zurück zu ihren eigenen Gefühlen und Wünschen. Und immer stärker und bitterer empfand sie die Schranken, die ihr Leben von allen Seiten umgaben und ihrer Entwickelung keinen Spielraum ließen. War nicht die Tätigkeit des ganzen Tages streng vorgeschrieben! Frühmorgens die Wirtschaftspflichten, die Ausgabe einer bestimmten Menge von Mehl, Gewürz und andern Sachen. Dann die Stunden in der Kinderschule, ein Spaziergang, schließlich den langen Abend über Handarbeit und Lektüre. Es war alles von der Mutter bestimmt, von dem Schnitt ihrer Kleider an, bis zu den Büchern, die sie in die Hand nehmen durfte, kein Schritt ohne deren Einwilligung, kein Gebiet selbständigen Waltens.

Elisabeth schwebte ein einziges Frauenideal vor, und zu diesem sollten ihre Töchter herangezogen werden. Jede Abweichung von diesem Wege verurteilte sie aufs strengste, und die ganze Gewalt ihrer starken Persönlichkeit lastete auf den jungen Mädchen, welche sich in allem nach der Mutter richten, in allem die Absichten der Mutter erfüllen sollten.

Bei Ina war es dahin gekommen, daß es für sie keine andere Autorität mehr gab als die der Mutter; sie urteilte, dachte und handelte in ihrem Geiste, und Elisabeth dankte täglich Gott, daß er ihr ein so prächtiges Kind gegeben und ihre Erziehung so wohl gelungen war. Auch bei Evi hatte sie schließlich erreicht, daß ihre Vorschriften befolgt wurden. Aber ihre Herrschaft war nur eine äußerliche. Sie fühlte es deutlich, daß Evis Gedanken den ihrigen

widersprachen, daß sie sich überall in bewußten Gegensatz zur Mutter setzte.

Es war ein Gefühl kaum beherrschter Auflehnung, mit dem Evi ihre Stickerei zu Boden warf, ihre Hände faltete und sich weit zurücklehnte.

Elisabeth schaute fragend zu ihr hinüber. Sie bemerkte, wie die Tochter mit der Fußspitze einen Takt schlug und mit zusammengezogenen Brauen auf das dunkle Fenster blickte, dessen Kreuzstäbe ihr wie ein Gefängnisgitter erschienen.

„Fehlt dir etwas, Evi?“

„Ach nein, Mama!“ — Evi drehte langsam ihren Kopf herum und blinzelte mit ihren stahlgrauen Augen. „Ich bin müde und möchte schlafen gehen.“

Sie küßte der Mutter die Hand und entfernte sich langsam, die Hüften wiegend.

„Was mag nur dem Mädchen fehlen?“ wandte sich Elisabeth zu der älteren Tochter. „Sie hat doch wahrhaftig keinen Grund sich zu beklagen, aber bei der geringsten Gelegenheit zeigt sie diese ungeduldigen Bewegungen und gibt uns diese gereizten Antworten. — Siehst du, mein Kind, das kommt davon, daß Evi kein rechtes Gottvertrauen besitzt. Wer überall die weise Fügung Gottes erkennt, wer sich demütig seinem Willen beugt, der blickt auch fröhlich in die Welt und dankt Gott für alles, was er uns gibt. Der Ungläubige aber ist mit allem unzufrieden und macht das Leben sich und andern schwer. Möge Gott dich bewahren vor jenem Geist des Widerspruchs, der sich aller Autorität widersetzt!“

„Ja, Mama,“ antwortete Ina überzeugt, und in ihren

großen, etwas ausdruckslosen Augen war deutlich zu lesen, daß in diesem Gehirn ein Zweifel an der unumstößlichen Wahrheit der mütterlichen Worte keinen Platz fand.

Unterdessen war Evi in ihre Stube getreten, die sie mit Ina teilte. Die Ordnung und Sauberkeit darin war nicht ihr Verdienst. Es war die Hand der Schwester, die jene an Kleinigkeiten reiche Einrichtung, wie sie den Zimmern junger Mädchen eigen ist, in Ordnung hielt. Evi warf ihre Arbeit auf einen Stuhl. Sie öffnete das Fenster. Finstere Nacht starrte ihr entgegen. Der Wind trieb einzelne nasse Schneeflocken ins Zimmer hinein und pfiff durch die Zweige der alten Linden vor dem Hause. Ach, wie gerne wäre sie hinausgeflogen in diese unwirtliche Nacht, weit fort von diesem stolzen Hause, dessen strenge Zucht ihr junges Leben in harte Fesseln schlug, hinaus in das Unbekannte, Unsichere, das aber in ewigem Wechsel alles versprach, wonach ihr unruhiger Geist verlangte: Rauschendes Leben!

Sie schloß das Fenster und trat zur Lampe. Sie holte einen Brief aus der Tasche und entfaltete ihn; er war von Alexander. Alles, was der Bruder schrieb, war für sie das Manna in der Wüste, die Verbindung mit der großen Welt, das einzige, was ihrem einförmigen Leben Abwechselung und Anregung zu neuen Gedanken gab. Sie lernte die Briefe auswendig.

Der Bruder befand sich in jener Periode der Entwicklung, wo man in der Freiheit und in der Loslösung von veralteten Traditionen ein neues Glück dämmern sieht. Er hatte einen Kreis junger Leute gefunden, die in überquellender Jugendkraft alles Philistertum abzustreifen such-

ten und sich in wilder Verurteilung aller Überlieferung nicht genug tun konnten. Darin hatte Alexander einen ganz anderen Weg beschritten, als ihn bisher die Dohlens gegangen waren. Die hatten nie aus dem Auge verloren, daß sie als Träger einer geschichtlichen Mission kein Recht hätten, aus dem Rahmen der Überlieferung herauszutreten. Während Ulrich durch die Erziehung in seinem Korps in seiner konservativen Lebensauffassung bestärkt worden war, hatte Alexander alles das abzustreifen gesucht, was ihn von der vorwärtsstrebenden Jugend trennen konnte. Die Ahnenbilder in Elkesragge hätten vor Entsetzen ihre Augen verdreht, wenn ihnen die radikalen Ansichten ihres Nachkommen zu Ohren gekommen wären.

Und da der Bruder gewohnt war, seiner Schwester alles mitzuteilen, was er empfand, so wirkten seine Briefe auf Evi wie Posaunenstöße, die sie zu einem neuen Leben aufriefen.

‚Ach Evi,‘ schrieb er, ‚daß Du nicht herauskommen kannst in unsere freiere, glücklichere Welt! Daß Dein Schicksal Dich dazu bestimmt hat als Edelfräulein in Elkesragge zu sitzen, ruhig und satt, aber fern von allem, was aufregend und gefährlich, reich und schön ist, daß Du besten Falles irgendwo auf einem Gute in Kurland als Frau eines Landjunkers Säfte einkochen und Deine Töchter dazu erziehen wirst, daß sie ein ebenso ruhiges, ordentliches und tatenloses Leben führen wie Du und ihr alle zu Hause.‘

Solche Worte steigerten Evis Unzufriedenheit mit ihrem Leben und ihre Sehnsucht nach der Fremde. Sie stützte den Kopf auf beide Hände, und ihre Augen füllten sich mit Tränen, während sie auf die Zeilen starrte, die

ihr Nachricht brachten aus jener Welt, die für sie alles Glück zu bergen schien. Und sie zog aus ihrer Schublade den Brief, den sie nicht vergessen konnte, in welchem der Bruder ihr den Aufstand predigte und allen Widerspruch bekräftigte, der sich bisher in ihr aufgehäuft.

‚Liebe Schwester,' las sie. ‚Also diesen Winter wirst Du die Gesellschaften mitmachen. Ich wünsche Dir viel Vergnügen dazu. Es wird nicht fehlen, daß eine Menge fader Verehrer Dich umwedeln, und schließlich auch ein Freier sich einfinden wird. Ich sehe, wie er, korrekt bis in die Fingerspitzen, bei Mama um Dich anhält, womöglich, ohne Dich vorher gefragt zu haben. Und Du wirst ihm dann errötend dein Jawort geben. Warum? Weil nichts gegen ihn einzuwenden ist und weil ein junges Mädchen eben doch einmal heiraten muß. Ach, Evi, wenn ich daran denke, so steigt mir die Zornröte ins Gesicht. Du bist zu schade dazu, zu schade für diese jämmerliche Ehe der Mittelmäßigkeit, die man bei uns den jungen Mädchen als höchstes Glück preist. Du darfst dich nicht so wegwerfen, und wenn Du's doch tust, dann mußt Du auf meine Freundschaft verzichten. Ich halte nämlich die Ehe, wie sie bei uns üblich, für den Inbegriff des Philistertums, für die Wurzel all unserer sozialen Schäden, ich bin, um es kurz zu sagen, ein Anhänger der freien Liebe. Das klingt Dir seltsam, nicht wahr? Aber ich bin überzeugt, daß auch die selbständigen und mutigen Damen aus unseren Kreisen sich allmählich dazu bekennen werden.

Ich habe neulich ein Buch gelesen. Evi, wenn Du die Worte hören würdest, die darin stehen, sie müßten auch dich packen. Höre nur: ‚Ehe, so heiße ich den Willen zu

zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht voreinander nenne ich Ehe, als vor den Wollenden eines solchen Willens. Dieses sei der Sinn und die Wahrheit Deiner Ehe. Aber das, was die Viel-zu-Vielen Ehe nennen, diese Überflüssigen, — ach, wie nenne ich das? Ach, diese Armut der Seele zu zweien! Ach, dieser Schmutz der Seele zu zweien! Ach, dies erbärmliche Behagen zu zweien! Ehe nennen sie dies alles; und sie sagen, ihre Ehen seien im Himmel geschlossen. Nun, ich mag ihn nicht, diesen Himmel der Überflüssigen! Nein, ich mag sie nicht, diese im himmlischen Netz verschlungenen Tiere. Ferne bleibe mir auch der Gott, der heranhinkt, zu segnen, was er nicht zusammenfügte!‘

Überhaupt, Evi, dies Buch! Es hat ganz neue, kühne Gedanken in mir wachgerufen. Umwertung aller Werte! Befreiung von den Fesseln unserer abgelegten Moral! Evi, das sind Posaunenklänge, die auch bis zu Dir nach Elkesragge dringen müssen, ein Fegewind alten, dumpfen Grabkammern.

Wirf ihn ab, all diesen Ballast von Erziehung, Gebräuchen, Aberglauben. Tritt lachend heraus aus dem Moder in die freie, frische Luft des wahren Lebens. Man will Dir einen verblaßten Abklatsch von Glück geben, greif aber nur zu und erfaß es selbst, das Glück. Dies Glück heißt Freiheit, innere und äußerliche, und ich möchte, daß auch Du sie einmal kosten sollst, und Du bist dazu bestimmt, das glaube ich!‘

Evi zerknüllte den Brief in der Faust und warf ihn dann in die Schublade ihres Schreibtisches zurück. Sie merkte nicht den Schwärmerton in den Worten des Bru-

ders, sie hörte nur den Lockruf zur Freiheit, die Auflehnung gegen diese drückende Autorität des Alt-Hergebrachten. Ach, daß sie keine Möglichkeit sah, diese Freiheit zu erlangen, daß sie die Fesseln der mütterlichen Gewalt zu fest geschmiedet fühlte!

Sie sprang auf und machte einige heftige Schritte durchs Zimmer. Dann begann sie sich auszukleiden. Mit ungeduldigen Fingern hakte sie ihren Schnürleib auf, warf ihn zu Boden und reckte, vom Panzer befreit, ihre kräftigen, ebenmäßigen Glieder.

Plötzlich hob sie das Mieder wieder auf, faßte es mit beiden Händen und bog es übers Knie. Das Fischbein leistete Widerstand. Aber Evi hatte Kraft in den Händen, sie drückte mit aller Gewalt, und da brach es mitten entzwei. Sie lachte hell auf und stieß das zerbrochene Korsett mit dem Fuße von sich, daß es weit durchs Zimmer flog.

„Ach, so möchte ich sie alle zerbrechen,“ rief sie aus. „Alle diese Mieder und Panzer, in die man uns einzwängt. Ich brauche ihn nicht, diesen jämmerlichen Schutz, diesen elenden Gradhalter. Auch ohne ihn kann ich aufrecht stehen. Ich brauche auch nicht dein Buch, Bruder, um mich zu befreien. Was sagen mir Worte? Ich weiß es auch ohnedem, daß ich's hier nicht lange mehr aushalte. Ich laufe davon und werde Sängerin, oder ich geh ins Wasser, oder ich heirate einen faden, reichen Kerl, wie Stasia Greve. Die hat jetzt die Freiheit errungen, die wir Mädchen ohne die Ehe nicht haben können. Ja, grade das will ich tun, ihm zum Tort, der mir aus der Freiheit heraus wie zum Hohne seine glückliche Lage preist, der ja gar keine

Ahnung davon hat, was es bedeutet, zur jungen Dame erzogen zu sein!“

Evi stemmte ihre Fäuste in die Hüften, warf ihren Kopf zurück und drehte sich auf den Fußspitzen, daß ihre offenen Haare in großem Kreise durchs Zimmer flogen.

„Um Gottes willen,“ sagte Ina, die die Türe öffnete, „was ist nun wieder in dich gefahren! Hast du den Verstand verloren? Diese Extravaganzen haben doch wirklich keinen Sinn. Es sieht hier im Zimmer schon wieder wie Kraut und Rüben aus.“

Ina blickte aus ihren großen, etwas ausdruckslosen Augen die Schwester an. Evi zuckte die Schultern und antwortete nichts. Sie kroch schnell in ihr Bett und war bald eingeschlafen. Sie war eben ein gesundes, kräftiges Mädchen.

# Zweites Buch

## VI

Der Frühling war wieder in Elkesragge eingezogen. Auf dem großen Rasenplatz, der von der Veranda aus sich zum See hinabsenkte, blühten die Veilchen und Schlüsselblumen, und der Faulbaum wob um das alte Haus seinen süßen Auferstehungsduft. In der weißlichen, sonnendurchzitterten Luft schwebte das Dreieck eines Kranichschwarms; sein heiserer Schrei vermischte sich mit dem Trillern der Lerche und von der Wiese klang das Gebrüll der Viehherde herauf, die den ersten Tag des Weideganges freudig begrüßte.

Auf der Veranda war's schon ordentlich warm, die Damen saßen ohne Mäntel bei ihrer Handarbeit, und Kora reckte und wälzte sich wohlig im Sonnenschein. Zu dieser freudigen Stimmung der Natur stimmte nicht recht das dumpfe Schweigen und der trübe Ausdruck auf den Gesichtern der Frauen.

„Ich habe heute morgen mit Wittmann gesprochen," begann Ina, um die Mutter auf andere Gedanken zu bringen. „Er hat uns ein Dutzend Flaschen Birkwasser mitgebracht."

Elisabeth schaute auf und schüttelte den Kopf, gleich=

sam als wollte sie die Gedanken loswerden, die unaufhörlich in ihrem Gehirn kreisten.

„Ja so, Birkwasser, das ist gut. Ich hatte ganz vergessen, welches anzapfen zu lassen. Was hat der Förster noch zu erzählen? Er ist doch im Tetterwald gewesen, um den Windbruch zu besichtigen."

„Ja, Mama, gestern ist er von dort zurückgekehrt. Es soll dort wüst aussehen: große Tannen sind entwurzelt, und es wird lange dauern, bis man die Stämme entfernt. Er hat auch eine Nacht in der Auerhahnhütte verbracht. Das soll jetzt lustig sein morgens im Walde. Das schallt nur so vom Balzen des Auerhahnes, auch alle Vögel sind schon zurück aus den Winterquartieren und halten ihr Morgenkonzert im Walde."

„Ja," fügte Elisabeth hinzu, und ihre Augen füllten sich mit Tränen, „das war jetzt die Zeit, wo Ulrich zur Balz hinausfuhr. In dieser Zeit weilte er bei uns in Elkesragge, und wir hatten doch etwas von ihm. Er war ja sonst so selten zu Hause." Elisabeth verbarg ihr Gesicht in den Händen und schluchzte leise. Die Töchter beugten sich über ihre Arbeit und schwiegen.

„Da kommt Onkel Edse gefahren," rief Evi aus und deutete auf die Landstraße. Elisabeth stand auf, fuhr sich mit der Hand über den weißen Scheitel und ging dem Schwager entgegen. Eduard Dohlen sah ernster aus, als gewöhnlich, und er unterließ diesmal eine scherzende Begrüßung. Schweigend umarmte er Elisabeth und die Nichten. Es fiel ihm schwer die Worte zu finden. Und doch mußte er erzählen, auf welche Weise Ulrich das Leben verloren.

Als die jungen Mädchen sich entfernt hatten, nahm er eine Zigarette und drehte sie in den Fingern, ohne sie anzuzünden. Stockend, mit Unterbrechungen erzählte er, wie alles gekommen war. Er war in Berlin gewesen und hatte alle Umstände in Erfahrung gebracht. „Ach, es ist eine lange Geschichte," begann er. „Ich glaube, es fing damals an, als seine Verlobung mit Stasia Greve, der jetzigen Sulagin, auseinanderging. Das brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Vielleicht, wenn er früher geheiratet hätte, würde er nicht soweit gekommen sein. Ich mache mir manchmal selber Vorwürfe, daß ich zu streng gegen ihn gewesen bin. Aber sein Leichtsinn brachte mich aus dem Häuschen, und der Gedanke, daß er Elkesragge einmal verkaufen müßte, um seine Schulden zu bezahlen, ließ mich oft ihn ungerecht beurteilen. Das Unglück war, daß er von Anfang an sich nicht der Pflichten bewußt war, die seine Stellung mit sich brachte. Er hatte immer nur das große Gut vor Augen, das ihm einmal zufallen würde. — Du weißt, der Wert unseres Landes wird weit überschätzt. Man hört die Zahl der Quadratmeilen, die Elkesragge umfaßt, und vergißt, daß ein großer Teil davon Heide und Moor ist, also Land, welches keinen Pfennig einträgt. Ulrich glaubte aber, daß er Gold aus diesem Boden stampfen könnte, wenn er hier zu gebieten hätte. Ich will dir keinen Vorwurf machen, liebe Elisabeth. Du hast nach bestem Wissen und in diesem Falle vielleicht auch klug gehandelt, wenn du ihm keine selbständige Stellung gabest. Jedenfalls aber behagte es ihm nicht, nach deinen Weisungen die Wirtschaft zu führen. Daher zog er es vor, in der Fremde das Leben eines Grandseig-

neurs zu führen, und infolge jener Überschätzung unseres Besitzes fand er unbegrenzten Kredit für die Befriedigung seiner kostspieligen Passionen. In den letzten Jahren, nachdem du dich geweigert hattest seine Schulden zu bezahlen, mußte er, um seine Gläubiger zu befriedigen, immer wieder neue Anleihen aufnehmen. Nun scheint in der letzten Zeit seine Lage so schwierig geworden zu sein, daß ein Skandal nicht zu vermeiden war. Bei uns hätte er keine Unterstützung mehr gefunden. Und mit Recht, denn wir durften nicht unseren Besitz opfern, um Wucherzinsen zu zahlen.

Alles das muß man berücksichtigen, um sich zu erklären, wie er eine Tat begehen konnte, die er bei klarer Überlegung sicher verdammt hätte. Er hatte sich ja leider auch dem Genusse starker Getränke ergeben. Jedenfalls hat er, um Geld zu bekommen, Mittel angewandt, die von unserem Ehrenstandpunkt aus aufs strengste verurteilt werden müssen. Es war bekannt geworden, und man hätte ihn unfehlbar aus seinem Korps ausgeschlossen; auch bei uns wäre seine Stellung vernichtet gewesen.

„Aber weißt du," fuhr Eduard Dohlen fort, indem er aufstand und auf und ab schritt, „auf dem Tische neben dem Bett, wo man ihn gefunden, lag ein Brief, ein offener Brief, an dich gerichtet; ich habe ihn durchgelesen, da ich mich dazu berechtigt glaubte. Dieser Brief, Elisabeth, ist mir eine große Beruhigung gewesen. Ulrich schreibt, daß er den Tod suchen wolle, um seinen unbefleckten Namen nicht der Schande preiszugeben, und um seiner teuren Mutter einen schweren Kummer zu ersparen. Daraus erkenne ich, daß Ulrich trotz aller seiner großen Fehler ein ech-

ter Dohlen war, der den Tod einer Befleckung seiner Familienehre vorzog. Siehst du, das ist mir ein Trost in all dem Unglück; unser Name ist rein geblieben von Schande!"

Elisabeth bedeckte ihr Gesicht mit der Hand. „Ach, was geht mich die Ehre der Familie an, wenn das Heil seiner Seele in Betracht kommt," murmelte sie. „Warum hat er nicht zu Gott gebetet? Er war doch nicht ungläubig, er wußte doch, daß bei ihm Gnade und Vergebung ist, auch für den größten Sünder. Hätte er Buße getan, Gott hätte ihm vergeben, und ich hätte gerne die Schande getragen! Aber statt dessen ist er in seinen Sünden gestorben und hat sich selbst das Leben genommen. Geh, Eduard, laß mich allein, du weißt nicht, wie mir zumute ist!"

Und die starke Frau brach schluchzend zusammen.

* * *

Am andern Tage traf Ulrichs Leiche in Elkesragge ein und wurde still neben seinen Vorfahren beigesetzt.

Elisabeth gewann allmählich wieder ihre Fassung, sie zwang sich, ihre Gedanken auf das praktische Leben zu richten, und nur die Ringe um ihre Augen zeugten von den Tränen ihrer einsamen Stunden.

Als Onkel Edse wieder einmal nach Elkesragge kam, um in der Wirtschaft Anordnungen zu treffen, nahm er Elisabeth beiseite.

„Es sind einige Schulden von Ulrich übrig geblieben, die auf jeden Fall beglichen werden müssen, Schulden an Geschäfte und Freunde."

„Ja," sagte Elisabeth, „ich wollte dich schon längst darüber befragen, denn ich habe doch die Verpflichtungen des Verstorbenen zu übernehmen. Wie viel betragen denn alle Schulden?"

„Es kommt eine hübsche Summe heraus, wenn man das alles zusammenzählt. Allein die Berliner Gläubiger haben eine Forderung auf dreihunderttausend Mark gestellt. Aber du weißt doch, daß kein Angehöriger verpflichtet ist, Privatschulden eines Verstorbenen zu begleichen. Du brauchst auch die Gläubiger nicht zu bemitleiden, sie haben durch die unglaublich hohen Zinsen ihre Leihsumme zum großen Teil schon wieder eingebracht. Es wäre wirklich sehr unnütz, diese Wucherer zu bezahlen."

„Nein, lieber Schwager," unterbrach ihn Elisabeth lebhaft, „davon will ich gar nichts hören. Dem Gesetz nach mag ich nicht verpflichtet sein zu zahlen, mein Gewissen sagt mir aber, daß es doch das richtige ist. Jedenfalls halte ich es für anständig. Meinst du nicht auch?"

Die Selbstverständlichkeit, mit der Elisabeth diesen für sie so nachteiligen Entschluß faßte, gefiel dem alten Junker. Er drückte der Schwägerin kräftig die Hand.

„Tu, was du für recht hältst. Es wird dir zwar nicht leicht fallen, diese große Summe zusammenzubringen. Ihr werdet euch einschränken müssen in den nächsten Jahren, und du wirst mir gestatten, daß auch ich einiges von meinen Einkünften beisteuere. — Noch eins," fügte er nach einer Weile hinzu, „es ist doch selbstverständlich, daß Lex jetzt nach Elkesragge zurückkehrt und sich mit der Wirtschaft eingehend bekannt macht. Er ist jetzt der Erbe von Elkesragge und darf sich uns und unseren Verhältnissen nicht

entfremden. Zwar braucht er ja nicht viel Geld im Auslande, aber es empfiehlt sich doch, daß er künftig hier auf dem Lande lebt. Ich habe nichts dagegen, wenn er sich mit den Wissenschaften beschäftigt, ich finde es durchaus anerkennenswert, daß er einen festen Beruf ergriffen hat, aber jetzt muß er seine archäologischen Forschungen aufgeben und an das herantreten, was für ihn das Nächstliegende ist."

„Gewiß, ich bin ganz deiner Meinung," sagte Elisabeth, „ich habe ihm schon in diesem Sinne geschrieben."

„Siehst du," fuhr Onkel Edse fort, „unter diesen Umständen müssen wir dem Gedanken näher treten, daß Alexander sich hier etablieren wird. Er könnte ja nach Ledenhof ziehen, aber dort ist das Haus zu eng, um es mit einer Familie zu bewohnen. Und ich meine, wir sollten es möglichst begünstigen, daß er bald heiratet. Bedenke, er ist der einzige, der unser Geschlecht fortpflanzen kann, er ist bald dreißig Jahre alt, und wir brauchen einen Erben. Also nicht wahr, es würde sich empfehlen ihm hier das Haus zu überlassen. Ich glaube aber, daß du ihm nicht nur das Haus, sondern das ganze Gut übergeben solltest. Wir haben ja leider sehen müssen, daß die abhängige Stellung, in der Ulrich sich befand, ihm die Wirtschaft verleidet hat. Das müssen wir zu vermeiden suchen. Und nun kommt die große Summe hinzu, die Alexander herauswirtschaften soll, um Ulrichs Schulden zu bezahlen. Wie wäre es, wenn du ihm unter diesen Umständen die Einkünfte von Elkesragge ganz überließest und ihn verpflichtetest außer den Schulden dir und seinen Schwestern ihren Anteil auszuzahlen."

Elisabeth sah den Schwager überrascht an. „Mit andern Worten,“ sagte sie, „du wünschst, daß ich meinen Besitz aufgebe und mein Vermögen teile. Dieser Gedanke ist mir so neu, daß ich mich an ihn erst gewöhnen muß. Glaubst du wirklich, daß solch ein Schritt erforderlich ist? Ich muß gestehen, daß er mir recht schwer fallen würde.“

„Gewiß, ich weiß vollkommen, daß du damit ein Opfer bringst, ein Opfer, daß dir desto schwerer fallen muß, als du von Jugend auf daran gewöhnt bist, dich als Herrin von Elkesragge zu betrachten. Aber bedenke, wenn es für Elkesragge von Nutzen ist, müssen da nicht alle anderen Erwägungen in den Hintergrund treten für dich, die du stets das Wohl des Landes und deiner Leute im Auge hast? Siehst du, ich bin fest davon überzeugt, daß eine starke Hand hier das Ruder führen muß. Du hast ja bisher die Wirtschaft vorzüglich geleitet, aber erstens würde eine gemeinsame Verwaltung zu häufigen Meinungsverschiedenheiten zwischen euch beiden Anlaß geben, und dann sind die Zeiten dazu angetan, eine einheitliche, energische Leitung zu verlangen. Gebe Gott, daß Alexander der Mann ist, der sich einer solchen Aufgabe gewachsen zeigt. Wir leben in schlimmen Zeiten! Sind doch auch zu uns aus dem Auslande jene unglückseligen Ideen gedrungen, welche den Umsturz alles Bestehenden predigen. Die Sozialdemokraten sind eifrig am Werk. Selbst in unsere stille Waldeinsamkeit sind sie gedrungen und streuen das Gift ihrer gottlosen Lehren in die Seele unserer unreifen Jugend. Und nicht nur die Jugend ist es, die ihrer Lockung folgt, sogar bejahrte Männer leihen diesen Verführern ihr Ohr. Du erfährst hier in deiner Abgeschlossen-

heit nichts von dem, was die Leute untereinander reden. Ich aber höre dies und jenes und habe oft Gelegenheit die wahre Gesinnung der Leute kennen zu lernen. Ich habe Ansichten gehört, so frech und schamlos, daß mir die Galle zusammenläuft, wenn ich daran denke. Die Aufteilung des ganzen Landes unter das Volk, das haben sich diese Verführer ausgedacht, um unsere Bauern für ihre dunklen Pläne zu gewinnen und sie gegen ihre Herrschaft aufzuhetzen.

Gegen diese Ideen müssen wir ankämpfen, mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen. Man muß den Leuten das Verwerfliche, Unausführbare, Schädliche dieser Lehre klar machen, man muß ihre Gesinnung kennen lernen und alle schädlichen Elemente zu entfernen suchen. Zu alledem, ich wiederhole es, ist ein Mann nötig, ein ganzer Mann. Und ich hoffe, Alexander wird der sein, den wir brauchen. Er hat so eine ruhige, sichere Art mit den Leuten umzugehen, er ist klug und vernünftig, und wenn er auch während seiner Studentenjahre sehr radikalen Ideen huldigte, so bin ich überzeugt, daß er bald einsehen wird, was unsere Lage verlangt. Denn er ist seinem ganzen Wesen nach ein echter Dohlen. Ja, Elisabeth, ich habe die feste Überzeugung, daß er unserem Namen noch hellen Glanz verleihen wird, ich habe untrügliche Zeichen, daß wir von ihm etwas Großes zu erwarten haben."

Onkel Edse ließ seine Stimme sinken und beugte sich zu Elisabeth herüber. In seinen Augen blitzte etwas wie Fanatismus. Man hätte in diesem Augenblick den humorvollen, gemütlichen alten Herrn nicht wiedererkannt.

„Ich weiß es," flüsterte er, „ich weiß es ganz be-

stimmt. Du wirst nicht daran glauben, du wirst es vielleicht für Sünde halten, was ich getan habe. Aber ich kenne ein Mittel, in die Zukunft zu blicken, das Schicksal eines Menschen zu erforschen. Seit Jahren studiere ich daran. Es ist keine Spielerei, kein Hokuspokus von Zigeunern. Große Gelehrte haben ihr Leben lang an jener Wissenschaft gearbeitet und jene schon fast vergessene Kunst ausgeübt. Siehst du, ich habe Alexander das Horoskop gestellt, genau nach den Regeln, wie ich sie in den alten Büchern gefunden. Ich habe zwei Methoden angewandt, und jedesmal war das Ergebnis das gleiche. Glaube mir, die Sterne reden die Wahrheit: Alexander ist zu etwas Großem bestimmt. Er ist unter demselben Zeichen geboren wie sein großer Namensvetter, der Welteroberer."

Eduard Dohlen lehnte sich zurück und bemerkte den erstaunten und mißtrauischen Blick seiner Schwägerin. Natürlich, wie sollte sie daran glauben! Wer glaubte denn überhaupt noch an die Astrologie. Er allein, Eduard Dohlen, der einzige in Kurland, und einer der wenigen in Europa, er kannte diese Wissenschaft und war zu der Überzeugung gekommen, daß es kein Aberglaube sei.

Er hatte diese Beschäftigung sorgfältig geheim gehalten, aus Furcht, der Lächerlichkeit anheimzufallen. Jetzt bedauerte er, im Eifer des Gespräches das Geheimnis verraten zu haben. Er lachte etwas gezwungen.

„Das ist so eine kleine Passion von mir," sagte er nachlässig. „Die Schrullen eines alten Mannes. Lege, bitte, kein Gewicht darauf, laß uns vernünftig reden!"

Und der alte Herr suchte von neuem Gründe, um seiner Schwägerin klar zu machen, daß Alexander den

Besitz von Elkesragge antreten müsse. Elisabeth sah ein, daß er recht habe, es kostete sie aber schwere Überwindung, bis sie sich entschloß den Rat des Schwagers zu befolgen und auf den ihr lieb gewordenen Machtbereich zu verzichten.

* * *

Als Alexander nach einigen Tagen in Elkesragge erschien, eröffnete ihm die Mutter, daß er die Bewirtschaftung von Elkesragge übernehmen müsse, und daß sie gesonnen sei, ihm den ganzen Besitz abzutreten, wenn er sich imstande fühle, die nötige Summe auszuzahlen. Alexander zeigte keine Verwunderung, auch keine besondere Freude über diese Mitteilung.

Als er in Neapel den Tod des Bruders erfahren, da war es ihm sofort klar geworden, daß er sein bisheriges Leben aufgeben und in seine Heimat zurückkehren müsse, um der Mutter in der Verwaltung des Gutes beizustehen. In den zehn Jahren, die er in der großen Welt verlebt, hatte er sich von einem unreifen Jüngling mit unklaren und hochfliegenden Plänen zu einem Manne entwickelt, der das Leben nicht mehr durch die gefärbte Brille des Idealisten ansieht. Er hatte mit Erfolg archäologische Forschungen in Griechenland, in Italien und Ägypten getrieben, aber sie waren ihm kein Herzensbedürfnis gewesen. Er hatte seinen Beruf ausgeübt, weniger aus innerem Drang, als in der Erwägung, daß ein geschmackvoller Mensch irgend etwas betreiben müsse, was das äußere Leben regelt und zugleich dem innern Menschen den

Boden bietet, auf dem er sich entwickeln kann. Und anstatt, wie so viele junge Leute in seiner Lage, die Rechte zu studieren und später ohne wirkliche Teilnahme und ohne Hingebung irgend eine öffentliche Stellung zu bekleiden, hatte es Alexander vorgezogen, auf einem Gebiete zu arbeiten, daß seinem Geiste eine ansprechende Beschäftigung und seinem Leben bunte Abwechselung bot.

Jetzt, da sich ihm ein weiteres Feld der Tätigkeit zu öffnen schien, war er ohne Bedauern dazu entschlossen, seine gelehrten Studien gegen die Stellung eines Landmagnaten einzutauschen. In seiner Phantasie malte er sich aus, welche Veränderungen er vornehmen wollte, welche Anschauungen er öffentlich vertreten und wie er den Geist einer verfeinerten Kultur in die noch etwas mittelalterlichen Verhältnisse seiner alten Heimat verpflanzen würde. Er dachte nicht daran, daß sein Leben sich bisher fern von aller praktischen Tätigkeit abgespielt hatte, daß ihm die Bedürfnisse und die Eigenart seiner Heimat weder durch seine Erziehung noch durch Übung wirklich bekannt geworden waren, daß die ganze Entwicklung seiner Persönlichkeit eine ganz andere Richtung genommen hatte, als sein neuer Beruf es forderte. Er hielt sich für durchaus befähigt die Verwaltung eines Gutes zu übernehmen, er erklärte der Mutter, daß er noch einige Monate darauf verwenden wolle, verschiedene Musterwirtschaften kennen zu lernen, und daß er dann dem Wunsche der Mutter gerne Folge leisten und sich dauernd in Elkesragge niederlassen wolle.

„Gott helfe dir, mein Herzenssohn,“ sagte Elisabeth und schloß ihn in die Arme. „Du bist ja jetzt mein einziger, und für dich will ich alles tun, was in meinen

Kräften liegt. Dir übergebe ich jetzt das Heiligste, was ich besitze, unser altes, ehrwürdiges Stammgut, dieses Land, dem nächst meinen Kindern alle Liebe und Sorge gegolten haben. Du wirst dich der großen Pflichten bewußt sein, die du damit übernimmst, du wirst ebenso wie ich deine Aufgabe darin suchen, ein guter, treuer und gerechter Herr zu sein, und du wirst hoffentlich mehr leisten können als eine alte, fünfundsechzigjährige Frau."

---

## VII

Noch in diesem Herbst verließ Elisabeth mit Ina und Evi Elkesragge und siedelte in die Stadt über, wo sie das große alte Haus bewohnte, das sie von ihrer Großmutter, der alten Landhofmeisterin, geerbt hatte. Es war an der Zeit gewesen, die Last der Wirtschaft auf jüngere Schultern abzuwälzen, denn ihre Gesundheit ließ viel zu wünschen übrig, das Herz machte ihr häufig zu schaffen, und sie war im letzten Jahre auffallend harthörig geworden, so daß sie einer allgemeinen Unterhaltung kaum folgen konnte und häufig mißverstand, was man ihr sagte. In der kleinen Provinzialstadt hatte sie bald einen Kreis von Damen um sich gesammelt, die die Wohltätigkeit pflegten und zu der klugen, frommen Greisin in blinder Verehrung aufschauten, von Evi aber gründlich gehaßt wurden.

Evi fühlte sich sehr unglücklich in der Stadt. Sie

war jetzt dreißig Jahre alt und merkte, daß sie in der Gesellschaft schon zu den älteren Jahrgängen gezählt wurde, obwohl sie sich noch jung und lebenslustig fühlte. Der strenge Zwang, der auf ihr gelastet, hatte ihrer Entwickelung eine besondere Richtung gegeben, sie hatte sich innerlich verzehrt, und äußerlich war sie schroffer geworden, schärfer im Urteil und mißtrauisch den Menschen gegenüber. Man liebte sie im allgemeinen nicht, und nur einige ganz junge Mädchen schwärmten für sie, weil sie ihnen so interessant schien. „Sie muß eine große unglückliche Liebe gehabt haben!“ raunte man sich zu.

Doch das entsprach nicht der Wirklichkeit. In den ersten Jahren, als sie in Gesellschaften auftrat, hatte es ihr Spaß bereitet, mit den Herren zu scherzen, aber sobald einer ernstere Absichten verriet, hatte sie ihn abfahren lassen. Das wußten die Herren und waren vorsichtig geworden. Es gab ja auch nur ein Dutzend, das für Evi in Betracht kam, und sie hatte entschieden, daß alle diese Männer ihr gleichgültig seien. Nur für den dicken Grafen Uentrop hatte sie mehr übrig als höfliche Redensarten. Sie stand mit ihm auf stetem Neckfuß und fühlte sich manchmal stärker zu ihm hingezogen. Doch wenn sie seine gedunsene, unsaubere Gestalt betrachtete, dann schien es ihr ganz unmöglich ihn lieben zu können. Sie verglich ihn mit dem Bruder Alexander und fand, daß nur ein Mann von seinem Äußeren liebenswert sei.

So hatte sich denn Evi mit dem Gedanken vertraut gemacht, eine alte Jungfer zu werden; aber diese Resignation war nur die des Verstandes, ihre leidenschaftliche Natur verlangte nach Liebe, und da sie keinen Gegenstand

fand, auf den sie ihre Liebe richten konnte, so hatte sich jenes schroffe Wesen entwickelt, das die Menschen an ihr kannten. Das banale Leben der Kleinstadt brachte sie vollends zur Verzweiflung, und mit Sehnsucht erwartete sie den Augenblick, da sie zurückkehren könnte nach Elkesragge zu dem Bruder, an dem ihre ganze Zärtlichkeit hing.

Alle Bitternis, aller Unmut, die sich in ihr aufgehäuft hatten, waren verflogen, als sie an einem Frühlingsabend, nach einer Abwesenheit von über einem halben Jahr, wieder den blanken Spiegel des Sees erblickte und den Schrei der Kraniche vernahm, die, kaum sichtbar, hoch oben im blauen Äther kreisten. Erinnerungen an ihre glückliche Kinderzeit wurden wach, an die Spiele und Erlebnisse, die sie mit dem Bruder geteilt, diesem vergötterten Bruder, der so lange in der Fremde geweilt hatte und nun wie ein Märchenprinz heimgekehrt war, um nach langer Abenteuerfahrt das ererbte Königreich zu regieren.

Wie oft hatte sie dort aus dem Fenster geblickt in die Ferne, traumverloren, in der Erwartung, daß von daher ein großes Glück kommen und sie herausreißen würde aus dem engen Gefängnis, als das sie damals Elkesragge betrachtete. Und nun! War es nicht die Erfüllung einer heißen Sehnsucht, wieder hier zu sein, an dem Orte, den sie einst verflucht! Sie mochte nicht mehr nach Unerreichbarem streben, sie wollte die Gegenwart genießen mit allen Freuden die sie bot.

„Gib mir deine Hand, Bruder," flüsterte sie, indem ihr Blick Alexander suchte, der vor ihr auf der Veranda saß und ihr den Tee einschenkte. „Ach, hier ist gut sein,

hier ist Friede, hier ist das Beste von mir, meine Seele. Die fehlt mir drüben, in der gräßlichen Stadt. Wie hast du nur so lange leben können, fern von diesem Ort, da deine Wurzeln liegen, in fremden Städten, unter fremden Bäumen, mit fremden Menschen? Ich glaube, ich würde vor Sehnsucht sterben, wenn ich ein Jahr lang nicht lettisch reden hörte, unsere liebe lettische Bauernsprache!"

Alexander rührte langsam seinen Tee in der durchsichtigen chinesischen Tasse. „Ja, siehst du," sagte er, „wir sind eben doch verschiedene Naturen. Du bist ursprünglicher, bodenständiger, du hast einfache, natürliche Gefühle und kannst dir andere nicht vorstellen. Dir erscheint jedes Ding als schwarz und weiß. Bei mir ist das alles, ich möchte sagen, abgetönt, und ich bevorzuge die gemischten Farben. Ich liebe die Heimat, aber ich liebe auch die Fremde, ich bewundere ägyptische Tempel, die Wüstenlandschaft ringsum, aber es macht mir auch wieder Freude zu sehen, wie ein Feld gut gepflügt wird. Meine Reisen und meine Forschungen, sie waren wie feine Mahlzeiten, zubereitet in fremden Küchen mit seltenen Leckerbissen und feinen Gewürzen. Hier bin ich zu guter Hausmannskost zurückgekehrt, deren Vorzug es ist, von meinen Leuten in meinem Hause gekocht zu werden. Man muß viel herumgewesen sein in der Welt, um diese Hausmannskost in ihrer ganzen Güte würdigen zu können."

„Wenn dir nur nicht wieder das Verlangen kommt nach jenen auserlesenen Speisen!" sagte Evi lächelnd.

„Ach nein, ich genieße das Leben hier aus vollen Zügen. Ich liebe unsere heimatliche Landschaft. Siehst du jene feine, leicht geschwungene Linie, die der Wald am

Horizont bildet, dann die mächtige Tannengruppe, die darüber hinausragt und sich unten wie ein Berg im See spiegelt, rechts davon die fast kreisrunde Form der Heideneiche, und genau im goldenen Schnitt das weiße Häuschen des Buschwächters? Das ist eine Harmonie des landschaftlichen Aufbaues, wie man ihn an den berühmtesten Stellen der Erde nicht schöner finden mag. Ich habe mir Verschiedenes ausgedacht, wodurch ich unser Landschaftsbild noch heben werde: dort, vor dem schwarzen Tannenwald, will ich einen weißen Bau aufführen, ein neues Haus, daß ganz meinen Bedürfnissen entsprechen soll. Und den Bauernhof drüben mit seinen scheußlichen Gebäuden, die die ganze Gegend verderben, will ich einziehen und abreißen lassen. Außerdem hat grade die Gegend dort herum für mich einen besonderen Reiz. Es ist der Ort, wo ich als Knabe mit meiner Elfe Grisalda verkehrte, an deren Existenz ich schließlich fest glaubte. Es kommt mir manchmal vor, als wenn ich sie noch jetzt abends ihre Tänze aufführen sähe. — Nein, bitte, lache nicht, es ist mir ernst mit dieser Wahrnehmung. Ich weiß, daß es an jenem Ort nach dem Glauben der Leute spukt, ich finde, daß diese Sage volle Berechtigung hat, und meine, daß man einen Mythus, der sich um einen Ort webt, weiter ausbilden sollte. Grade Elkesragge mit seinen unberührten Waldungen, seinen versteckten und verwachsenen Seen, seinem Götzenberge und seinem Gespenstermoor, bietet ja eine Fülle von Anregung in dieser Hinsicht. In welch einem ganz andern, persönlicheren Verhältnis zur Natur wuchsen die alten Griechen auf, bei denen jeder Berg, jede Quelle ihren Mythus, ihr das naive Gemüt

ansprechende Erlebnis hatten. Ich glaube, wenn man in dieser Weise kultfördernd wirkt, tut man etwas Besseres, als wenn man statt unserer malerischen, strohgedeckten Holzhütten langweilige, steinerne Kasten hinbaut."

Evi schaute den Bruder prüfend an. Das, was er eben sagte, erinnerte sie an längst vergangene Zeiten, an die Zeiten ihrer phantastischen Spiele.

„Was wird aber Mama sagen, wenn sie von diesem heidnischen Plane erfährt? Und mit dem Pastor würdest du auch in Konflikt geraten."

„Mama wird die Sache nicht so ernst auffassen," antwortete Alexander, „sie weiß, daß ich in kirchlichen Dingen nicht mehr so radikal denke wie früher. Ich habe längst eingesehen, daß es geschmacklos ist, unsere alte Religion reformieren zu wollen. Ich lasse der Kirche, was der Kirche ist. Obwohl ich die Berechtigung anderer Religionen neben der unsrigen anerkenne, so bin ich, im Gegensatz zu den meisten unserer freiheitlich denkenden Zeitgenossen, dafür, daß man den Wunderglauben und vor allem die Schöpfungsgeschichte mit ihrer großzügigen Symbolik aufrecht erhält, überhaupt das Mysterium pflegt und auch der Taufe und dem Abendmahl nichts von seiner übernatürlichen Bedeutung nimmt. Nur dadurch können wir heutzutage einer ganz nüchternen Weltauffassung entgegentreten. In dieser Ansicht, wenn auch natürlich aus andern Gründen, stimme ich mit Mama überein; Mama weiß das, und wenn ich daneben etwas das Heidentum pflege, so wird sie es mir, als einem Altertumsforscher, nicht verargen."

Die Geschwister waren aufgestanden, und Alexander bot der Schwester den Arm.

„Wollen wir zum See hinuntergehen. Die Sonne neigt sich zum Horizont, und das ist die Stunde, die ich als Knabe schon so gern am Wasser zubrachte. Siehst du dort den merkwürdigen Schatten, den die Ruine auf die Wiese wirft? Ist das nicht eine drohende Hand mit erhobenem Zeigefinger? Ich habe es neulich schon bemerkt, früher war es mir nie aufgefallen. Es kommt wohl daher, daß die Westmauer unseres alten Stammschlosses im vorigen Winter eingestürzt ist. Überhaupt, unsere alte Ruine, es ist ein Jammer: von Jahr zu Jahr bröckelt immer mehr Mauerwerk ab, und unsere Kinder werden wohl nichts mehr als einen Trümmerhaufen vor sich haben. Und doch möchte ich keinen Finger anlegen zu Ausbesserungen. Es käme mir wie eine Entweihung dieser alten Stätte vor. Wir haben in Deutschland abschreckende Beispiele von wiederhergestellten Burgen. Ich bin wirklich froh, daß Vater nicht den Plan ausführte, unsere Ruine als Ritterburg auszubauen."

Die Arbeiter kehrten vom Felde heim, und auf der Landstraße wurde die Herde zu Stall getrieben. Evi blieb stehen.

„Sollten wir nicht vorher in den Hof gehen, das Vieh und die Pferde besehen? Ich kenne noch nicht die neuen Fohlen, und dann hast du ja neue Zuchtstiere angeschafft."

Alexanders Gesicht nahm einen Ausdruck an, als wäre ihm jemand auf den Fuß getreten.

„Ach nein!" sagte er gedehnt. „Heut abend nicht. Das wollen wir des Morgens machen. Der Abend soll nicht durch praktische Betrachtungen gestört werden, beson-

ders so ein Abend wie heute. Da wollen wir beide zusammen sein in der reinen Natur, ohne das Geschwätz der Leute anhören zu müssen und ohne an all jene kleinen Unannehmlichkeiten erinnert zu werden, die mit der Wirtschaft immer verbunden sind. Komm!“ sagte er, und faßte die Schwester unter den Arm. „Siehst du hier diesen Weg, der zum Wasser herabführt, und dort das Boot am Ufer, zwischen den Weiden! Wie viel Erinnerungen weckt das an gemeinsam verlebte Stunden! Erinnerst du dich, wie wir als Kind ein Floß hergestellt hatten und als Piraten längs dem Ufer fuhren, und dann, wie wir zusammen an heißen Sommernachmittagen Walter Scott lasen? Und die Bootsahrten mit Stasia Greve, der jetzigen Sulagin. — Hast du wieder etwas von ihr gehört? Ihr Mann soll ja sehr reich sein, und es heißt, daß jetzt, nach dem Tode des alten Oberst, die Sulagins den Besitz von Muggern antreten wollen. Bisher lebten sie viel im Auslande, an der Riviera sah man sie jeden Winter. Stasia soll ihren Mann gründlich quälen, aber er soll auch ein komischer Kauz sein. Ob sie wohl jetzt im Sommer hier in unsere Gegend kommen werden?“

„Das würde eine recht angenehme Nachbarschaft für dich werden. Du bist doch an die Gesellschaft von Damen aus der großen Welt gewöhnt, und unsere einfachen, heimischen Frauen und Mädchen mit ihrer hausbackenen Unterhaltung können dir sicher nicht das bieten, was du von Damengesellschaft verlangst. Stasia Sulagin ist etwas anderes, die verstand schon damals, als sie noch kaum erwachsen war, so gut mit den Herren sich zu unterhalten. Ich bin überzeugt, daß sie jetzt, wo sie so viel in der Welt

herumgewesen, durch ihren Geist und durch ihre Grazie alle Männer noch mehr fesselt wie zu jener Zeit, als alle unsere jungen Leute in sie verschossen waren."

„Du irrst dich," unterbrach Alexander die Schwester. „Du irrst dich, wenn du glaubst, ich wüßte unsere Damen nicht zu schätzen! Solche Frauen wie Stasia findest du überall in der Welt, in Wien, Paris und Nizza. Freilich, als ich noch ein ganz junger Mensch war, da erschien Stasia auch mir als die Verkörperung aller weiblichen Reize. Jetzt aber schätze ich etwas anderes, und ich ziehe die baltische Dame jedem anderen Typus vor. So ein Mädchen wie dich, mein Schwesterchen, findet man nicht so leicht in der Welt."

„Ach, laß doch die faden Redensarten. Manchmal merkt man, daß du dich viel in den Kreisen bewegt hast, wo man sich Komplimente sagt. Ich weiß sehr wohl, daß ich nicht dumm bin. Aber das wirst du mir nicht einreden, daß ich etwas Besonderes darstelle. Mein bißchen Klavierspiel ist gerade so viel, wie man von einer guten Dilettantin verlangen kann, gar nichts Geniales, wie du vielleicht glaubst. Andere Talente habe ich nicht, eine Schönheit bin ich auch nicht, also brauchst du mich wirklich nicht auf einen Sockel zu heben und vor den anderen herauszustreichen."

Alexander lächelte. „Nun, wie du willst, meinetwegen, du bist also nichts Besonderes, unterscheidest dich nicht von unsern andern Damen. Dann wirst du mir aber doch wenigstens gestatten, die Art unserer Damen im allgemeinen zu bewundern. Ach, diese großen, blonden Mädchen mit den herben Formen und dem kühlen Gebaren, man sollte glauben, es wäre ihnen unmöglich zu lieben.

Und dann, wenn sie heiraten, was werden das für prachtvolle Frauen! Mir sagte einmal ein Frauenkenner, ein Däne, es gäbe drei Arten von Frauen, erstens die Kokette, dann die Geliebte, und schließlich die Mutter. Alle Frauen stellten einen dieser Typen dar. — Siehst du, er kannte nicht unsere Damen. Die ist fast nie eine Kokette, aber sie ist Geliebte und Mutter zugleich. Und außerdem halte ich sie für die höchste Blüte unserer germanischen Kultur. Auf ihren einsamen Landsitzen haben diese Mädchen Gelegenheit, unberührt von fremden Einflüssen, ihr Inneres zu entwickeln. Es entsteht dadurch eine entzückende Weltfremdheit, gepaart mit feiner Beobachtungsgabe und ernster Bildung, einer Bildung, die sich doch wieder nie aufdringlich in den Vordergrund schiebt, die in durchaus feiner Weise auch dem weniger gebildeten Mann das erste Wort läßt und ihn glauben macht, das Mädchen stehe auch in dieser Beziehung nicht viel, aber ein ganz klein wenig unter seinem Niveau. Siehst du, das nenne ich weibliche Kultur."

„Ich glaube, du siehst unsere Damen durch eine rosa gefärbte Brille," unterbrach Evi den Bruder. „Es gibt doch recht viel Gänse unter ihnen, und ob sie so starker Gefühle fähig sind, nun, bei sehr vielen wage ich das zu bezweifeln. Aber wenn du unsere Damen so sehr verehrst, dann solltest du doch eine zur Gattin wählen. Es ist an der Zeit, daß du dem Hause eine junge Herrin und dem Geschlecht einen Stammhalter gibst."

Alexander lachte. „Gib mir einen Rat, wen soll ich nehmen? Du hast ein gutes Urteil und wirst mir nicht schlecht raten."

„Das ist es eben, daß ich keine kenne, die für dich paßt. Du bist für alle zu schade!“

Alexander strich der Schwester zärtlich über die Hand. „Auch du hast kein unbefangenes Urteil, mein Herzchen. Du siehst in deinem Bruder mehr, als er ist. Ich bin kein solcher Ausbund von Tugenden, und in mancher Hinsicht wird es meine Frau nicht leicht haben. Übrigens muß ich dir gestehen; ich habe schon meine Wahl getroffen. — Ja, du wunderst dich, daß ich in so kurzer Zeit mich zu diesem folgenschweren Schritt entschlossen habe. Aber dafür habe ich auch die Verkörperung alles dessen gefunden, was ich vorhin unter dem Begriff unserer Dame zusammenfaßte. Es klingt banal, wenn ich sie mit der Birke unseres Waldes, oder mit der Morgenröte eines klaren Wintertages vergleichen wollte. Sie ist auch vielleicht nicht jedermanns Geschmack. Es ist gar nichts Herausforderndes an ihr, — aber ihr Lachen, allein dies Lachen! — Wenn man das hört, so muß man selbst gleich fröhlich werden.“

„Das ist am Ende gar Mary Oldenbockum?“ rief Evi und ließ den Arm des Bruders fahren.

„Richtig! Du verstehst aber zu raten! Nun, bist du nicht zufrieden? Mußt du nicht selbst gestehen, daß sie reizend ist, die duftigste Blüte unseres heimischen Bodens?“

Evi schwieg und blickte auf den See hinaus, dessen anderes Ufer im letzten Abendgold schwamm. „Ihr Männer seid doch merkwürdig,“ begann sie langsam, „wie leicht ihr euch verlieben könnt, und wie wunderlich ihr dann wählt. Ich weiß nicht, aber es scheint mir, daß euch der feine Sinn für das fehlt, was für euch paßt. Dir, zum

Beispiel; du hattest ja die größte Auswahl. Und da muß es ausgerechnet grade Mary Oldenbockum sein! Ich habe wirklich gar nichts gegen sie einzuwenden, ich gebe zu, daß sie ein tadelloses Mädchen ist, eine reizende Erscheinung. Aber bedenke, sie soll deine Lebensgefährtin sein, deine Gefühle, deine Interessen teilen, dich dauernd glücklich machen. Ich glaube, dazu ist sie auch nicht im entferntesten befähigt. Ich bezweifle ganz entschieden, daß sie irgendwelcher Größe fähig ist."

„Mein kluges Schwesterchen!" Alexander lachte. „Du glaubst also wirklich, daß der Mann unbedingt eine geistig ebenbürtige Frau braucht, wie man das so in Romanen zu lesen pflegt. Als ob das Gebiet der Liebe nicht ein ganz andres ist als das unseres Berufes oder unserer sonstigen Neigungen! Gerade das denke ich mir so anziehend, daß Mary gar nicht das Verlangen haben wird, sich in meine Gedankenwelt hineinzudrängen, daß ich in ihr einen Ruhepunkt finden werde, ein Wesen, daß mich erfrischen, nicht aufregen oder stören wird. — Eine geistreiche Frau! Die kann man verehren, ja sogar anbeten, aber heiraten! Nein, da müßte ich ja ihren Launen folgen, mich ihrem Geschmack anpassen, meine Freiheit opfern!"

„Dumme Frauen können ihre Männer aber schrecklich quälen," bemerkte Evi trocken.

„Nein," fuhr Alexander fort, ohne die Bemerkung zu beachten, „ich bin kein Jüngling mehr und weiß, was ich tue. Das Glück, das ich mir an der Seite einer Frau wünsche, das sehe ich jetzt ganz greifbar vor mir. Nächstens, wenn ich zur Stadt fahre, will ich meinen Entschluß Mama mitteilen und dann offiziell um Marys Hand an-

halten. Eigentlich hasse ich ja alle diese Formalitäten, aber es gehört nun einmal dazu, und ich liebe nicht die Emanzipation von althergebrachten Sitten. Ja, du wunderst dich, wie ich mich verändert habe. Du erinnerst dich, daß ich früher ein Gegner der Ehe im landläufigen Sinne war und dich sogar zu meinen Ansichten zu bekehren suchte. Aber seitdem bin ich anderer Meinung geworden und habe eingesehen, daß Kontinuität eine Hauptbedingung wahrer Kultur, der Umsturz aber etwas Barbarisches ist. Seitdem schätze ich sogar alle jene lächerlichen Gebräuche, die aber durchs Alter geheiligt sind und nur ganz allmählich durch zeitgemäßere ersetzt werden können."

Die Geschwister hatten die Bucht umgangen und standen jetzt auf dem hohen Ufer des Sees, von wo aus der Blick über den Hof Elkesragge und seine Felder hinweg die lange, ungebrochene Linie des Horizontes beherrschte, dessen schwarzer Waldstreifen sich scharf gegen den schwefelgelben Abendhimmel abhob.

„Da liegt es vor uns, unser liebes Elkesragge!" rief Evi aus, „wie habe ich mich nach diesem Anblick gesehnt drüben in der Stadt! Gerade so, wie jetzt, in dieser Beleuchtung, sah ich ihn vor mir, den See und den Hof und den tiefen Wald dahinter, und ich glaubte den Duft des jungen Birkenlaubes zu riechen und die Nachtigall schlagen zu hören. Auch Mama fällt es schwer, dort zu leben, ihr Herz hängt an Elkesragge, aber sie hält es für ihre Pflicht, dich hier allein zu lassen, damit für dich kein Hindernis bestehe, eine Familie zu gründen. Nun wird sie zufrieden sein, des bin ich sicher. Mary ist ein Mädchen nach ihrem Geschmack, aus alter Familie, streng erzogen

und so sauber abgeschliffen wie ein Porzellanfigürchen. — Verzeih, Bruder, wenn ich mich wieder über sie auslasse, aber ich kann nicht anders! Du verstehst, daß mich dein Glück lebhafter beschäftigt als alles andere, und da muß ich dir meine Meinung sagen, daß Mary doch keine passende Frau für dich ist."

„Nein, Schwester, ich nehm's dir nicht übel, ich weiß, ihr Frauen habt immer aneinander etwas auszusetzen. Aber ich sagte dir schon, was ich an Mary besonders schätze; die Kultur und die Rasse. Diese Eigenschaften kannst auch du mit deinem strengen Urteil ihr nicht absprechen.

Und dann: ich bin nicht ganz gesund, du weißt, daß ich einen Herzfehler habe und das Leiden sich verschlimmern und einen bösen Ausgang nehmen könnte. Wenn ich sterbe, so kommt unser Besitz an Elsa und ihre Kinder, die Piepenstocks. Du kannst dir denken, daß mir dieser Gedanke nicht grade sehr sympathisch ist. Schon der Name Piepenstock würde sich für den Besitzer von Elkesragge komisch anhören, und die Aussicht, daß unser lieber Schwager Adolf hier gebieten soll, könnte mich wahnsinnig machen. Ich bin wahrhaftig kein Menschenfeind, aber Adolf ist für mich, was das rote Tuch für einen Stier."

„Du hast recht," sagte Evi mit Nachdruck. „Die Piepenstocks dürfen auf keinen Fall in Elkesragge einziehen. Unsere Ahnen drüben auf dem Kirchhof würden sich ja in ihrem Grabe umdrehen. Den ganzen Wald würde er abholzen, eine Eisenbahn herführen und Fabriken gründen. Nein, du mußt einen Sohn haben, und sei es von einer Bäuerin. Unser Geschlecht muß fortbestehen, verstehst du,

es darf nicht aussterben, und wenn Mary dir einen Sohn schenkt, so will ich sie verehren wie eine Heilige.“

Und während die Geschwister den Heimweg einschlugen, sprachen sie von ihrer Familie, von ihren Ahnen, und wie das, was jene angefangen und ausgebildet hatten, von den Nachkommen weitergeführt werden müsse. Und Alexander, der überall gerne einen Kult entstehen sah, entwickelte vor Evi den Gedanken, daß es einem alten Geschlechte wie den Dohlens wohl anstände, seine Vorfahren ebenso zu verehren, wie es die Römer getan und wie es bei den Japanern immer noch Sitte sei. Er sprach von seinem Plan, oben im Walde einen Tempel zu errichten und diesen seinen Vorfahren zu weihen, damit der Gedanke an das uns Überlieferte bei den Nachkommen in dankbarer Erinnerung erhalten bleibe. Es waren Gedanken, die unter dem Einfluß von Onkel Edse entstanden waren und die eigentlich zu seinem sonstigen Wesen nicht recht passen wollten. Wenigstens hatte Evi diese Empfindung.

## VIII

Als die Geschwister zu Hause anlangten, war es schon dunkel geworden. Alexander befahl die Lampe anzuzünden. Evi hatte das Innere des Hauses seit ihrer Ankunft noch nicht gesehen; sie staunte über die Veränderungen, die Alexander vorgenommen; der alte Saal erschien ihr doppelt so groß; es war nicht mehr der dunkle, ungemüt-

liche Raum mit den verschossenen Plüschsesseln. Helle Wände strahlten das Licht großer Lampen zurück, orientalische Teppiche gaben dem Raum ein warmes Gepräge und rote Ledersessel standen im Zimmer herum, dessen Mitte die Bronzefigur des Doryphoros beherrschte. Das Eßzimmer, durch eine anstoßende Stube vergrößert, war mit grünem Stoff ausgeschlagen, und die alten Möbel waren weiß lackiert. Große Kupfergeschirre, viel Glas und Porzellan standen auf den Schränken und Anrichten. Das war alles so festlich, daß Evi meinte, sie hätte zum Essen große Toilette machen müssen.

„Liebes Kind," sagte Alexander, indem er sich vergnügt die Hände rieb, „ein jeder Tag soll uns ja auch ein Fest sein. Vor allem die Mahlzeiten, die müssen eine verfeinerte Sinnlichkeit, eine behagliche Freude atmen, damit sie nicht zu bloßer Befriedigung unserer Notdurft werden. Bisher legte man hauptsächlich Wert auf gute Speisen und gute Getränke, man tafelte dabei in einem dunklen, engen Raum, saß auf unbequemen Stühlen an einem schmalen Tisch, der noch mit allerhand unnützen und häßlichen Dingen bekramt war. — Bei mir siehst du dagegen ein großes, helles Zimmer, einen breiten, mit Blumen geschmückten Tisch, du hörst nicht die Schritte des Dieners und das Klappern der Teller, denn der Boden ist mit einem Teppich und der Tisch unter dem Leinen mit einer Decke belegt; du hast einen bequemen Stuhl und einfaches, aber gutes Glas und Porzellan. Kein prunkvolles Silber und geschnitzte Möbel, die sonst in wohlhabenden Häusern ein Eßzimmer schmücken. Das Geld, das mir zur Verfügung stand, habe ich dazu benutzt, mir aus einfachen,

soliden Mitteln eine behagliche Umgebung zu schaffen. Und du selbst hast zugegeben, daß der Genuß der Mahlzeit erhöht ist, obwohl du keine Leckerbissen erhalten hast."

„Ja, hat denn das alles nicht entsetzlich viel gekostet, dies Messing und Kupfer und die schönen Stoffe?" fragte Evi, indem sie sich umsah.

„Nicht so viel, wie du glauben magst. Du weißt, daß die Bezahlung von Ulrichs Schulden einen großen Teil meiner Einkünfte beansprucht. Ich kann deshalb natürlich nicht sehr viel für die Ausschmückung von Haus und Hof ausgeben, aber ich habe dafür auch die Einkünfte aus Elkesragge um ein bedeutendes erhöht. Ich habe endlich mit der alten Tradition gebrochen, daß kein Holz aus dem Walde an Händler verkauft werden darf."

„Was hat denn aber Onkel Edse dazu gesagt?"

„Der Onkel war natürlich sehr ungehalten und ist gleich in den Tetterwald gefahren, um nachzusehen, ob der Wald nicht schon devastiert ist. Auch mir tat es eigentlich leid, die schönen Bäume zu fällen. Es ist ja eine sehr vornehme Sitte, den Wald in seiner ursprünglichen Wildheit zu lassen und ihn nicht als Erwerbsquelle anzusehen. Aber heutzutage läßt sich das nicht mehr durchführen. Dennoch habe ich einen Bezirk von einer deutschen Quadratmeile dazu bestimmt, daß er als Urwald erhalten bleibe. Für das übrige lasse ich einen Forstplan entwerfen und habe in diesem Jahre nur überständiges Holz geschlagen. Trotzdem habe ich aus dem Verkauf desselben hunderttausend Rubel erzielt."

„Dann kannst du es dir freilich schon erlauben, dein Haus gemütlicher auszustatten."

„Das hier sind nur vorläufige Änderungen," sagte Alexander, indem er sich zurücklehnte und mit dem Messer spielte.

„Mein Plan ist es, dort oben, im Walde, wo man die weite Aussicht über das Land genießt, ein Haus nach meinem eigensten Geschmack aufzubauen. Unser gutes, liebes altes Haus mit seinen niedrigen Zimmern, seinen dicken, unförmlichen Mauern und der feuchten Dunkelheit, die viele Räume geradezu unbewohnbar macht, eignet sich doch nicht mehr für uns Menschen der Neuzeit, die wir nach Luft und Licht verlangen. Wenn ich mir Marys Gestalt vorstelle, so kommt es mir vor, als ob ich ein lichtes, zartes Porträt von Whistler in einen schweren Barockrahmen setzen wollte.

Das Haus, das ich bauen will, soll von außen weiß sein und innen in lauter hellen Farben. Ein plätschernder Brunnen soll in der Halle stehen und rings Blumen in verschwenderischer Fülle, selbst im tiefsten Winter. Und in den Zimmern viel Holzgetäfel, vom tiefsten Mahagoni bis zum hellsten Ahorn und Polisander. Du weißt, Holz, Kupfer und Bronze ist das Material, das ich bevorzuge. Wenn ich in trüber Stimmung bin und ein solches Zimmer betrete, dann fühle ich mich gleich wieder besser gelaunt. Und auch für dich, Evi, will ich ein Zimmer einrichten, nicht eines jener gleichgültigen Gastzimmer, die eine Nummer tragen und sich im Flügel befinden. Gleich anstoßend an die Halle, wird es ein hoher Raum sein, mit einem großen Fenster, dessen Scheiben bis zum Boden reichen und Aussicht bieten auf das dir so liebe Landschaftsbild. An den hellvioletten Wänden, die durch Kupferpilaster

geteilt sind, sollen Klingers Radierungen zur Brahmssymphonie mit ihrer spekulativen Kühle den notwendigen Gegensatz zu der sinnlichen Wärme ihrer Umgebung bilden, ebenso wie die silberne Amazone von Stuck auf einem Sockel von Giallo-antico. Und in diesem Zimmer wird dich ein großer Flügel einladen, mit den Meisterwerken der Tonkunst uns zu den höchsten Gipfeln irdischen Genusses zu führen. — Ach, Evi!“ rief er aus, indem er aufstand, „schon lange habe ich keine Musik mehr gehört. Meine Seele dürstet nach dieser Erquickung. Setze dich an den Flügel drüben im Saal und spiele mir etwas vor, was dir gerade einfällt, etwas, das zu unserem heutigen Wiedersehen paßt.“

Die Geschwister gingen in den Saal, und während Alexander in einem Lehnsessel am Kamin langsam den Rauch einer Importe einsog, spielte Evi den Per Gynt von Grieg. Alexander nickte ihr zu, als sie aufhörte, sie aber schlug die Noten zu und sagte, es wäre noch nicht das Richtige. Sie beugte sich über das Klavier und griff langsam in die Tasten. Dann spielte sie, immer steigend an Kraft und Leidenschaftlichkeit. Ihre Wangen brannten, und ihre Augen hatten einen ungewohnten, abwesenden Blick. Sie spielte das hohe Lied der Sehnsucht, den dritten Akt von Tristan und Isolde.

Als sie geendet, stand Alexander vor ihr. Er ergriff ihre Hände und drückte sie fest. „Du bist wirklich eine Künstlerin,“ flüsterte er, „du legst deine Seele ins Spiel. Ich danke dir.“

Evi erhob sich, ihre Lippen zitterten leise.

„Ja, ich glaube, daß ich eben gut gespielt habe. Das

kommt daher, daß ich heute glücklich bin. Sonst, da liegt alles auf mir wie ein schwerer Stein, der allen Schwung niederdrückt. Heute ist alles leicht, die Gedanken und die Gefühle, und selbst die Hände greifen leichter die Tasten. Weißt du, woran ich denken muß, wenn ich den ‚Tristan‘ spiele. An das Meer und an den Tag, da wir zum ersten Mal davorstanden, damals, als wir noch halbe Kinder waren. Du warst schon einmal allein dagewesen, und nun hattest du in mir durch deine Schilderung das Verlangen geweckt, auch einmal auf der Düne zu stehen und hinaus zu schauen in das Unendliche, etwas zu erleben, was die andern nicht kennen, was einen dann scheidet von der großen Menge.“

„Ja,“ sagte Alexander, indem er den Arm der Schwester nahm und im Saale auf und ab ging. „Auch mir steht jener Tag fest in der Erinnerung. Wir spielten Piraten und hatten ein neues Land erobert, ein Land, das nur uns gehörte, uns beiden ganz allein, und dann tauchten wir uns in die Fluten des Meeres, und die Wellen schlugen über uns zusammen, die wir, nackt und frei von falscher Scham, uns dem großen Wasser, dem Symbol des Ewigen, jauchzend an die Brust warfen.

Ach, wie selten finden wir jene Befreiung von uns selbst, von unserem starren, beengenden Willen, jene Lösung der Schwere um uns, jene Hingabe an das, was tief in uns ruht, gehalten von der Tyrannin ‚Vernunft‘, geknebelt durch jahrtausendelange Übung, jene Hingabe an den großen Gott, welchen die Alten in der Gestalt des Dionysos verehrten. Manchmal kommt er auch zu uns noch herab und reißt uns aus unserem hübsch ordentlich regier-

ten Verfassungsstaat hinaus in den dunklen Urwald, wo es keine Gesetze gibt. Damals, Evi, spürten wir seine Nähe. Wir vergaßen, was vor uns und hinter uns lag, und fühlten nur das ganze Glück jener befreienden Stunde."

Evi ging schweigend neben dem Bruder. Sie hörte seine Stimme, aber sie folgte nicht seinen Worten. Dennoch fühlte sie, was er meinte. Und es regte sich in ihr ein Gefühl der Auflehnung, der Abwehr gegen das, was der Bruder predigte, und was ihrer sich zu bemächtigen drohte. Sie war zu lange in der Schule ihrer Mutter gewesen, und es schien ihr, als hörte sie die Stimme ihrer Mutter, jene strenge, gebietende Herrscherstimme: ‚Nimm dich in acht, es ist das Böse in dir, das, was überwunden werden muß. Das darfst du nie Herrschaft über dich gewinnen lassen, denn dann ist es aus mit der Macht deines Willens, der dich auf dem rechten Wege führt, auf jenem Wege, den man glatt und eben wandelt, zu dessen Seiten aber die unwegsame Wildnis des Unberechenbaren gähnt.‘

Evi reichte dem Bruder die Hand. „Gute Nacht!" sagte sie, „es ist spät geworden, und ich bin müde von der Reise."

* * *

Als Evi fort war, blieb Alexander im Saal zurück. Er setzte sich an den Kamin, und seine Gedanken gingen in jene Zeit zurück, da er, ein Knabe von fünfzehn Jahren, mit der unendlichen Sehnsucht im Herzen, nach dem Außerordentlichen, dem Befreienden gestrebt hatte.

Er war damals viel im Walde herumgestreift, zu Pferde, auf seiner kleinen Stute Mira.

Einst hatte er lange einen Waldweg verfolgt und einen Buschwächter, dem er begegnet, gefragt, wohin der Weg führe. Der Mann hatte ihm geantwortet, daß der Weg eigentlich kein Ziel habe, er führe durch das Tirulmoor und münde am offenen Meer. Das sei aber weit, und der Jungherr müßte schon vor Tagesanbruch ausreiten, wenn er abends wieder zurückkehren wolle.

Da hatte Alexander nicht eher geruht, als bis er von den Eltern die Erlaubnis erhalten einen ganzen Tag fortzubleiben. — Es war ein schwüler Augusttag gewesen, und der Weg war ihm unendlich lang erschienen, sein Pferd war schon öfter gestolpert, und er hatte die Hoffnung verloren, sein Ziel noch zu erreichen. Dann aber war er plötzlich auf der Düne gewesen, und es hatte vor ihm gelegen, das Meer seiner Sehnsucht. Ganz anders, als er es sich vorgestellt; nicht blau, sondern bleigrau, unbeweglich, unter einem Himmel mit schweren, dunklen Wolken. Keine Welle hatte die unendliche Fläche bewegt, nur am Strande hatte sich die Flut in dumpfem Klageton gebrochen.

Hier hatte Alexander gefühlt, daß Gott näher sei als sonst. Hier, vor dem erhabensten Bilde der Unendlichkeit hatte er stundenlang gesessen und immer wieder auf die Stimme der Brandung gelauscht, die ihm das Lied vom Werden und Vergehen mit überwältigender Einfachheit gesungen. Und dann hatte ihn plötzlich eine Furcht befallen, und er hatte laut geschrieen, in der Hoffnung, daß ihm jemand antworten würde in dieser schrecklichen

Einsamkeit. Aber seine Stimme hatte keinen Widerhall gefunden, nur die Brandung hatte vernehmlicher gerauscht. Alexander war in Tränen ausgebrochen, er hatte schnell sein Pferd bestiegen und war fortgeritten in den Wald, in das Moor hinein. Er erinnerte sich noch der fürchterlichen Angst, als seine Stute plötzlich stehen geblieben war und nicht hatte weiter gehen wollen. Das arme Tier hatte den Tag über nichts getrunken, denn im Dünensande gab's keinen Tropfen Wasser, und auch der Morast weiterhin war ausgetrocknet. Alexander hatte sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, vielleicht die Nacht hier verbringen zu müssen, stundenweit entfernt von der nächsten menschlichen Wohnung, allein mit jenem riesigen, unheimlichen Ungeheuer, dem Meer. Als dann das Pferd doch eine Pfütze gefunden und er spät abends heimgekehrt war, da hatte er die Furcht bald vergessen, und es war sein sehnlichster Wunsch geworden das Meer wiederzusehen. Er hatte Evi in seinen Plan eingeweiht, und sie hatte ihn mit Entzücken aufgenommen. Sie war damals vierzehn Jahre alt gewesen, ein hochaufgeschossenes, etwas linkisches Mädchen, das gerne seine eigenen Wege ging. Alexander hatte sich bis dahin nicht viel um sie gekümmert. Die Spiele der früheren Kindheit waren vergessen, und die Passionen eines Knaben von dreizehn Jahren und eines fast gleichaltrigen Mädchens gingen weit auseinander. Und damals nun waren sie zum ersten Mal nach langer Zeit einen ganzen Tag über zusammen gewesen und hatten dem gleichen Ziele zugestrebt.

„Schließe die Augen," hatte Alexander gesagt, nachdem sie das Gefährt an einen Baum auf der Düne an-

gebunden. „Schließe die Augen, ich will dich führen.“ Als er sie dann die Augen wieder öffnen ließ, da hatte sie laut aufgejauchzt bei dem ungewohnten Anblick. Ganz anders war das Meer heute erschienen als das erste Mal. Dunkelblau leuchtete es und war stark bewegt. Wie silberne Sterne auf dem Krönungsmantel eines Königs, so glänzten auf der ganzen weiten Fläche die Schaumkronen der Wellen, die sich dem Gestade zu mit Donnern und Getöse überschlugen. Am Horizonte schimmerten lustige, weiße Segel, Möwen kreisten in der Luft, ein frischer Wind kam von seewärts und fegte den Himmel rein.

„Wollen wir uns baden?“ hatte Alexander vorgeschlagen. „Es muß herrlich sein, die Wellen zu durchschneiden.“

„Aber, Lex, das geht doch nicht, so ganz nackt; ich müßte mich ja schämen. Wenn mich jemand sähe!“

„Das ist nicht so gefährlich, der Strand ist hier unbewohnt. Siehst du, dort die Küste entlang, den hellen Punkt? Das ist der Kirchturm des nächsten Fischerdorfes. Und landeinwärts gibt es auch keine Niederlassung in der Nähe. Und dann stelle dir vor, wir seien jetzt alte Griechen. Die badeten nicht nur nackt, sondern gingen auch so herum. Ich bin also ein Grieche, und du brauchst dich jetzt vor mir nicht zu schämen.“

Doch Alexanders Worte überzeugten das junge Mädchen noch nicht. Alexander sprang allein in die Flut. Er bückte sich und ließ die Wellen über sich dahinbrausen. Er jauchzte vor Vergnügen.

Und plötzlich faßte ihn jemand an der Hand. Er schüttelte das Wasser aus Haar und Augen und erblickte

die Schwester. Sie hatte der Versuchung nicht widerstehen können und bot ihre Brust den Wellen. — Nun hielten sie sich an den Händen und tauchten zusammen. Dann liefen sie auf den Strand und suchten sich zu haschen. Der Wind trocknete schnell ihren Körper, und das Laufen machte sie warm. Atemlos standen sie sich einen Augenblick gegenüber. Evis langes, aschblondes Haar fiel schwer herab auf die herben Formen ihrer ersten Jungfräulichkeit.

„Wie bist du schön!“ kam es von Alexanders Lippen. Evi errötete und lief davon, um sich rasch wieder anzuziehen.

Alexander stand einen Augenblick wie geblendet von dem Geschauten. Etwas Neues, Wunderbares regte sich in ihm, etwas Erschreckendes und zugleich Beglückendes. Doch ward er sich dieses Gefühles nicht recht bewußt. Er schüttelte den Kopf, gleichsam als wollte er das Traumbild los werden, das vor ihm aufgetaucht war. Schnell warf er sich in seine Kleider.

Die Geschwister hatten einen Korb mit Eßwaren mitgebracht. Es wurde Reisig gesammelt, und bald prasselte ein Feuer auf. In der heißen Asche wurden Kartoffeln gebraten.

„Ganz wie Zigeuner,“ meinte Evi, die ihre unbefangene Stimmung wiedergewonnen hatte.

„Nein, wie Piraten, die ans Land gestiegen sind,“ rief Alexander. Und die beiden vertieften sich in jene bunte Welt, die einst ihre Kinderspiele beherrscht hatte und nun wieder lebendig wurde, mit der wiederkehrenden Seelengemeinschaft zwischen Bruder und Schwester.

Und dann erinnerte sich Alexander noch der Heim-

fahrt, einer stillen Fahrt durch den abendlich leuchtenden Wald. Evi hatte weiße Blumen gepflückt, Sumpfblumen, die am Wege wuchsen. Er sah sie noch vor sich, wie sie sich mit diesen Blumen behangen hatte und einem Meerweibchen glich, das aus dem Wasser ans Land gestiegen. Auch den Wagen hatte sie mit Blumen und Grünwerk geschmückt. In diesem Aufzuge waren sie nach Elkesragge heimgekehrt, zur großen Verwunderung der Leute. Auf die Fragen der Ihrigen hatten sie zerstreut geantwortet, denn beide hatten etwas erlebt, was ihr Gemüt erfüllte, etwas, das weit entfernt lag von Elkesragge mit seinen alltäglichen Freuden und Leiden.

An diesem Tage hatte die Freundschaft zwischen Alexander und Evi ihren Anfang genommen, eine Freundschaft, der die lange Trennung, die verschiedenen Neigungen und der verschiedene Lebensgang der Geschwister keinen Abbruch getan hatte. Evi hatte aus den Briefen des Bruders und aus den Gesprächen während seiner kurzen Besuche daheim alles das geschöpft, was sie über das allgemeine Niveau heraushob. Der Verkehr mit dem Bruder war für sie ein besonderes Leben geworden, das weit entfernt lag von dem schläfrigen, eintönigen Gange des Alltags. Sie hatte aus diesem Verkehr ein Heiligtum gemacht, zu dem kein anderer Zutritt hatte, und das ihr der bessere Teil ihres Selbst dünkte. — Und Alexander waren die Briefe der Schwester ein Ruhepunkt gewesen im bunten Wechsel des Lebens. Wenn er sich je einen Zuschauer, einen Richter seiner Gedanken und Taten vorstellte, so war es die Schwester gewesen. Sie hatte seinem Gemüte das gegeben, was er in den flüchtigen Liebschaften mit Frauen nicht gefunden,

sie war der einzige Mensch, für den er imstande gewesen wäre, ein Opfer zu bringen, auf etwas zu verzichten, was ihm seine Laune gebot.

In diesem Verhältnis zur Schwester, das ihm allmählich zum Herzensbedürfnis geworden, sollte seine Heirat keine Wandlung schaffen; das nahm sich Alexander vor. Mary sollte ein Schmuck des Lebens für ihn werden, ein köstlicher, überaus wertvoller Schmuck. Er nahm sich vor, ihr Leben reich zu gestalten, sie mit allem zu umgeben, was sie glücklich machen könnte. Und glücklich wollte er sie haben, nicht anders. Es sollten die Stunden, die er mit ihr verbrachte, Festesstunden sein, und sie sollte ihn immer nur von der liebenswürdigen, angenehmen Seite sehen.

Evi dagegen war etwas Besonderes; für sie sollte das aufbewahrt werden, was tief unter der wohlgebildeten Außenseite seiner Persönlichkeit ruhte und mit seiner epikuräischen Lebensauffassung nicht ganz übereinstimmte. Dieses Äußere, mit dem er auf die Leute Eindruck machte, dieses Abgerundete, harmonische Wesen, es bildete eine angenehme Mauer gegen alle Zudringlichkeiten der Menge, es ließ das Leben in seiner Umgebung in ruhigen Bahnen dahinfließen. Nur der Schwester, ihr allein, wollte er auch manchmal das enthüllen, was nicht glatt und wohlgebildet war, jene Stromschnellen die sich auch in dem Charakter des kultiviertesten Menschen hie und da zeigen. Und er ward sich bewußt der engen seelischen Bande, die ihn an die Schwester fesselten, und es stieg ein Bild vor ihm auf, das schon vielen Künstlern und Dichtern vorgeschwebt hatte. ‚Iphigenie‘, dachte er, ‚ich sehe dich im barbarischen

Skythenlande der keuschen Diana dienen und das heitere Land der Griechen mit der Seele suchen. Ich will dich entführen wie einst Orest. Hier in deiner Heimat sollst du leben, hier in Elkesragge, für das dein Herz doch immer schlägt. Du sollst mir das bleiben, was du mir bisher immer gewesen, der stille Hafen, in welchem ich das Schifflein meines Lebens ausbessern kann.‘

---

## IX

Die Verlobung Alexander Dohlens mit Mary Oldenbockum wurde mit Ausnahme einiger neidischer Mütter von allen Leuten mit Befriedigung aufgenommen. Man fand, daß ein so sympathisches Mädchen vollauf verdiene, eine der besten Partieen im Lande zu machen, man lobte den guten Geschmack Alexanders und freute sich besonders, daß er nicht eine Ausländerin, sondern eine Tochter des Landes heimführte.

Nur einige ältere Damen, eben jene neidischen Mütter, wiesen darauf hin, daß es doch noch ein zweifelhaftes Glück sei, sich mit jener etwas überspannten Familie zu verbinden. Alexander Dohlen sei doch unbedingt ein Sonderling, ganz anders als die übrigen Herren der Gesellschaft; er hätte manchmal so sonderbare Ideen und sei sicher ein großer Egoist und Freigeist. An die Schwiegermutter sich zu gewöhnen, würde ihr auch nicht leicht fallen. Man kenne doch die strengen Ansichten und die Absonderlich-

keiten der alten Dame. Allenfalls würde sie mit Ina gut auskommen, aber Evi, diese unleidlich hochmütige Person! Die würde ihr noch manche Nuß zu knacken geben.

Der armen Mary war es denn auch etwas schwer ums Herz, als sie in Begleitung ihrer Mutter die breite kahle Treppe emporstieg, die zur Wohnung von Elisabeth Dohlen führte. Sie war der alten, stolzen Dame nur einmal flüchtig begegnet und hatte den Eindruck von unnahbarer Würde und steifer Vornehmheit davongetragen.

Doch alle Angst schwand dahin, als ihr die künftige Schwiegermutter mit einer Wärme und Herzlichkeit entgegentrat, die sie nicht erwartet hatte. Auch Ina und Evi waren wider alles Erwarten milde und freundlich. Ja, sogar Freimann, der alte Diener, der doch sonst für alles, was nicht zur Familie Dohlen gehörte, nur ein mitleidiges Achselzucken hatte und bei fremden jungen Mädchen immer den Verdacht hegte, daß sie Flecke aufs Tischtuch machen würden, — sogar Freimann lächelte frenndlich und herablassend, als er Mary den Mantel abnahm.

Alexander hatte seine Braut darauf vorbereitet, daß seine Mutter ein schönes Geschenk für sie bestimmt habe. Doch als Elisabeth aus einem alten grünen Lederetui eine Kette von Smaragden herausholte, da ward sie ganz rot vor Freude und Überraschung. Sie sah den berühmten Dohlenschen Schmuck vor sich, den seit vielen Jahren niemand zu Gesicht bekommen hatte, und von dessen Pracht und Kostbarkeit die Leute Wunder erzählten. Fast schien das Kollier zu schwer für die zarten Schultern des jungen Mädchens, diese Kette aus fünfzehn goldenen Schlangen, die, mit kleinen Diamanten besetzt, sich um große, feurige

Smaragden wanden. Diese Steine hatten einst auf dem Aachener Kongreß die Bewunderung aller Kenner erregt, als der Landhofmeister sie dort für seine Schwiegertochter erstanden hatte.

„Die Kette steht wunderbar zu Marys Augen," sagte Alexander, „aber nur bei großer Toilette auf den nackten Schultern darf man so etwas tragen."

„Und auch nicht hier in der Kleinstadt," fügte Evi hinzu. „Sondern nur in Elkesragge oder am kaiserlichen Hof."

Und dann begann man von Elkesragge zu sprechen, und Mary ward es ganz schwindlig, als sie hörte, was alles ihrer Leitung unterstellt sein würde; das Krankenhaus und die Kleinkinderschule, das Armenhaus und der Missionsverein.

„Ach," sagte sie, „von alledem verstehe ich ja so wenig."

Elisabeth blickte sie lächelnd an. „Das wirst du alles lernen, mein Kind, du brauchst nicht den Mut zu verlieren. Es klingt schwieriger, als es in Wirklichkeit ist. Wenn du dir nur der Verantwortung bewußt bist, die du als Herrin von Elkesragge übernimmst, so wird Gott dir schon die Kraft geben, alle deine Pflichten zu erfüllen. An Alexander wirst du hoffentlich ein gutes Beispiel haben."

* * *

Marys Glück war nicht ganz ungetrübt. Freilich war sie stolz, von Alexander geliebt zu werden, und freute

sich, daß alle Welt sie um ihr Glück beneidete. Sie bewunderte ihn auch, und ihr Herz pochte heftiger, wenn sein Besuch gemeldet wurde. Doch manchmal erschrak sie über seine seltsamen Einfälle, und oft zerbrach sie sich den Kopf, wie sie es anstellen solle, um immer sein Wohlgefallen zu erregen. Denn bald hatte sie bemerkt, daß er vieles an ihr mit kritischen Blicken beobachtete, ihre Kleider, ihre Zimmereinrichtung und die Bücher, die sie bevorzugte. Auch ihre Freundinnen schien Alexander nicht recht leiden zu können. Er war zu wohlerzogen, um seine Ansichten auszusprechen, aber Mary empfand oft kränkend seine nachsichtige Herablassung. Wenn er dann warm und zärtlich wurde, so erschrak sie wieder über die seltsamen Worte, die er brauchte, und über die stürmischen Huldigungen, die er ihr darbrachte. Als er ihr einmal ein Gedicht vorgelesen, das er an sie gerichtet, da hatte sie bittere Tränen vergossen, dieses Gedicht war ihr als eine Gotteslästerung vorgekommen, als der Ausfluß einer wahnsinnigen Idee:

Ich war ein Gott und schuf mir tausend Welten,
Und warf sie wieder in ihr altes Nichts,
Die Sonnen schienen mir zu blaß, zu selten,
Ich wollte eine Quelle reinsten Lichts.

Doch als ich einstmals wieder aus der Fülle
Der Kraft gezeugt, in heiliger Schaffensglut,
Da sah ich dich und rief: Welt, stehe stille,
Genug! Denn siehe, es ist alles gut.

Wie konnte man Worte aus der heiligen Schrift in dieser Weise gebrauchen! Sie mochte auch gar nicht so eine Krone der Schöpfung darstellen, sie wollte nichts an-

deres sein als die kleine Mary, die allen Menschen gefiel, mit der man auf Bällen mehr tanzte als mit anderen Mädchen, und die von Alexander so geliebt sein wollte, wie es sich für ein junges, anständiges Mädchen ziemte. Doch wenn er solche Dinge redete, wenn er so verrücktes Zeug schrieb, dann mußte sie sich ja seiner schämen.

Alexander lachte über Marys Verzweiflung. Er fand das sehr naiv und reizvoll. Er nahm sie auf seinen Schoß, strich ihr übers Haar und sagte: „Ach, du Dummchen, mein süßes, kleines Zabbelchen, du hast ja eigentlich ganz recht. Ich will auch immer recht nett und sauber und anständig mit dir reden, ganz so, wie es für meine kleine Mary passend ist."

Und diese etwas herablassende Zärtlichkeit gefiel ihr schon besser als jene überschwengliche Trunkenheit, die er manchmal zur Schau trug. Sie hätte in ihrem Verhältnis zu Alexander etwas mehr stille Gefühlsseligkeit gewünscht, aber dafür schien Alexander gar keinen Sinn zu haben. Sie sah ein, daß sie sich daran gewöhnen müsse, in ihrem Verlobten einen Mann zu sehen, der eben leider ganz verschieden war von dem, was sie sich bisher als ihr Ideal vorgestellt hatte.

* * *

Die Hochzeit wurde mit großer Feierlichkeit begangen, und das junge Paar zog gleich nach Elkesragge, obwohl Mary eigentlich eine Hochzeitsreise viel poetischer gefunden hätte. Aber Alexander hatte erklärt, daß so etwas für Oberlehrer und Armeeoffiziere sei. Mary hatte dazu ge-

schwiegen, denn in Fragen des guten Geschmackes war Alexander natürlich eine unbestrittene Autorität.

In diesem Herbst ließ Alexander den Grundstein legen zu dem neuen Hause, das er auf der Höhe am Waldesrande, fern vom Getriebe des Wirtschaftshofes, errichten wollte. Es sollte die Wohnstätte eines neuen Geschlechtes sein, und er hatte den Namen ‚Schloß Sonnheim' für diesen Bau bestimmt.

Zugleich verwirklichte er einen Plan, mit dem er sich schon lange getragen. Auf einer stillen Landzunge im See, dem alten Götzenhorn, von dem Elkesragge seinen Namen führte, ließ er vor einer vielhundertjährigen Eiche einen hohen Würfel aus rohen Feldsteinen errichten. Auf diesem primitiven Altar sollte Tag und Nacht ein Feuer brennen. Ein alter Zigeuner und seine Tochter, denen er in der Nähe eine Hütte erbaute, mußten dafür sorgen, daß das Feuer nicht ausging. Hier, wo man vor siebenhundert Jahren den Perkunos, den Gott der Natur, im Feuer angebetet hatte, entstand aufs neue ein Heiligtum, und die Leute glaubten, es sollte mit diesem alten Feuerkult auch wieder jene Zeit wiederkehren, in denen die Deutschen noch nicht die Herrschaft über das Land ausgeübt hatten. Nur wunderte man sich, warum grade Alexander, der deutsche Großherr, so etwas eingerichtet hatte. Die meisten freilich hielten das Feuer im Walde für einen sündhaften Götzendienst. Mary fürchtete sich, jenen Teil des Waldes zu betreten, und der Pastor spielte in seinen Predigten auf die Verwerflichkeit solch heidnischen Aberglaubens an. Man war allgemein der Meinung, es sei eine von den verrückten und sinnlosen Launen des Großherrn.

Der Pastor hatte zuerst geschwiegen, als er von der Errichtung des Opfersteines erfahren, doch als das Gerede der Leute überhand nahm, hielt er es für seine Pflicht, Alexander die Schädlichkeit solcher Extravaganzen vorzuhalten.

Alexander bemühte sich nun, dem alten Herrn den Zweck dieses Kultus auseinanderzusetzen, obwohl er wußte, daß er auf kein Verständnis stoßen konnte.

„Sie müssen nicht glauben," sagte er, „daß ich durch die Wiederbelebung jenes alten Naturdienstes irgendwie die Kirche beinträchtigen oder gar bekämpfen will. Sie wissen, daß ich zur Hebung des Gottesdienstes in unserer Kirche durch Schenkung einer Orgel und durch andere Gaben verschiedentlich beigetragen habe. Ich halte es für durchaus wünschenswert, die Religiosität im Volke zu heben und eine materialistische Weltanschauung zu bekämpfen. Denselben Zweck verfolgt auch die Opferstätte droben im Walde, wenn man überhaupt von einem Zweck sprechen will. Sie soll den großen Gegensatz zwischen der heidnischen Verehrung von Naturgewalten einerseits und der christlichen Geistesreligion andererseits veranschaulichen. Ich meine, die helle Tugendlehre Christi muß in einem viel deutlicheren Lichte erscheinen, wenn man ihr den dumpfen Kult des Ungewollten, Unheimlichen, Berauschenden an die Seite stellt. Alle Religion soll uns in symbolischem Gewande ewige Wahrheiten zu Gemüte führen. Und deutlicher, eindringlicher kann der tiefe Zwiespalt im Menschen nicht gepredigt werden, als durch den doppelten Kult, einerseits des reinen Geistes, der bindenden, selbstbeherrschenden, zweckbewußten Kraft des höchsten Willens, und

anderseits der lösenden, selbstvernichtenden, willentötenden Macht der Instinkte, des Waltens einer unverständlichen Kraft, die so vortrefflich durch das Feuer symbolisiert wird.

Wenn ich dort im Walde ein ewiges Feuer unterhalte, so ist es der Tribut, den ich der Natur zahle, ein Akt der Dankbarkeit für so manche Stunde der seligen Versenkung in ihre stille Wunderwelt. Ich verlange nicht, daß andere diesen Kultus ganz verstehen, möglich, daß andere nicht dieses persönliche Gefühl der Allnatur gegenüber besitzen. Aber ehrfürchtige Scheu sollen wir alle haben vor diesem Heiligtum, ebenso wie vor dem Orte, da Sie, Herr Pastor, unserem Gott, dem heiligen Logos, dem Inbegriff alles Vollkommenen, dienen."

„Herr von Dohlen," unterbrach der Pastor Alexanders Rede, „was Sie mir da erzählen, mag sehr poetisch sein, aber ich kann Sie versichern, daß Ihre Auffassung von der Religion dem Worte Gottes durchaus widerspricht. ‚Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!' das ist das erste Gebot. Sie aber führen da einen heidnischen Gottesdienst ein, den wir nun, Gott sei Dank, seit Jahrhunderten verschwunden glaubten. Bedenken Sie, unsere Kirche hat heutzutage schon sowieso einen schweren Stand; von allen Seiten wird sie angegriffen, die Wissenschaft, der Sozialismus, ja sogar die Theologie suchen ihre Autorität zu untergraben. Und da müssen Sie auch noch mit diesem Naturkult, wie Sie es nennen, die Gemüter in Verwirrung bringen und die Kirche bekämpfen."

„Erlauben Sie, Herr Pastor," sagte Alexander, „es fällt mir gar nicht ein, die Kirche anzugreifen. Und selbst

wenn ich gegen die Kirche aufträte, so brauchte ich deswegen noch nicht die christliche Religion zu bekämpfen. Die Kirche, wie sie seit Tertullian aufgefaßt wird, ist ein politisches Gebilde, eine Gemeinschaft zur Aufrechterhaltung der Lehre Christi. Der Kern dieser Lehre liegt aber doch wohl tiefer, als in jenem äußerlichen Aufbau. Meiner Ansicht nach gipfelt die christliche Lehre in der Erkenntnis Gottes in uns, in der Versenkung des Menschen in den Lichtabgrund, den Geist, die Einheit, die alles das umfaßt, was uns vollkommen erscheint. Es ist also die Herrschaft der höchsten Moral, der reinen Vernunft, die das Christentum anstrebt. Dem gegenüber liegt in der Seele des Menschen noch ein anderer, gewaltiger Trieb, nämlich das Streben, die Vernunft aufzugeben zugunsten des reinen Gefühls, der Hingabe an Welt und Schicksal, das Streben, die Herrschaft über sich selbst abzulegen und sich treiben zu lassen durch das, was eine dumpfe Sinnenwelt uns gebietet. Ich weiß wohl, daß dieser Trieb von der strengen Kirchenlehre als das ‚Böse' verdammt wird, aber ich sehe in ihm eine nicht zu verachtende Seite der Menschlichkeit, die uns häufig Augenblicke des reinsten, erhabensten Genusses bereitet. Wenn auch der alte Kult des Perkunos nur ein unvollkommener Notbehelf ist, so glaube ich doch durch die Wiedererweckung dieses Naturdienstes für viele fein empfindende Menschen ein Symbol geschaffen zu haben, dessen Bedeutung ihnen mit der Zeit klar werden wird."

Der Pastor hatte mit wachsender Spannung zugehört. „Denken Sie, wie Sie wollen!" sagte er erregt. „Sie scheinen ja selbst zu merken, daß Ihre Auffassung unserer

Glaubenslehre widerspricht. Ich kann Ihnen natürlich keine Vorschriften machen, aber eins muß ich als Seelsorger meiner Gemeinde Ihnen ans Herz legen: stellen Sie nicht den Einfall einer geistreichen Laune über das Seelenheil Ihrer Untergebenen. Glauben Sie mir, daß das Volk den philosophischen Grundgedanken des Feuerkultes nicht versteht, sondern darin einen anstößigen Götzendienst sieht und glauben muß, daß ihre Herrschaft vom Christentum abgefallen ist. Vergessen Sie nicht, Herr von Dohlen, daß Sie der Patron dieser Kirche sind und als solcher Pflichten haben."

„Mein lieber Herr Pastor," sagte Alexander beschwichtigend. „Regen Sie sich, bitte, nicht auf. — Was sind denn eigentlich unsere Pflichten? — Nicht wahr, jeder schafft sie sich selber! Der eine glaubt verpflichtet zu sein, Krankenhäuser zu gründen, der andere Volksbibliotheken einzurichten. Sie halten es für ihre Pflicht die Lehre Christi in die Gemüter der Leute zu pflanzen. Ich glaube, meine Aufgabe zu lösen, wenn ich für das materielle Gedeihen des Landes sorge. Daneben will ich aber auch einem metaphysischen Bedürfnis Rechnung tragen, vielleicht mehr für mich selber als für das Volk. Jedenfalls aber glaube ich, daß durch die Schaffung jenes Opferaltars die Phantasie der Leute gehoben wird. Und das halte ich für durchaus erstrebenswert als Gegengewicht gegen die rein materiellen Strömungen unserer Zeit."

Der Pastor erhob sich geräuschvoll. „Wir können uns leider nicht verstehen," sagte er mit einer weiten Handbewegung. „Ich warne Sie aber: Ihre Launen werden noch böse Folgen zeitigen." Er verabschiedete sich mit einer steifen Verbeugung.

‚Das sind die Folgen unserer einseitigen Erziehung, unserer starren, von den Juden übernommenen Gotteslehre,‘ dachte Alexander, indem er dem Pastor nachschaute. ‚Diesen Leuten geht vollkommen der Sinn verloren für die unendliche Mannigfaltigkeit der Welt und ihrer Geistesströmungen. Durch ihre Einseitigkeit werden sie zu Fanatikern. Mit unserm guten Pastor habe ich's nun für lange Zeit verdorben. Das tut mir leid, aber es ist nichts zu machen. Ich will keine Rücksichten nehmen, die mir wider das Gefühl sind. Vielleicht verklagt er mich beim Konsistorium, aber das kann mir gleichgültig sein, ich bin hier der Herr und kann tun, was mir beliebt.‘

Alexander gefiel sich soweit in der Mißachtung alles Herkömmlichen, daß er nicht nur den Feuerdienst weiter bestehen ließ, sondern im Frühjahr sogar einen Tempel erbaute, den er den Ahnen seines Geschlechtes weihte. Da standen an der Wand in vergoldeten Buchstaben die Namen aller Herren von Elkesragge, angefangen von Konrad, dem Begründer der Herrschaft bis zu Ernst Kasimir, dem alten Landhofmeister. An der Südwand des Gebäudes, über dem Eingang, ließ er einen Brennspiegel anbringen und davor eine Pfanne, auf der jeden Morgen ein Stück Ambra, mit Werg umwickelt, niedergelegt wurde. Wenn nun die Sonne im Zenit stand, so geriet das Werg in Brand, und es stiegen Ambradüfte gen Himmel, ein Opfer, das sich die Sonne selber darbrachte. Alexander wollte in dieser Einrichtung seiner Verehrung des Lichtes Ausdruck geben. In diesem Tempel wurden auch die Dohlen gefüttert, die von alters her in Elkesragge als heilige Vögel betrachtet wurden, und von denen man den Namen Doh-

len ableitete. Aber es war eine falsche Herleitung. In Wirklichkeit verhielt es sich anders; jener Wennemar von Erlinghausen, der der Stammvater des Geschlechtes war, trug in der Chronik den Beinamen ‚dictus de dole'. Das war der Tolle, der Wilde. In unzähligen Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts war er wegen Gewalttätigkeiten genannt. Schließlich verfiel er der Reichsacht und wurde vom Rate der Stadt Dortmund zum Tode durch Vierteilen verurteilt. Obwohl Alexander die richtige Herleitung des Namens kannte, so maß er doch diesen Vögeln besondere Beziehungen zu seinem Geschlechte zu, weil die schwarzen Dohlen seit Jahrhunderten in Elkesragge und in der alten Ruine hausten.

Die Leute schüttelten den Kopf über diese unerhörten Neuerungen. Sie waren versucht, den Großherrn für verrückt zu halten. Doch dann konnte er wieder ganz vernünftig und sachlich mit ihnen reden.

Die Verwunderung des Volkes steigerte sich aber zum Unwillen, als Alexander jenem Bauern kündigte, dessen Gehöft an die Wildnis stieß, wo Alexander abends den Tanz der Elfe Grisalda zu sehen glaubte. Er ließ die Gebäude abreißen und die Felder eingehen, so daß der unbebaute Boden, an dem Elkesragge schon so reich war, noch vergrößert wurde. Man hielt diese Maßregel für eine Feindseligkeit gegen das Volk, und Alexander mußte wahrnehmen, daß man ihm häufig mit Feindseligkeit antwortete. So wurden die Bäume, die er gepflanzt, des Nachts abgehauen, seine Hunde wurden vergiftet, und auf den Familiengräbern fand man unflätige Inschriften.

„Ein Volk, das keine Kultur hat," seufzte Alexander.

Er nahm die Sache aber nicht schwer, denn Mary sollte niederkommen, und diese Aussicht nahm jetzt aller Gedanken in Anspruch.

Frau von Oldenbockum, Marys Mutter, war nach Elkesragge gekommen. Auch Evi war gerne der Aufforderung gefolgt, der Schwägerin die Sorgen des Haushaltes abzunehmen.

Mary hatte jetzt große, brennende Augen und rote Flecken auf den Wangen. Alexander war viel im Walde und in der Wirtschaft und überließ es seiner Schwester und seiner Schwiegermutter Mary Gesellschaft zu leisten. Er mochte nicht Frauen in diesem Zustande anschauen; selbst Botticellis ‚Primavera' hatte ihm nie einen ganz ungetrübten Genuß bereiten können wegen der Gestalt, welche die Fruchtbarkeit verkörpern sollte; und doch verehrte er sonst Botticelli wie wenig andere Künstler.

Er war grade auf der Rehpirsch, als ein Bote ihn aufsuchte und ihm die Nachricht brachte, er möge schnell heimkehren. Als er zu Hause ankam, fand er alle in großer Aufregung. Der Arzt verlangte einen Assistenten. Es ward nach einem zweiten Doktor in die Stadt geschickt, aber bis er ankam, vergingen Stunden schwerer Sorge für die in Elkesragge. Mary schwebte eine Zeitlang zwischen Tod und Leben, aber den Ärzten gelang es schließlich, die junge Mutter zu retten. Das Knäblein, das sie zur Welt gebracht, konnte aber nicht am Leben bleiben.

Als Mary sich von ihrer Krankheit erholt hatte, unternahm Alexander mit ihr eine längere Reise, um ihr Zerstreuung zu bieten, und damit sie in den Bergen ihre Nerven wieder stärke. Er suchte ihr Interesse für die Schönheit

der Alpenwelt wach zu rufen, in den Städten besuchte er mit ihr Museen und Theater, aber Mary blieb apathisch und dachte eigentlich nur noch an ihr körperliches Wohlbefinden. Sie hatte immer das Verlangen gehabt, von allen bewundert und verhätschelt zu werden, jetzt aber nahm sie es geradezu übel, wenn man sich nicht immer mit ihr beschäftigte. Auch ihr helles Lachen, das Alexander früher so entzückt hatte, war verstummt, und um ihren Mund legte sich so ein kleiner Zug eigensinnigen Schmollens, der nur selten von ihr wich. Alexander konnte oft nur mühsam seine Ungeduld bemeistern; Pedanterie hatte er nie leiden mögen, und Mary war jetzt meist ganz unglaublich eigensinnig und pedantisch.

‚Nun, wenn wir heimkehren, dann wird sich alles wieder ändern, und es wird besser werden mit ihr,‘ dachte Alexander. ‚Die gewohnte Beschäftigung wird ihr die alte Fröhlichkeit wiedergeben. — Übrigens halte ich das Reisen zu zweit für nicht empfehlenswert. Es bieten sich zu viel Reibungsflächen, und die Verschiedenheit der Neigungen tritt deutlicher zutage. Zu Hause gibt es gemeinsame Ziele, und man glaubt mehr Rücksichten nehmen zu müssen. Und dann: hier auf Reisen sieht man die Frau in immer wechselndem Rahmen. — Es ist unmöglich, daß ein Bild jeden Rahmen verträgt.‘

* * *

Als Alexander und Mary nach Elkesragge heimgekehrt waren, stand der Winter vor der Tür, und es war die Zeit der großen Jagden gekommen. Alexander erließ

zahlreiche Einladungen, und tagelang ertönten die Wälder vom Hörnerklang. Es machte Alexander Freude, seinen Gästen eine glänzende Aufnahme zu bereiten; es schien, als ob die alten Zeiten unter Georg Dohlen mit ihrer ausgiebigen Gastfreundschaft wiedergekehrt seien. Auch Schmadderchen Piepenstock hatte sich wieder eingefunden und legte sich jeden Abend einen Rausch zu. Es war aber doch eine andere Zeit: die Diners waren erlesener, aber die Stimmung ernster.

Und dann geschah etwas, dessen sich in Elkesragge und in ganz Kurland die ältesten Herren nicht entsinnen konnten.

Es war ein klarer Morgen mit Reiffrost. Das Wild war munter und flüchtig. Das erste Treiben hatte eine gute Strecke ergeben. Die Jäger waren eben auf dem zweiten Mast abgestellt worden, als Wittmann, der Förster, sehr aufgeregt an Alexander herantrat und ihm etwas ins Ohr flüsterte. Beide gingen zu Eduard Dohlen hin und verhandelten einen Augenblick. Sie schienen verschiedener Meinung zu sein.

„Wo sind die Kerle?“ fragte Alexander, „ich verstehe nicht, was ihnen einfällt. Jetzt plötzlich, mitten während der Jagd, stellen sie diese unerhörte Forderung. Man muß ihnen den Standpunkt etwas klar machen.“

„Herr Baron,“ sagte Wittmann mit zitternder Stimme, „es ist nichts zu machen, sie gehen nicht. Und dann muß man vorsichtig sein mit ihnen. Es sind einige darunter, die sind schon ein wenig dumm-dreist.“

Alexander, gefolgt von dem Onkel und dem Förster, ging auf den Platz zu, wo die sechzig Treiber sich ver-

sammelt hatten. Es waren zum Teil alte Männer, die häufig auf dem Hofe gearbeitet hatten, aber auch junge Burschen waren in großer Anzahl dabei und einige Unbekannte mit herausforderndem Blick.

„Guten Morgen, Treiber!“ redete sie Alexander an. „Also was wollt ihr eigentlich? Warum folgt ihr nicht dem Förster, worüber habt ihr euch zu beschweren?“

Nur die alten Männer zogen ihre Mütze, die übrigen erwiderten überhaupt nicht den Gruß des Großherrn.

„Wir verlangen den doppelten Lohn,“ tönte es ihm entgegen. „Wir haben keine Lust, uns für dreißig Kopeken den ganzen Tag über hetzen zu lassen.“

Und dann trat noch ein kleiner, schwarzer, untersetzter Mann hervor und stellte sich in herausfordernder Haltung vor Alexander hin. „Ja, lieber Herr, es ist eines Menschen unwürdig, wie ein Hund hinter dem Wilde getrieben zu werden, während die Herren stehen und schießen. Das soll jetzt aufhören, das mit der Jagd, verstehen Sie! Das Volk will sich nicht mehr dazu hergeben, solche entwürdigende Arbeit für die Herrschaft zu verrichten!“

Die alten Männer blickten verlegen zu Boden. Die taktlose Sprache ihres Genossen erschreckte sie. So hatte man noch nie mit dem Großherrn gesprochen. Alexander spielte nervös mit den Fingern auf dem Lauf seiner Flinte.

„Also ihr wollt nicht mehr Treiberdienste leisten?“ sagte er tonlos. „Das hättet ihr auch gestern sagen können, als ihr mit dem Förster abmachtet.“

„Oho,“ ließ sich Onkel Edses Stimme vernehmen, „so schnell sind wir denn doch noch nicht fertig. Heda, du, Indrick, komm mal etwas her.“

Ein kleiner, älterer Mann mit struppigem Bart trat vor, zog die Mütze und küßte dem alten Herrn ehrerbietig den Ärmel.

„Was fällt dir eigentlich ein, mein Freund, wie kannst du dich erdreisten deine Abmachungen nicht einzuhalten? Weißt du nicht, daß man dich sofort verklagen kann, du Schafskopf! Sag, willst du gehen oder nicht, wenn man dir sagt?"

„Ja, die anderen . . ." begann er stockend.

„Was gehen dich die anderen an!" schrie Eduard Dohlen. „Mögen die Luders davonlaufen, wenn sie wollen! Dafür wird man ihnen nie mehr Arbeit geben. Aber dich, dich kenne ich doch seit Jahren als guten, tüchtigen Arbeiter, und schade wäre es, wenn wir nicht zusammen auskommen könnten. Denn das sage ich euch, und hier mein Neffe wird es bestätigen: Keiner von euch, die ihr jetzt fortlauft, wird je eine Arbeit finden, weder in Elkesragge, noch bei mir in Uschwicken."

„Wir brauchen von euch keine Arbeit mehr, wir werden uns bald selber unsere Arbeit und unsern Lohn nehmen!" schrieen einige Stimmen aus der Menge.

Aber der alte Herr ließ sich nicht beirren. Er rief noch einige ihm bekannte Leute aus dem Haufen heraus.

„Seid doch vernünftig," sagte er in ruhigem Ton, „was hört ihr auf diese fremden Unruhestifter? Seht, was wir für ein schönes Jagdwetter haben, das müssen wir doch ausnützen, wir haben schon so viel Zeit verloren. — So, ihr, die ihr nicht kommen wollt, schert euch zum Teufel! — Wittmann, bitte nehmen Sie die willigen Leute und dann die elf Buschwächter und treiben Sie mit ihnen den

Mast durch. Und dann," fügte er hinzu, so daß alle es verstehen konnten, „nach der Jagd wird mit Schnaps für die Treiber nicht gespart! Sie sollen sehen, daß wir eine anständige Gesinnung zu schätzen wissen."

Es sammelte sich um Wittmann doch eine ganze Schar williger Leute. Die andere Hälfte entfernte sich murrend. Aber der kleine Schwarze drehte sich nochmals um und rief zu den Herren hinüber: „Heute in einem Jahr wird's euch nicht mehr gelingen! Dann wird es unter uns keine Feiglinge mehr geben. Dann werdet ihr auch fein still sein, ihr großen Herren. Ja, übers Jahr!"

„Wer ist der Kerl?" fragte Alexander den Unterförster.

„Das ist so ein dunkler Kunde, Herr Baron. Solche Leute treiben sich jetzt zu Dutzenden bei uns herum. Weiß der Deiker, was sie hier zu tun haben! Gutes führen sie nicht im Schilde. Man sollte sie dahin schicken, wo der Pfeffer wächst, diese Rabulisten."

Dieses Ereignis versetzte die Jagdgesellschaft in nicht geringe Erregung. Man besprach laut und leise diesen Vorgang, man sah darin ein böses Zeichen für den widerspenstigen Geist der Bevölkerung, und man kritisierte Alexanders passives Verhalten.

„Ein paar tüchtige Maulschellen, und die Kerle wären zur Vernunft gekommen," meinte Adolf Piepenstock. Die meisten waren seiner Meinung. Nur Schmadderchen Piepenstock und Graf Uentrop hielten solche radikale Mittel für aussichtslos und meinten: besser wie der alte Dohlen aus Uschwicken hätte man die Sache nicht einrenken können.

Adolf Piepenstock lachte kurz auf und sah sich um,

ob ihn niemand von der Familie höre. Dann wandte er sich an seinen Nachbar.

„Was erwartet ihr von diesem schlappen Dichterling? Der opfert seinen aberwitzigen Götzen und lebt mit seinen Gedanken in Wolkenkuckucksheim. Aber ordentlich wirtschaften, etwas energisch zugreifen, bißchen schneidig auftreten — dazu sind wir zu vornehm! Ich versichere Sie, lieber Torck, — aber nicht wahr, es bleibt unter uns, — das einzig Vernünftige wäre, man setzte ihn unter Kuratel, sonst bringt er noch mit seinen verrückten Einfällen das ganze Gut auf den Hund. Sie werden sehen, wenn das so weiter geht, so wird das ein schlimmes Ende nehmen, und er wird bankerott werden trotz seiner sechs Quadratmeilen."

Allmählich beruhigte man sich über das Geschehene, und zum Mittagessen war man wieder guter Dinge.

---

## X

Das Jahr 1905 begann in Elkesragge mit einigen merkwürdigen Ereignissen: Eine Kuh hatte zwei Kälber geworfen, seit zwanzig Jahren zeigten sich zum ersten Mal wieder Wölfe im Walde, und die alte Trine, Alexanders ehemalige Wärterin, sah im Traum, wie ein großer, roter Kater in den Hühnerhof einbrach und sämtliches Fasel auffraß. Der alte Hahn flog auf die Wetterstange, aber der Kater bekam Flügel und holte ihn auch dort herunter.

Man war allgemein der Meinung, daß dieser Traum eine böse Vorbedeutung habe.

Eines Tages war auch der alte Zigeuner verschwunden, der das ewige Feuer im Walde unterhielt. Auch ließ sich niemand mehr finden, der seinen Dienst übernahm. Die Leute glaubten, daß dieses Amt Unglück bringe, und dann hatte man doch noch Angst vor dem Pastor und vor der öffentlichen Meinung.

Dem armen Pastor ging es jetzt schlecht. Er hatte Unannehmlichkeiten in seiner Gemeinde. Das Volk war aufsässig geworden, und besonders die Jugend zeigte keine Achtung mehr vor der Kirche. An einem Sonntag geschah es, daß während des Gottesdienstes, gerade wie der Pastor mit dem Kaisergebet beginnen wollte, einige Leute anfingen zu pfeifen und schließlich in ein wildes Geheul ausbrachen: ‚Nieder mit dem Kaiser, nieder mit der Selbstherrschaft! steig herab von deiner Kanzel, du Tyrannenknecht, und laß uns hinauf, damit wir dem Volke die Freiheit predigen!‘ Niemand aus der Gemeinde hatte es gewagt, gegen diese Ruhestörer einzuschreiten, und der Pastor hatte den Gottesdienst abbrechen müssen.

Aus diesem Anlaß kam er wieder zu Alexander ins Herrenhaus, obwohl er es seit jener Aussprache über den heidnischen Naturkult vermieden hatte den Patronatsherrn zu besuchen.

„Ja,“ antwortete Alexander auf die Klage des Geistlichen, „die Roheit unter dem Volke nimmt bedenklich zu. Meinen Jagdhunden haben sie vergiftetes Fleisch in den Zwinger geworfen, und die Bäume im Park haben sie beschädigt. Es wird einige Zeit dauern, bis sich die Ge-

müter beruhigen. Wir befinden uns augenblicklich in einer Zeit der Gärung. Wenn erst im Staat Reformen eingeführt sein werden, dann dürften sich auch die Gemüter beruhigen, und die bösen Elemente werden sich zurückziehen müssen."

„Ach, ich fürchte, daß die Leute sich nicht so bald beruhigen werden. Es ist gar keine Zucht mehr unter dieser Jugend. Das Gift der sozialdemokratischen Lehre dringt überall durch. Die Kinder lachen über die heiligsten Sachen, und wenn sie heiraten könnten ohne Konfirmation, ich glaube, keiner von ihnen würde sich noch einsegnen lassen. Wenn man so von den Überfällen in den Zeitungen liest, dann kann einem ganz bange werden. Es wird überall gegen uns Deutsche gehetzt, und ich glaube, daß wir sogar in Elkesragge nicht mehr ganz sicher sind. Wäre es nicht angebracht, wenn hier Militär einquartiert würde? Auch den Gottesdienst könnte man dann besser schützen."

„Nein, Herr Pastor, ich bin unbedingt dagegen. Wir können uns selber wehren, und für den Gottesdienst brauchen wir doch wahrlich keine militärische Wache. — Was sollte die Gemeinde denken, wenn ihr Seelenhirte nicht anders als unter militärischer Deckung mit ihr verkehren würde? — Aber wie wäre es, wenn Sie zum Schutze der Kirche unter der Gemeinde selbst eine Vereinigung bilden würden, die sich verpflichtete die Ruhestörer fern zu halten."

Der Pastor schüttelte den Kopf. „Sie kennen unser Volk nicht. Ich glaube, so eine Maßregel wäre nur ein Schlag ins Wasser. Nicht als ob es keine kirchlichen Leute mehr gäbe; ich könnte Ihnen viele nennen, welche solch

eine Störung des Gottesdienstes verdammen. Aber sie wagen es nicht dagegen aufzutreten, unsere Feinde sind zu mächtig, und jeder fürchtet, daß man ihm ein Eintreten für die bisherige Ordnung schwer vergelten könnte. Einen Mut der Überzeugung können Sie von ungebildeten Leuten nicht verlangen, dazu gehört mehr Bildung und Charakter. Früher sind sie uns gefolgt, jetzt sind uns die Zügel entglitten, und die anderen leiten die Herde nach ihrem Gutdünken. Doch Sie haben ganz recht, das Militär würde hier wenig nützen. Was wir tun können, ist abwarten und unsere Pflicht erfüllen. Ja, wir dürfen uns nicht verhehlen, daß uns schwere Zeiten bevorstehen."

„Es gibt doch auch noch Menschen," sagte Alexander, indem er sich eine Zigarette ansteckte, „die nichts von der drohenden Lage wissen wollen. Ich denke dabei an meine Mutter. Wissen Sie schon, daß sie und meine Schwestern sich entschlossen haben schon in diesem Sommer wieder ganz nach Elkesragge zurückzukehren. Mein neues Haus, das ich oben mir erbaut habe, wird jetzt bald vollendet sein, und ich werde dann mit meiner Frau ganz dort hinüberziehen. Meine Mutter wird wieder hier im alten Hause wohnen, und wir werden um ein liebes Nachbarhaus reicher sein. Sie können sich nicht vorstellen, wie sich meine Mutter und besonders meine Schwester Evi freuten, als die Sache entschieden war."

Der Pastor ergriff Alexanders Hand. „Das ist ein Lichtblick in dieser trüben Zeit. Ich bin Ihnen noch besonders dankbar dafür, denn Sie wissen nicht, wie viel ich Ihrer verehrten Frau Mutter verdanke, wie hoch ich ihren Einfluß schätze, und wie sehr mir ihre wahrhaft

christliche Frömmigkeit ein Trost und eine Stärkung sein wird in diesen schweren Zeiten."

„Freilich, etwas mehr als die des gegenwärtigen Besitzers!" bemerkte Alexander lächelnd. Er empfand Mitleid mit dem Pastor, dem sein Beruf jetzt so schwer gemacht wurde. Wie entmutigend mußte es sein, von denjenigen angefeindet und verhöhnt zu werden, deren Freund und Berater er sein wollte. Alexander fiel seine eigene Stellung ein, und er verglich sie mit der des Pastors. War nicht auch die Feindschaft gegen ihn im Wachsen begriffen? Hatte er nicht schon Anzeichen gesehen von Aufruhr und Widerspenstigkeit? Aber noch konnte sich alles zum Guten wenden. Noch waren Hunderte von ihm abhängig, noch konnte er aus der Fülle austeilen, konnte strafen und belohnen. Noch war er der Herr von Elkesragge. Aber wie lange noch? Würde er nicht bald vor die Entscheidung gestellt werden: Herrschen oder Untergehen? Die Zeichen dafür mehrten sich.

* * *

Das Frühjahr war in diesem Jahre schneller gekommen als sonst. Schon im Mai gab es richtige Hundstagshitze, und die Felder dürsteten nach Regen. Aber klar und wolkenlos erglänzte der Himmel Tag für Tag, die kurzen Nächte waren so warm, daß man bis Sonnenaufgang im Freien sitzen konnte, und Elisabeth Dohlen freute sich, daß sie so zeitig in ihr altes Elkesragge eingezogen war.

Alexander und Mary waren seit einigen Wochen in

das neue Haus gezogen, dies glänzend weiße Gebäude mit dem Kupferdach und den beiden gewaltigen Elchen aus Bronze auf der Freitreppe. Dieses Haus schien dazu bestimmt nur Glück und Sonnenschein zu beherbergen, es war alles darin so festlich, hell und sauber und blank. Doch die Feststimmung wollte nicht einkehren. Elisabeth hatte bemerkt, daß zwischen den Ehegatten eine gewisse Spannung herrschte. Alexander freilich trug stets sein gleichmäßig liebenswürdiges Wesen zur Schau, doch Elisabeth wußte, daß er seine Gefühle zu verbergen verstand. Mary dagegen war es deutlich anzumerken, daß sie nicht glücklich war; sie war gedrückt und fürchtete sich vor allem möglichen. Besonders hatte sie eine Scheu in der Familie zu sprechen und sich frei zu bewegen. Sie fühlte sich noch immer als eine Fremde. Sie hatte die deutliche Empfindung, daß die Familie Dohlen sie eigentlich nicht als die Ihrige betrachte.

Alexander war ein häufiger Gast bei seiner Mutter im alten Hause. Doch häufiger noch kam Evi herauf zum Bruder, der ihr in dem neuen Hause nach ihren gemeinsamen Plänen ein Musikzimmer eingerichtet hatte. Stundenlang konnte Alexander ihrem Spiele zuhören. Er saß am geöffneten venezianischen Fenster, spielte mit den glatten, kühlen japanischen Bronzen und blies dazwischen leichte Wolken von Zigarettendampf ins Freie hinaus.

Wenn die Sonne sich zum Untergange neigte, unternahm er mit seiner Schwester einen Spaziergang, oder sie ritten zusammen hinaus in den Wald und kehrten erst spät abends heim.

Wieder, wie so oft, stand Mary auf der Terrasse und

hörte, wie die beiden davonritten, lachend und scherzend. Sie bemerkte, wie Alexander sich nach ihr umsah. Er neigte den Kopf zur Seite und kniff ein wenig die Augen zu, als wollte er das Bild, das sich ihm bot, auf seine Wirkung hin prüfen. Doch nur einen Augenblick. Dann wandte er sich wieder der Schwester zu. Mary errötete. Solche flüchtig prüfenden Blicke war sie an ihm gewohnt. Es war derselbe Blick, den er seinen Kunstwerken schenkte, jener kritische Kennerblick, der keine Seele zu haben schien. Und doch wußte sie, oder ahnte es vielmehr, daß er im Grunde ein Bedürfnis hatte nach Liebe und Hingebung. Warum öffnete er ihr nicht seine Seele, warum war er gegen sie immer so höflich und verschlossen? Er hatte wohl an ihr so manches auszusetzen, aber er sagte es nicht. Einmal, als sie ein neues Kleid angezogen und bemerkt hatte, daß er die Stirn runzelte, hatte sie ihn gefragt, was ihn störe. „Liebes Kind," hatte er geantwortet, „es ist wirklich nicht der Rede wert, doch wirst du selbst zugeben müssen, daß du diese Krawatte nicht zu diesem Kleide tragen kannst."

Und ihre schüchternen Versuche, sich in seine Gedankenwelt hineinzufinden, waren entschieden abgewiesen worden. Auf diesem Gebiete hatte er eine unübersteigbare Mauer zwischen sich und seiner Frau aufgerichtet; und als sie ihn einmal gebeten, ihr etwas von dem zu erzählen, womit er sich beschäftige, hatte er geantwortet: „Das kann dich doch eigentlich nicht interessieren, warum willst du dich mit solchen kniffligen, ernsten Dingen abgeben?"

Mary seufzte. Sie faltete die Hände über den Knieen und lehnte sich in einen Korbsessel zurück. Warum konnte

er mit ihr nicht wenigstens lustig sein? Wie oft hatte er ihr wiederholt, daß er sie gerne lachen höre! Aber wie sollte sie lachen, wenn er schlechter Laune war?

Mit Grausen erinnerte sie sich jener langen, trostlosen Winterabende, an denen kein Wort gesprochen wurde. Alexander konnte sich dann stundenlang in ein wissenschaftliches Buch vertiefen, und beim Abendessen war er zerstreut und noch in Gedanken an das Gelesene. Später kamen dann der Förster und der Verwalter zu ihm, um über die Wirtschaft zu sprechen, und nachher nahm er wieder sein Buch vor. Und wenn sie etwas sagte, dann zog er seine Augenbrauen hoch und hatte eine höfliche Antwort, die deutlich zu erkennen gab, daß er nicht gestört sein wolle.

Was ihr Herz aber am meisten mit Bitterkeit füllte, das war sein verändertes Betragen, seit Evi unten im alten Hause wohnte. Bruder und Schwester sahen sich täglich. Sie unterhielten sich lebhaft, sie stritten miteinander, ja, sie zankten sich, und dann lachten sie wieder, so laut und so herzlich, wie Mary noch nie in Elkesragge hatte lachen hören. Und wenn sie zusammen waren, Elisabeth, Evi, Ina und Alexander, dann kam sich Mary oft vor, als wäre sie hier ganz überflüssig. Die Unterhaltung ging einfach über sie hinweg.

Marys Augen füllten sich mit Tränen, als sie sich dies alles klar machte. Ach, wenn sie doch wieder ein Kind hätte, ein Wesen, das ihrem Leben einen Gehalt geben würde! Ein Kind hätte ein Band gebildet zwischen ihr und dem Mann, hätte ihr in der Familie eine ganz andere Stellung gegeben und das Haus mit frischem Leben erfüllt. Aber darauf konnte sie jetzt kaum mehr hoffen.

Mary stand auf. Die Reiter waren heimgekehrt. Sie wischte sich die Augen und suchte zu verbergen, daß sie geweint hatte. Doch die beiden schienen sie anfangs gar nicht zu bemerken, sie waren erregt und erzürnt. Evi schlug sich nervös mit der Gerte übers Reitkleid, und Alexander schrie den Stalljungen an, der die Pferde entgegennahm. Sonst pflegte er das nie zu tun.

„Ist etwas geschehen?“ fragte Mary die Schwägerin.

„Nein, nichts Besonderes,“ antwortete Evi. Mary schwieg. Natürlich, ihr brauchte man so etwas nicht mitzuteilen. Daran hätte sie denken sollen.

Als Evi verschwunden war, um sich umzukleiden, wandte sich Alexander an Mary: „Du hast doch nichts dagegen, daß Evi zum Abendessen bei uns bleibt. Ich will Mama telephonieren, daß sie auf Evi nicht warten soll.“

„Meinetwegen kann sie bleiben!“ antwortete Mary kurz.

Alexander sah sie verwundert an. „Hast du etwas dagegen einzuwenden? Habt ihr euch gestritten, oder fühlst du dich nicht wohl? Sonst verstehe ich nicht ganz dein Benehmen. Zu essen gibt es doch genug für uns drei.“

„Ach, du weißt sehr gut, was ich fühle,“ rief sie mit zitternder Stimme, „glaubst du etwa, ich fühlte nicht, daß seit einigen Wochen nicht ich mehr im Hause zu gebieten habe, daß sich alles um Evi dreht? Wenn sie Klavier spielt, darf kein Wort gesprochen werden, im Garten werden die Blumen gepflanzt, welche sie bevorzugt, und die Zimmer werden nach ihren Wünschen eingerichtet. Das alles ist kränkend für mich.“

„Aber, Mary, wie kannst du so etwas sagen! Habe ich nicht immer deine Wünsche berücksichtigt? Ich bitte dich, wie kannst du gegen Evi so ungerecht sein! Ich habe nie gehört, daß sie irgendwie die Wirtschaft kritisiert oder den Dienst der Leute in Anspruch nimmt. Du kannst es ihr doch nicht übelnehmen, daß sie ihren Bruder besucht und mit ihm die Einrichtung von Haus und Garten bespricht. Nein, ich glaube, du befindest dich heute nur in gereizter Stimmung. Es war ein heißer Tag, und es liegt so etwas Aufreizendes in der Luft. Auch ich habe keine Ursache rosiger Laune zu sein. — Ich verstehe nicht, was in die Leute gefahren ist! Denke dir, wir reiten den Weg am Kirchhof vorbei nach der Forstei. Am Wege stehen einige Männer, die ich zum Teil kenne. Ich bemerke schon, daß sie uns recht unverschämt anstarren. Und kaum sind wir vorbei, so beginnen sie zu heulen und zu pfeifen und rufen uns Worte nach, die man gar nicht wiederholen kann. Und wie die Pferde erschreckt ein schnelleres Tempo anschlagen, fliegen sogar einige Steine hinter uns her. Mir ist es schließlich gleichgültig, was die Leute denken und reden, aber solche Roheiten, besonders einer Dame gegenüber, sind wirklich unerträglich! Wenn ich nicht als Besitzer von Elkesragge unlöslich mit dem Lande verwachsen wäre, würde ich fortziehen, nach Deutschland oder nach einem andern Lande, wo man nicht ewig den Belästigungen und Feindseligkeiten von seiten der Bevölkerung ausgesetzt ist.“

„Ach, das wäre doch eigentlich eine gute Idee,“ sagte Mary seufzend. „Wir haben ja die Mittel uns einen tüchtigen Verwalter zu halten und selber im Auslande zu

leben. Du hättest doch auch weit mehr Anregung in jeder Beziehung, und zu den Jagden könnten wir ja immer wieder nach Elkesragge zurückkehren. Es hat doch wahrhaftig keinen Sinn, sich hier die Beschimpfungen und Drohungen der Leute gefallen zu lassen."

Evi war herangetreten und hatte die Worte der Schwägerin gehört.

„Das, was Mary vorschlägt, ist für uns ganz unmöglich," sagte sie zu Alexander gewandt. „Wir Dohlens gehören zu Elkesragge. Es sähe ja wie Flucht aus, wenn wir jetzt das Gut verlassen wollten. Den Triumph sollen die Leute nicht haben, daß sie uns abziehen sehen. Lieber würde ich sterben als das Feld räumen. Und wir Frauen dürfen uns jetzt nicht weniger mutig zeigen als die Männer. Wir dürfen keinen Hemmschuh für sie bilden, sondern müssen sie unterstützen im Kampf gegen die Feinde. Das ist unsere Pflicht!"

„Du hast recht, Evi," sagte Alexander. „Wir müssen ausharren, und ich bin überzeugt, daß es uns auch gelingen wird. Doch vielleicht wäre es besser, wenn ihr Frauen fortzöget, besonders Mama, der es doch so schmerzlich sein muß zu sehen, wie all ihre Mühen und Sorgen gelohnt werden. Wirklich, ihr solltet an den Strand oder in die Stadt ziehen."

„Nie und nimmer!" rief Evi mit blitzenden Augen. „Das werde ich nicht tun, das kann und will ich nicht. Und von Mama weiß ich es ebenso, daß sie nicht daran denkt, Elkesragge zu verlassen. Noch gestern sagte sie, daß sie froh sei, in diesen ernsten Zeiten auf dem Platze zu sein, den ihr Gott verordnet hat."

Der Diener meldete, daß das Abendessen aufgetragen sei. Mary forderte die Schwägerin auf, daran Teil zu nehmen. Sie hatte ihren Ärger überwunden, und dann war es auch zu spät geworden für Evi, um noch zum Abendessen nach Hause zu kommen.

Durch die offenen Fenster drang würzige Abendluft ins Zimmer. Eine große Schüssel mit Walderdbeeren strömte aromatischen Duft aus.

„Wir wollen nicht mehr an all diese unerquicklichen Dinge denken!" sagte Alexander und gab dem Diener den Kellerschlüssel, um eine Flasche Sekt zu holen.

Als die Schaumperlen aus den Erdbeeren in den Gläsern aufstiegen, hatten Evi und Alexander ihre Laune wiedergewonnen.

„Weißt du, daß sich deine Jugendflamme, Stasia Sulagin, in diesem Sommer in Muggern aufhalten will? Sie hat sich mit einigen Gästen angemeldet, und die Zimmer werden in Ordnung gebracht. Seit mehreren Jahren hat das Haus leer gestanden. Die Sulagins hielten sich sonst im Sommer auf ihren Besitzungen in Rußland auf. Jetzt drohen dort Bauernunruhen, und deswegen wollen sie hier in Muggern bis zum Herbst bleiben. Aber der Mann soll nicht mitkommen. Er scheint mir überhaupt in dieser Ehe die Rolle eines Pelzes zu spielen. Im Sommer wird er eingepfeffert. Im vorigen Jahr hat ihn Axel Uentrop allein in Baden-Baden getroffen. Ich bin neugierig, ob Stasia bei uns Besuch machen wird. Es ist ja so lange her, die Geschichte zwischen ihr und Ulrich; das dürfte sie jetzt schon vergessen haben."

„Es macht den Eindruck, als wenn wir hier in Abra-

hams Schoß geborgen wären," rief Alexander, indem er sich ein Glas einschenkte. „Stasia Sulagin flüchtet aus dem Innern von Rußland hierher, und Adolf und Elsa kommen mit ihrer Familie für den ganzen Sommer nach Elkesragge. Ich kann nicht sagen, daß mich dieser Besuch besonders entzückt, mit Adolf weiß ich nie, was ich anfangen soll. Zwischen uns gibt es gar keine Berührungspunkte. Mit Elsa kann ich mich doch wenigstens über ihre Kinder unterhalten, aber Adolf hat nicht mal dafür Interesse. Über die Kinder freue ich mich; die werden Leben ins Haus bringen. Georg wird jetzt schon fünfzehn Jahre alt sein und Karin dreizehn. Erinnerst du dich noch der Zeit, als wir in diesem Alter waren? Ach, es war eine schöne Zeit!"

Und die Geschwister kramten ihre Jugenderinnerungen aus, während Mary, wie gewöhnlich, still zuhörte.

„Erinnerst du dich, wie wir den guten Herrn Sarin zum besten hielten!" rief Evi lachend. „Es war zum Wälzen, als Onkel Edse ihn einmal fragte, ob er Kognak, Brandy oder Hunyadi Janos zum Kaffee trinken wolle. Und der gute Herr Sarin trank auch ruhig zwei Glas Bitterwasser, in dem Glauben, das tue man in feinen Häusern. Und dann die Frage nach seiner französischen Herkunft, denn er wollte seinen Namen doch immer auf der letzten Silbe betont haben! Das war schon ein gelungener Hauslehrer, unser Herr Sarin!"

„Wer hätte das geglaubt," unterbrach sie Alexander, „daß aus unserem zahmen Herrn Sarin ein wilder Agitator werden würde. Uns gegenüber war er doch immer so unterwürfig, man hätte glauben können, er würde für

uns durch dick und dünn gehen. Jetzt hat sich herausgestellt, daß er schon damals heimlich gegen uns gewühlt hat, daß er Hetzblätter vertrieb und einen Verein gründete, zum Kampf gegen das Deutschtum. Jetzt ist er in Riga der Redakteur einer Zeitung die sich in wilden Verleumdungen gegen uns nicht genug tun kann."

„Der undankbare Mensch!" rief Evi heftig. „Das also ist der Lohn dafür, daß Papa ihm die Mittel zum Studieren gab, daß er ihn sogar später in sein Haus nahm und ihm die Erziehung seiner Kinder übertrug. Nein, dies lettische Volk! Solche Beispiele grober Undankbarkeit findet man, glaube ich, nirgends in der Welt"

Alexander lächelte: „Du darfst dich über diese Eigenschaft beim Volke nicht wundern. Siehst du, Dankbarkeit ist ein aristokratischer Begriff. — Der gewöhnliche Mensch wird durch Wohltaten nicht gewonnen, sondern abgestoßen, er fühlt dabei die Abhängigkeit vom Wohltäter und empfindet diese Abhängigkeit als Last. Nur der feiner differenzierte Mensch sagt sich, daß es keine Schande ist, der Schuldner eines anderen zu sein. Darum sollte man sich immer vergegenwärtigen, daß Wohltaten im besten Falle als etwas Selbstverständliches entgegengenommen, häufig aber mit Bösem vergolten werden, eben aus jenem Gefühle des Hasses heraus, das der Schuldner gegen den Gläubiger hegt. Wollen wir doch gerecht sein: das Austeilen von Wohltaten ist eine angenehme Betätigung unserer bevorzugten Stellung, und wir dürfen uns diese Betätigung nicht zum Verdienst anrechnen. Wir wollen auch das Volk nicht verurteilen, sondern nur beklagen, daß es in seinem blinden Hasse gegen uns sich immer wieder einreden läßt, es sei

alles nur aus eigennützigen Absicht geschehen, was wir für die Entwicklung des Landes getan haben. Und etwas haben wir doch, meiner Meinung nach, allzusehr vernachlässigt, nämlich die Ausbildung des Gemütes bei unserem Volke. Sein Charakter ist weich, biegsam und empfänglich für alle Eindrücke. Man hätte diese Eigenschaften berücksichtigen und vor allem in dieser Richtung seinen Einfluß geltend machen sollen. Wir haben uns aber nur darauf beschränkt, das Volk materiell zu heben und ihm eine germanische Rechtsauffassung beizubringen, die ihm stets fremd bleiben wird. Freilich war es uns schwer gemacht, die eigentliche Volkskultur zu begünstigen: Wir konnten für seine Literatur und seine Kunst, für das ganze lettische Volkstum nicht das richtige Verständnis haben, da wir ja eine andere Sprache reden, einer andern Nation angehören. So finden wir es jetzt moralisch verwildert und wundern uns darüber, ohne zu bedenken, daß wir selbst nicht den fördernden Einfluß haben ausüben können, den anderswo die höheren Stände und vor allem Gutsherr und Seelsorger besitzen."

Alexander hielt inne. Durch die abendliche Stille tönte Gesang herauf, ein vierstimmiger Gesang. Es waren schöne, helle Stimmen, der Sopran vielleicht ein wenig zu scharf, aber das Ganze klang weich und stimmungsvoll. Die drei schwiegen und lauschten dem lettischen Volksliede. Als es verklungen, wandte Alexander sich wieder zu Evi.

„Siehst du, das, was wir eben hörten, das ist ein Stück künstlerischer Kultur, worin uns dies Volk überlegen ist. Diese Leute haben eine musikalische Begabung, welche ganz großartig ist. Wo findest du anderswo Menschen,

die jede Melodie, wenn sie sie ein oder zweimal gehört haben, schon gleich mit verteilten Stimmen singen können? Und das ist bei uns doch etwas ganz Gewöhnliches. Ein Volk, das so begabt ist, muß kulturfähig sein, davon lasse ich mich nicht abbringen, und wenn man den Leuten auch noch soviel Roheit nachsagen kann."

„Lex urteilt immer so milde," wandte sich Evi an Mary. „Ich für meine Person kann mich nun einmal nicht für ein Volk begeistern, das uns den Vernichtungskampf ansagt, das nicht einmal ein ehrlicher Feind ist, sondern mit den niedrigen Mitteln der Verleumdung uns zu schädigen trachtet. Ja, früher liebte ich auch unsere lettischen Leute; seitdem ich aber ihre feindliche Gesinnung erkannt habe, kann ich keine Sympathie für sie hegen. Ja, ich hasse sie!"

„Aber, Evi, du solltest dich doch nicht zu solchen Ausdrücken fortreißen lassen," sagte Alexander, indem er vom Tisch aufstand. Er reichte seiner Frau den Arm und trat mit den Damen ins Freie hinaus.

„Welch eine herrliche Nacht!" sagte Mary und blickte zum Sternenhimmel empor.

„Ja, solche warmen Nächte sind bei uns selten, aber ich würde viel darum geben, wenn es bald regnen würde. Nicht nur des Getreides wegen, das unter der Dürre leidet, vor allem fürchte ich für den Wald. Im Tirulmoor brennt es schon seit acht Tagen, und Wittmann erzählte mir heute, daß er an verschiedenen Stellen des Waldes Feuer bemerkt habe. Bisher hat man's immer noch löschen können, aber das nächste Mal können die Flammen auch die Gipfel ergreifen, und dann ist der Brand nicht mehr

aufzuhalten. Und es liegt immer mutwillige Brandstiftung vor, das ist das traurige!"

Evi war stehen geblieben und deutete stumm in der Richtung auf den Wald. Dort erhob sich am blaßgrünen Himmel über den Spitzen der Tannen ein rötlicher Schein. Es schien, als wenn Raketen in die Luft stiegen, dann schoß es wie ein Springbrunnen von flammendem Gold empor und ging allmählich in eine düster-rote Wolke über, die sich über dem Walde lagerte.

„Sollte das auch Waldbrand sein?" fragte Mary leise.

„Nein, es ist die Heuscheune," antwortete Alexander dumpf. Er war stehen geblieben und schaute nach dem Feuer hinüber. Alle schwiegen, und ihre Gesichter färbten sich rot vom Widerschein des erleuchteten Himmels. Die Dienstboten waren herausgekommen. Man wollte die Feuerspritze holen.

„Es lohnt sich nicht," sagte Alexander, „das brennt wie Zunder. Die Spritze soll nur im Hof bleiben. Wir können sie jeden Augenblick hier brauchen. So wie die Scheune im Walde, kann diese Nacht jedes andere Gebäude angesteckt werden. Das ist das Furchtbare," fügte er hinzu, an die Damen gewandt, „gegen Brandstiftung sind wir schutzlos. Da hilft keine Wache. Mit einem Kännchen Petroleum und einem Streichholz kann jeder mutwillige Bursche in einer dunklen Nacht uns die ganze Ernte vernichten. Und selbst läuft er kaum Gefahr, ertappt zu werden."

„Feige Bande!" stieß Evi zwischen den Zähnen hervor. Ihre Augen waren weit geöffnet und blickten unver-

wandt auf den Feuerschein, der allmählich immer kleiner wurde. Als der Brand ganz erloschen war, schickte sie sich an heimzugehen.

Alexander faßte sie unter den Arm. „Ich werde dich nach Hause führen. Hoffentlich ist Mama nicht geweckt worden. Wir wollen vor ihr den Brand verheimlichen. Es würde sie nur unnütz aufregen. Und von der Beschimpfung heute im Walde natürlich auch kein Wort! Sie glaubt noch so fest an die gute Gesinnung unserer Leute. Man muß ihr möglichst lange diese Illusion erhalten. Ich fürchte, sie wird es nicht ertragen, den Glauben an die Treue des Volkes zu verlieren."

Schweigend gingen die Geschwister hinunter zum Hof. Schweigend drückten sie sich vor der Türe des alten Hauses die Hand.

* * *

Als sich die schwere Tür mit der barocken Messingklinke hinter Evi geschlossen hatte, blieb Alexander einen Augenblick stehen. Sein Blick wanderte über das alte Haus und über die hohen steilen Dächer der beiden Wirtschaftsgebäude, die den Platz vor dem Hause mit den großen alten Linden umschlossen. Es ward ihm klar, wie sehr sein Herz an diesem Fleckchen Erde hing, wie teuer ihm jeder Winkel war, und wie wenig eigentlich sein langer Aufenthalt in der Fremde das Heimatgefühl hatte ausrotten können. Furchtbar wäre es, diesen Besitz aufgeben zu müssen, der seit fünfhundert Jahren seinem Geschlecht als Wohnsitz gedient hatte.

Und doch mußte er sich sagen, daß diese Aussicht nicht ins Bereich des Unmöglichen gehörte. Wer sicherte ihm den Besitz, was schützte seine Herrschaft? Was lag der russischen Regierung daran, die herrschende Stellung der Deutschen im Ostseegebiete zu erhalten? Jetzt, wo es überall im Reiche gärte, wo die Grenzvölker eine Lostrennung vom Reiche anstrebten, würde eine demokratische Staatsgewalt nicht unbedenklich die Deutschen opfern, um das lettische Volk zu gewinnen? Und die Anhänglichkeit des Volkes an seine Gutsherren? Nun, von der hatte Alexander wenig tröstliche Beispiele gesehen. Es war zu verlockend, was die Sozialdemokraten versprachen: Teilung des deutschen Besitzes unter die Menge. Dieser Lockung würde niemand widerstehen, auch nicht der treueste Diener! — Die Kirche? Auch ihr Einfluß hatte sich als zu schwach erwiesen gegenüber dem Ansturm dieser neuen Bewegung.

Freilich, noch gab es etwas, das die Leute vor dem letzten Schritt abschreckte. — Man fürchtete sie noch, die baltischen Barone! Noch war der Nimbus nicht ganz verblichen, der sich um die Erben der alten Ordensritter wob. Noch fürchtete man sich vor dem kleinen Häuflein, das auf seinen Landsitzen dem Aufstand die Stirn zu bieten wagte. — Aber wie lange würde das noch währen?

Alexander kam plötzlich ein Gedanke: Wie, wenn er sich der Volksbewegung anschlösse! Wenn der Adel einen Teil seiner Vorrechte opfern wollte und sich mit den Bauern vereinigen zum Kampf gegen die drückende Beamtenherrschaft! War da nicht zu erwarten, daß sich das Volk um ihn scharen, in ihm seinen geborenen Führer erkennen

würde? War nicht in diesem Falle eine Versöhnung der Gegensätze zu hoffen?

Doch wie sollte er, Alexander Dohlen, sich mit dem Volke verständigen, diesem Volke, das ihm ferner stand in seinen Empfindungen als die alten Griechen? Wie sollte er sein Vertrauen gewinnen? Nicht einmal seine Sprache beherrschte er vollkommen. Es wäre lächerlich, wenn er als Volksredner auftreten wollte. Höhnisch würden ihn die sozialistischen Führer ersuchen, zuerst seinen Besitz zu opfern und dann erst zu reden. Verwundert würden sich die altmodischen Leute fragen, warum der Großherr diese gottlosen Neuerer einer Antwort würdige, statt sie aus Elkesragge auszuweisen. Die einen würden ihn als Spion, die andern als Narren betrachten. Keiner würde daran glauben, daß er das Landeswohl im Auge habe, vielmehr hinter seinen Worten irgend eine selbstsüchtige Absicht vermuten.

Nein, es war unmöglich, mit diesem Volke an einem Strang zu ziehen, zu groß war das Mißtrauen auf beiden Seiten, zu stark war der Gegensatz der Interessen.

Schon als Kind hatte er diesen Gegensatz empfunden. Alexander erinnerte sich eines kleinen Erlebnisses, da er vielleicht zwölf Jahre alt war. Die Eltern und Geschwister waren fortgefahren, und er war allein zurückgeblieben. Da hatte ihn die Sehnsucht überfallen nach einem Kameraden, nach einem Freunde. Die Kinder seines Alters, die im Hofe und in den umliegenden Bauergesinden wohnten, kannte er nur dem Aussehen nach. Zwischen ihnen und dem Herrschaftskinde bestanden keine Beziehungen, die eine nähere Bekanntschaft ermöglicht hätten.

Er war auf seinem Spaziergang an einen Bauernhof gelangt, in welchem er früher zwei Jungen in seinem Alter bemerkt hatte. Er trat auf ein kleines Mädchen zu, das auf der Schwelle des Hauses stand und verlegen an seinem Daumen lutschte.

„Wo sind deine Brüder?“ Das Mädchen schwieg.

„Ich frage dich, wo deine Brüder sind?“ wiederholte Alexander ungeduldig. Da sprang das Kind auf, lief weinend in die Stube und warf die Türe hinter sich zu.

Bald darauf trat die Bäuerin heraus, und auf Alexanders Frage antwortete sie achselzuckend: „Nun, wo werden sie sein! Auf der Weide natürlich. Das Vieh weidet jetzt unten bei der Birkenschonung. Aber dort ist es naß, und der junge Herr wird sich nasse Füße holen. Die Weide ist nicht für Herrschaftskinder.“

Aber Alexander war doch hingegangen. Als er sich den beiden Hüterjungen genähert, hatten ihn die beiden mißtrauisch angeblickt.

„Guten Morgen, wie heißt du?“ Die Jungen schwiegen. „Ich möchte gern heute nachmittag bei euch auf der Weide bleiben.“

Die Jungen sahen sich verlegen an, und Alexander setzte sich neben sie. Ein Gespräch wollte nicht zustande kommen. Alle Fragen Alexanders beantworteten sie zögernd und mit kaum verhaltenem Lachen. Schließlich schlug Alexander vor, etwas zu spielen: „Seht ihr dort den Hümpel mit dem Weidengebüsch, das soll die Freistatt sein. Jane und ich, wir verstecken uns in der Schonung, und du, Krisch, du suchst uns. Wer gefunden wird, muß den Hümpel zu erreichen suchen, bevor Krisch ihn

fest kriegt. Und wer gefangen wird, der muß wieder die anderen suchen. Komm, Jane, wir wollen uns verstecken." Und er schleppte den kleinen Bauernjungen hinter sich her.

Sie hatten sich im hohen Grase der Schonung niedergeduckt, aber Krisch war unbeweglich auf seinem Platze stehen geblieben.

„Nun fang doch an uns zu suchen," hatte Alexander aus seinem Versteck heraus gerufen. Krisch war langsam näher gekommen. Als dann Alexander aufgesprungen und auf den Hümpel zu gelaufen war, da hatte Krisch nur einige Schritte gemacht, um ihn zu verfolgen, und war dann wieder stehen geblieben. Es hatte für ihn wirklich keinen Sinn, dies zwecklose Laufen.

Alexander hatte sich geärgert und ausgerufen: „Euch scheint das Spiel nicht zu gefallen?" Doch noch hatte er es nicht aufgegeben, die Knaben zu gewinnen. Er hatte ein Katapult in der Tasche und zeigte ihnen, wie man damit schießt.

„Kann man damit etwas totschießen?" fragte Jane, der einiges Interesse zu zeigen schien.

„O ja, wenn man sehr geschickt ist, dann kann man schon einen Vogel erlegen. Aber ich habe es noch nicht versucht. Wißt ihr, ich denke mir oft, daß ein Baum oder ein Pfahl mein Feind ist. Wenn ich ihn mit dem Steine treffe, dann habe ich gesiegt. Ich spiele dann, ich sei der Räuber und der Baum sei der Gendarm."

Die beiden Buben hatten mit offenem Munde den Jungherrn angeschaut. Hatte der komische Einfälle! Und Alexander hatte an ihrem Erstaunen gemerkt, daß er wieder

etwas gesagt habe, was aus ihrem Gesichtskreis herausfiel. Er war aufgestanden und hatte sich von den beiden verabschiedet. Doch wie er ein paar Schritt entfernt war, da hatte er sich noch einmal umgeschaut und bemerkt, wie die beiden Brüder seine Bewegungen nachahmten und über die ungewohnte Art des Herrschaftskindes sich vor Lachen krümmten. Seit dieser Zeit hatte es Alexander vermieden, die Gesellschaft von Bauerkindern aufzusuchen.

Daran dachte jetzt Alexander, und es kam ihm so recht zum Bewußtsein, wie tief in diesem Lande die Kluft zwischen Herrn und Volk gähnte.

Er schlug den Weg ein, der auf einem Umwege durch den Wald nach seiner Wohnung führte. Und plötzlich befand er sich vor dem hellen Kuppelbau des kleinen Ahnentempels.

Der Morgen tauchte die ganze Landschaft in kühles Dämmerlicht. Rosa Wölkchen schimmerten am Himmel. Der Wald begann sich zu regen, und die Vögel begrüßten mit frischem Gesang den jungen Tag. Als Alexander den Tempel betrat, schrak er zusammen. Eine Eule erhob sich und flog mit lautem Flügelschlag ins Freie hinaus.

Im Tempel herrschte Halbdunkel. Leise plätscherte der Brunnen, und von den Wänden leuchteten die Namen der alten Dohlen in goldenen Lettern herab. Alexander tauchte seine Hände in das kühle Wasser und wusch sich das Gesicht.

„Auf daß es mich stärke,“ flüsterte er. Und er trat ins Freie hinaus. Er schüttelte den Kopf, als wollte er die trüben Gedanken abwerfen, die ihn diese Nacht ver-

folgt hatten. Er reckte seine Brust und schritt freudig der aufgehenden Sonne entgegen.

---

## XI

Am andern Tage kamen die Piepenstocks an. Sie brachten beunruhigende Nachrichten. Aufruhr herrschte an allen Enden des weiten Reiches. Man sprach von Bauer=aufständen und Arbeiterdemonstrationen mit blutigem Nach=spiel. Es war klar, daß sich Ereignisse vorbereiteten, deren Ausgang keiner voraussagen konnte. In Petersburg und Warschau hatte es angefangen, Riga war bald gefolgt, und nun hatte die Bewegung sich schnell über Livland und Kurland verbreitet. Es gab so manchen Zündstoff, und die Flammen der Empörung gegen Staat und Gesellschaft loderten auf mit elementarer Gewalt. Unter der Führung angereister Fremder zogen die Arbeiter von Gut zu Gut und zwangen, die Ernte einzustellen. Sie verwüsteten die Gemeindehäuser, beraubten die Kassen und verbrannten die Bilder des Kaisers und die Archive. Brandstiftungen be=zeichneten die Spuren ihres Zuges.

Adolf Piepenstock war sehr aufgebracht. „Wenn das so fortgeht, dann haben wir die Hungersnot im Lande. Wo=von sollen die Leute leben, wenn die Ernte vernichtet ist?"

„Ja, ist denn das Volk wahnsinnig geworden?" rief Evi.

„Durchaus!" bestätigte Adolf. „Wenn nicht die streng=

sten Maßregeln ergriffen werden, so geht das Land einem vollkommenen Ruin entgegen. Das einzig Richtige wäre, den Aufruhr jetzt im Keime zu ersticken. Es müßte der Belagerungszustand erklärt werden, jedes Gut Militär erhalten, und jeder Aufrührer an den Galgen kommen. Ich sehe, daß es bei euch noch verhältnismäßig ruhig ist, aber ich würde euch doch sehr raten, um Einquartierung von Kosaken zu bitten. Vor denen werden die Kerle Respekt haben!"

Elisabeth Dohlen neigte sich zur Seite ihres Schwiegersohnes. „Was sprichst du da von Kosaken?" fragte sie stirnrunzelnd.

„Ich meine, man sollte die Kosaken rufen, damit sie die Leute hier etwas im Zaum halten. Man ist jetzt nicht mehr sicher vor unsern Bauern." Adolf sprach so laut, daß die harthörige alte Dame ihn verstehen konnte.

„Wir sollen vor unsern eigenen Leuten nicht sicher sein! Ich glaube, Adolf, du bist nicht recht bei Trost!" Elisabeth errötete unter ihrem weißen Scheitel. „Und wir sollen die Russen holen, damit sie uns gegen unsere Knechte und Bauern schützen! Das wäre doch etwas Unerhörtes! Das wäre ein Zeichen des Mißtrauens, das unsere Leute nicht verdient haben und dessen ich mich in tiefster Seele schämen würde. — Nein, hier in Elkesragge werde ich das nicht dulden. Anderswo mögen die Leute schlechter gesinnt sein, aber hier bei uns ist zwischen Herrschaft und Volk immer das beste Verhältnis gewesen, hier brauchen wir uns nicht zu fürchten. Und wenn diese fremden Banden kommen, von denen du erzählst, dann haben wir hier Leute genug, die uns verteidigen können. Nicht nur

die Buschwächter und Wildnisbereiter, sondern alle Tagelöhner werden jederzeit bereit sein, uns und unsern Besitz gegen Räuberbanden zu schützen. Davon bin ich überzeugt. Ich lebe hier fast siebzig Jahre und kenne doch unsere Bevölkerung!"

Adolf Piepenstock wollte widersprechen, aber Elsa, Ina und Evi warfen ihm so bedeutungsvolle Blicke zu, daß er schwieg. Später sagte ihm Evi, daß sich die Mutter immer aufrege, wenn man in diesem Punkte anderer Meinung ist; denn sie halte es für unedles Mißtrauen, wenn man den Leuten böse Absichten zuschreibe.

* * *

Der August verging ziemlich ruhig in Elkesragge. Nur die Waldbrände hatten arg gewütet, und traurig sah es aus in den ausgedehnten Forsten. Nach dem dürren Sommer färbte sich das Laub der Bäume früher als gewöhnlich.

Der Kreismarschall hatte eine Versammlung der Gutsbesitzer einberufen, um über den Schutz der Landes zu beraten. Alexander fuhr zur Kreisstadt und beobachtete die Verwüstungen, welche die Flammen im Walde zu beiden Seiten der Straße angerichtet hatten.

‚Als ob der grüne Wald Trauer angelegt hätte,' dachte er, als er die verkohlten Stämme erblickte, die, ihrer Nadeln beraubt, trübselig aus dem schwarzgebrannten Waldboden aufragten.

Der Wagen bog um eine Ecke. — Alexander bemerkte ein Dutzend Männer, die am Wege standen und

über irgend etwas stritten. Unwillkürlich griff er in die Tasche und entfernte die Sicherung an seiner Browningpistole. Es war nicht geheuer, in diesem Sommer allein durch den Wald zu fahren und einem Haufen Fremder zu begegnen.

Die Männer begannen zu rufen, als der Wagen näher kam. Der Kutscher hielt an.

„Was wollt ihr?“ fragte Alexander.

„Sie können weiter fahren, wir erlauben es Ihnen!“ tönte es ihm lachend entgegen.

Die Pferde zogen an. Alexander biß sich die Lippen, doch konnte er sich nicht enthalten noch einmal umzuschauen; er hatte unter den Männern ein bekanntes Gesicht erblickt. Jetzt erkannte er seinen früheren Hauslehrer, Herrn Sarin. Er trug eine rote Fahne in der Hand. Offenbar hielten die Leute hier eine Versammlung ab, um ihren Feldzugsplan in dieser Gegend zu beraten.

„So ein freches Volk!“ sagte der Kutscher, indem er sich auf dem Bock umdrehte. Er fühlte das Bedürfnis, seinem Herrn etwas Tröstliches zu sagen.

* * *

Vor dem etwas unsauberen Gasthaus der kleinen Kreisstadt hielt das Gefährt.

Als Alexander in das große Eßzimmer trat, empfing ihn ein Geschwirr von Stimmen. Der Qualm von Zigarren und Zigaretten erfüllte den Raum. Er grüßte nach allen Seiten. Es waren lauter Gutsbesitzer oder deren Bevollmächtigte, die zur Kreisversammlung zusam-

mengekommen waren. Man erzählte sich Neuigkeiten und stärkte sich nach der langen Wagenfahrt durch einen Schnaps und ein belegtes Brötchen.

Onkel Edse trat auf den Neffen zu und schüttelte ihm die Hand. „Nun, wie geht es bei dir zu Hause, mein Junge?“

„Die Leute sind noch ruhig, aber die Waldbrände haben schrecklich gewütet. Die Forstwache war Tag und Nacht auf den Beinen, aber kaum war das Feuer auf der einen Stelle gelöscht, so flammte es an einer andern wieder auf. Alles böswillige Brandstiftung!“

„Und man konnte diese Schurken nicht einfangen?“

„Doch, einer wurde ertappt, wie er trockenes Reisig zusammenschleppte. Wir haben ihn dem Gericht übergeben, aber das hat ihn natürlich wieder freigelassen, wegen mangelnder Beweise.“

„Ach, diese Hunde!“ knirschte Onkel Edse. „Natürlich, wo es gegen uns geht, da stecken sie alle unter einer Decke. Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß wir uns selbst helfen müssen. Es geht nicht so weiter. Die Regierung schützt uns nicht. Wir müssen auf jedem Gut eine Schutzwache einrichten und gegen unsere Feinde selbst vorgehen.“

Es wurde um Stille gebeten. Der Kreismarschall eröffnete die offizielle Sitzung.

Er verlas eine Anfrage der Landesverwaltung über den Schutz der Güter im Falle bewaffneter Angriffe von seiten der Aufständischen. Die einzelnen Kreise sollten ihr Gutachten abgeben und Geld bewilligen.

„Natürlich wieder zahlen, etwas anderes gibt's nicht!“

murmelte Adolf Piepenstock, welcher mit Onkel Edse hergekommen war.

„Steh doch auf und sprich dagegen!“ flüsterte ihm der Onkel zu. Er maß den Mann seiner Nichte mit einem verächtlichen Blick.

Der Kreismarschall legte das Schriftstück beiseite. „Ich meine,“ fuhr er fort, „daß wir ohne die Erlaubnis der Regierung nichts unternehmen dürfen. Wir dürfen nichts tun, was gegen das Gesetz verstößt, was auch nur den Anschein einer Ungesetzlichkeit haben könnte. Selbsthilfe ist aber gesetzlich verboten. Darum bin ich dafür, daß die Landesvertretung die Besoldung neuer Polizisten und den Unterhalt vom Militär auf dem Lande übernimmt. Wir müssen uns auf die Polizei und das Militär stützen. Nicht anders!“

Onkel Edse meldete sich zum Wort. — Er war einer der ältesten Herren, hatte verschiedene Landesämter bekleidet und genoß allgemeines Vertrauen. Unter seinen weißen, buschigen Brauen leuchteten die Augen des alten Herrn in jugendlichem Feuer. Seine Häßlichkeit war durch das Alter gemildert, und man vergaß seine verwachsene Gestalt, als er mit lauter Stimme in den Saal hineinrief:

„Meine Herren! Wir sind hier versammelt, um über den Schutz unserer Güter, unserer Heimat, zu verhandeln. Ich hoffe, daß jeder von uns sich dessen bewußt ist, worum es sich handelt. Es sind nicht nur unsere Ernten und Gebäude, unser Hab und Gut, die bedroht sind. Es gilt noch etwas anderes zu schützen und zu erhalten. Unsere siebenhundertjährige Geschichte, unsere deutsche Kultur, alles,

was unserem Herzen teuer ist, droht zerstört zu werden durch jene betörten Volksmassen, die sich mit dem Haß und dem Neid der Niedrigen auf uns, ihre Herren, stürzen wollen, um über den Trümmern unserer Herrschaft jenes rechtlose Chaos auszubreiten, das, den unreifen Köpfen einiger Schwärmer entsprungen, den Tummelplatz aller niedrigen Instinkte abgeben wird.

„Meine Herren, in diesem Augenblick höchster Gefahr müssen wir zusammenhalten wie ein Mann. Wir müssen allen persönlichen Hader, allen persönlichen Vorteil vergessen, wir müssen Gut und Leben opfern für unsere gerechte, heilige Sache. Bedenken Sie, daß wir allein stehen, daß wir auf keine Hilfe rechnen können, als nur auf unsere eigene Kraft. Verlassen Sie sich nicht auf den Schutz der Regierung! Sie ist schwach und nachgiebig, und wir sind verhaßt bei den Russen. Ich weiß, seine Majestät ist uns wohlgesinnt, und wir werden ihr treu sein bis zum letzten Blutstropfen. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß eine demokratische Regierung uns ohne Bedenken preisgeben wird.

„Darum bin ich, im Gegensatz zum Herrn Kreismarschall, für ausgedehntesten Selbstschutz. Noch haben wir die Mittel ihn einzurichten. Junge Leute aus den Städten, Studenten und andere unbeschäftigte Männer, die müssen wir bewaffnen und ihnen Wohnung und Unterhalt gewähren. Mit hundert gut geschulten Leuten können wir den Kreis verteidigen gegen ein ganzes Heer von Aufständischen. — Wir dürfen aber nicht zaudern, denn es ist höchste Zeit. Wir dürfen auch nicht unsere Güter im Stich lassen und mit unseren Familien ins Ausland reisen.

Mögen die Frauen und die Kinder in Sicherheit gebracht werden, die Männer aber müssen bleiben. Wir sind nicht zahlreich, und die Heimat braucht jeden Mann. Vergessen Sie nicht die Worte Kaiser Wilhelms: ‚Wir Deutsche sind das Salz der Erde.‘ Vergessen Sie nicht, daß wir eine hohe Mission haben, daß wir mit gutem Rechte hier Herren sind, vergessen Sie nicht, daß unser Land die Wurzel unserer Kraft, der einzige Boden ist, auf dem wir leben und unsere Eigenart uns bewahren können. Lieber auf unserem Grund und Boden untergehen, denn als heimatlose Gesellen in alle Winde verstreut werden!“

Onkel Edse setzte sich. Er war ganz außer Atem vom ungewohnten Reden und von der Erregung, in die ihn seine eigenen Worte versetzt hatten. „Sehr richtig, Herr von Dohlen, sehr wahr!“ scholl es von allen Seiten.

Jeder von den Herren hatte einen Vorschlag zu machen. Der eine war für Mausergewehre, der andere für Winchesterbüchsen, einer schlug sogar vor, Maschinengewehre zu kaufen.

Der Kreismarschall bat um Ruhe, aber es dauerte einige Zeit, bis er sich Gehör verschaffte.

„Meine Herren,“ rief er, als das Gespräch etwas nachließ, „wir müssen einen Beschluß fassen. Es liegen mehrere Anträge vor. Ich bitte Sie, im Interesse des Landes das Geld zu bewilligen, das die Ritterschaft zur Verstärkung der Polizei und des Militärs fordert. Ich schlage vor, der Landesverwaltung in dieser Beziehung unbegrenzten Kredit zu gewähren. Nebenbei können wir ja auch den Selbstschutz bewilligen. Herr von Torck, Sie haben das Protokoll geschrieben. Also wir können

zur Abstimmung schreiten. Bitte, zählen Sie die Stimmen."

Die Mehrzahl stimmte mit ‚Nein'.

„Meine Herren, ich muß also diesen Antrag leider als verworfen ansehen. Bitte, Herr von Torck, lesen Sie den Antrag des Herrn Becker-Kleinhof vor."

Es handelte sich darum, bei der Regierung um Schutz der Kirchen durch Militär nachzusuchen. Der Antrag wurde bewilligt.

„Nun kommen wir," fuhr der Kreismarschall fort, „zu dem Vorschlag des Herrn von Dohlen-Uschwicken. Die Frage ist schon so eingehend diskutiert worden, daß wir von einer Verlesung dieser Vorschläge Abstand nehmen können."

Herr von Torck zählte die Stimmen. Alle jungen Leute stimmten mit ‚Ja', aber viele ältere Gutsbesitzer verhielten sich ablehnend.

„Es fehlt noch Elkesragge mit sechs Stimmen. Elkesragge muß entscheiden."

Man sah sich nach Alexander um. Er war vor die Türe getreten, um etwas frische Luft zu schöpfen. Es war sehr rauchig im Zimmer. Adolf Piepenstock stand auf und rief ihn in den Saal hinein. „Du sollst für den Antrag von Onkel Edse stimmen," raunte er ihm zu.

„Nein," sagte Alexander mit Nachdruck.

Der Kreismarschall wandte sich an Herrn von Torck. „Also bitte, geben Sie zu Protokoll, daß auch der Antrag des Herrn von Dohlen-Uschwicken keine Mehrheit gefunden hat."

Die Herren erhoben sich geräuschvoll. Man nahm Abschied voneinander. Die meisten waren eilig, denn sie hatten es weit bis nach Hause und vermieden es in dieser Zeit, im Dunkeln zu fahren.

Onkel Edse trat auf den Neffen zu. „Aber ich verstehe nicht, wie du meinen Antrag ablehnen konntest. Das Wohl des Landes, die Verteidigung unserer ganzen Existenz! Was hast du dagegen zu sagen?“

Alexander seufzte und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

„Onkel, ich glaube nicht an die Möglichkeit, uns auf die Dauer zn schützen, ich glaube, daß diese jungen Leute nur Unheil anrichten werden. Ich bin überzeugt, daß unsere Stellung nicht durch Gewaltmittel zu erhalten ist. Ich freute mich über deine schöne Rede und über die Begeisterung, welche sie unter der Jugend geweckt hat. Nur glaube ich nicht, daß diese Begeisterung lange dauern wird. Ich kenne doch unsere Landsleute und weiß, daß sie eigentlich nüchtern denken.“

„Aber was gedenkst du denn zu machen?“ fragte der alte Herr erregt. „Man kann doch die Hände nicht in den Schoß legen.“

„Es scheint mir doch das einzige, was wir tun können. Diese Bewegung, die das Volk erfaßt hat, sie läßt sich nicht aufhalten. Sie kommt wie eine gewaltige Woge, die alles fortreißt. Man ducke sich. Vielleicht geht sie über uns hinweg, und wir tauchen doch noch hervor. Wir haben eines vor der Menge voraus: Wir sind eine harte Rasse, wir sind eine alte Eiche; der Stamm ist geborsten, viele Äste schon abgestorben, aber sie kann noch

lange stehen und grünen, vielleicht länger, als die jungen Birken, die um uns emporschießen. Hast du die Sterne gefragt, was sagen sie?"

Onkel Edse runzelte die Stirn. „Ich glaube nicht mehr an die Sterne. Ich will nicht daran glauben."

Alexander blickte dem Alten fest in die Augen.

„Also doch!" sagte er. „Onkel, wenn unser Ende in den Sternen geschrieben steht, so werden wir zu sterben wissen. Es ist eine Kunst, zur rechten Zeit abzugehen."

Eduard Dohlen streckte die Hände abwehrend aus.

„Sprich nicht so, mein Junge! Fasse Mut! Wir kämpfen für eine gerechte Sache, wir verteidigen unsern Besitz, die andern aber wollen uns ihn mit Gewalt entreißen. Gott wird uns helfen! Ich will auf meine Hand einen Selbstschutz ins Leben rufen. Ledebur, Torck und Klüver sind dabei. Wir wollen kämpfen, und du wirst nicht fehlen. Ja, überlege es dir, ich komme morgen nach Elkesragge. Heute habe ich noch hier zu tun. Auch Adolf und Schmadderchen Piepenstock übernachten bei mir. Lebe wohl, mein Junge!"

Eduard Dohlen nahm seinen Hut und entfernte sich eilig.

‚Ein wunderbarer Greis,' dachte Alexander. ‚Niemand würde glauben, daß er bald achtzig Jahre alt wird. Und in seiner Jugend hielten ihn alle für einen Todeskandidaten.'

Alexander wollte noch zu Mittag essen, denn er hatte eine lange Fahrt vor bis Elkesragge. Schmadderchen Piepenstock setzte sich zu ihm, er hatte alles mögliche zu erzählen, besonders von seinem neuen Jagdhund.

„Ein Jammer, daß uns die Jagd jetzt verboten wird. Das ist das einzige, was uns der Kriegszustand gebracht hat, der nun seit vierzehn Tagen proklamiert ist.“

Alexander hörte unaufmerksam zu. Am Nebentisch saßen sein Schwager Adolf Piepenstock und ein Herr von Münster, ein hagerer Herr mit grauem Vollbart.

„Glauben Sie nicht, Piepenstock,“ hörte Alexander diesen Herrn sagen, „glauben Sie nicht, man sollte sich möglichst still verhalten und, was man kann, beizeiten in Sicherheit bringen. Jetzt bei der schlechten Ernte für das Militär oder den Selbstschutz zahlen, das ist doch der reine Ruin. Das können sich höchstens solche Magnaten leisten wie Ihr Schwager oder Graf Uentrop, allenfalls auch ein Junggeselle wie Ihr Onkel. Aber unsereiner, der für seine Familie zu sorgen hat, der sollte sich beizeiten für den Fall vorbereiten, daß wir hier von Haus und Hof gejagt werden.“

„Selbstverständlich,“ antwortete Adolf, „ich denke auch nicht daran, mich an diesem unpraktischen Vorschlag meines Onkels zu beteiligen. Wer klug ist, packt beizeiten sein Bündel und verläßt das Haus, ehe es brennt. Dieser Selbstschutz wird ja das reine Possenspiel sein, etwas für unsere jungen Hitzköpfe oder für alte Idealisten wie meinen Onkel Eduard.“

„Ja, diese Dohlens,“ sagte Herr von Münster, der nicht bemerkt hatte, daß Alexander am Nebentisch saß, „die haben immer solche Ideen, die sich schön anhören, aber nicht recht Hand und Fuß haben. Das mit dem alten heidnischen Feuerkult, das war doch eine kuriose Idee von Ihrem Schwager. Ich habe mir den Kopf zerbrochen,

was er damit bezweckte. Ich glaube, er tut so etwas, um von sich reden zu machen, um aufzufallen."

Er schwieg, denn Adolf machte ihn darauf aufmerksam, daß er gehört werden könne.

Alexander bezahlte seine Rechnung, denn sein Wagen war vorgefahren. Er nahm von Adolf und Schmadderchen Abschied und grüßte etwas steif den langen Herrn von Münster.

„Ach so, Alexander," sagte Adolf, „ich wollte dir noch mitteilen, daß ich morgen nach Elkesragge komme, um Elsa und die Kinder abzuholen. Es ist nicht mehr geheuer, auch bei euch. Ich will für den Winter nach Riga ziehen. Dort ist es doch etwas sicherer. Und wie geht es den heiligen Dohlen?" fügte er lächelnd hinzu.

„Vergiftet" antwortete Alexander kurz und ging hinaus.

* * *

Es war schon dunkel, als Alexander in Elkesragge eintraf. Er wunderte sich, daß ihm niemand entgegenkam. Die Fenster seines Hauses waren nicht erleuchtet. Unheimlich ragten die beiden Elche, aus schwarzer Bronze in die dämmerige Abendluft hinaus. Er mußte lange schellen.

„Was ist denn los?" fragte er, als ihm der Diener endlich öffnete.

„Ach, wir glaubten, der Herr Baron würde heute abend nicht mehr kommen. Wir haben doch einen Boten in die Stadt geschickt, weil das Telephon zerstört ist. Also wissen Herr Baron noch nichts? Alle unsere Leute streiken."

„Und wo ist die gnädige Frau?"

„Die Frau Baronin ist gleich hinuntergegangen ins alte Haus zu den andern Damen, als sie hörte, daß die Arbeiter nicht mehr gehorchen. Sie fürchtete sich hier oben. Auch erzählt man sich, die Wälder seien voll von unheimlichen Gesellen. Der Förster hat die Wildnisbereiter zum Schutze des Hofes kommen lassen. Die Leute haben auch schon allen Respekt verloren, sie haben heute einen großen Umzug gehalten und wilde Lieder gesungen."

„Es wird nicht so schlimm sein, Jakob. Ich bleibe ruhig hier. Gehen Sie, rufen Sie Herrn Wittmann und Schulz, und bitten Sie die gnädige Frau, sie möchte nur herüberkommen, wir seien hier ganz sicher."

Er betrat sein Schreibzimmer. Die Lampe erhellte nur schwach den großen Raum. Ihn fröstelte. — Dann nahm er einige Kienspäne, zündete im Kamin ein Feuer an und warf einige Scheite Wurzelholz ins Feuer, so daß die Flamme hoch aufloderte.

Die Türe öffnete sich, und Evi trat herein.

„Gott sei Dank, daß du da bist," sagte sie, „wir haben zwar einen Boten abgeschickt, der dich abhalten sollte während der Dunkelheit durch den Wald zu fahren. Er muß dich aber verfehlt haben, und nun bin ich froh, daß du doch gekommen bist. Die Leute haben hier vollständig den Kopf verloren. Allen voran Mary. Sie hat ihren Schmuck eingepackt und verlangt dringend, wir sollten alle zur Stadt ziehen. Auch jetzt fürchtete sie sich, den Weg von unserem Hause bis hierher im Dunkeln zurückzulegen."

„Und was sagt Mama dazu?"

„Mama schweigt, aber ich merke, wie es ihr nahe-

geht, und wie sie sich über Mary ärgert. Übrigens begreift sie nicht recht, was dieser Streik bedeutet. Sie wünscht, der Pastor möge die Leute ermahnen, ihre Pflicht zu erfüllen. Als ob der Pastor noch irgend welchen Einfluß hätte, außer auf ein paar alte Weiber!“

„Und du, mein Schwesterchen, was meinst du dazu? Wäre es nicht besser, wenn ihr Damen jetzt wegzöget?“

„Davon will ich nichts hören. Auch Mama wird sich entschieden sträuben. Wir dürfen keine Furcht zeigen.“

„Also gut, dann werdet ihr bleiben. Aber Mary werde ich wohl zu ihrer Mutter schicken müssen. Meine gute Schwiegermutter bestürmt mich schon seit Wochen mit Briefen, ich solle ihre Tochter nicht der Gefahr auf dem Lande aussetzen. Und da Mary jetzt selbst solche Angst bekommen hat, so will ich sie keinen Augenblick mehr halten. Morgen kommt Adolf und holt seine Familie ab. Dann können alle, die da wollen, fortfahren.“

„Und dann bleiben nur wir Dohlens zurück! Ich freue mich!“ sagte Evi triumphierend.

Der Förster und Amtmann wurden gemeldet.

„Guten Abend!“ sagte Alexander und reichte beiden die Hand. „Das ist eine hübsche Überraschung. Jetzt beginnt auch bei uns der Tanz. Nun, was verlangen denn die Leute?“

„Sie haben ganz unmögliche Forderungen aufgestellt. Es sind die allgemeinen Forderungen der sozialdemokratischen Partei. Hier steht es schwarz auf weiß.“

Alexander überflog das Schriftstück. „Das ist sehr gut,“ sagte er lachend. „Ich solle mich für die Revolution und gegen die Selbstherrschaft erklären. Dann soll ich die

Menschenrechte anerkennen. Das ist sehr hübsch gesagt! Auf das Patronat der Kirche verzichten. Nun, das ließe sich hören. Die Kirche für Volksversammlungen öffnen, die Wegelasten mit der Gemeinde teilen, die Versammlungsfreiheit anerkennen; das sind die allgemeinen Forderungen. Nun kommen die speziellen Wünsche: Die Pachtstellen als Eigentum den jeweiligen Pächtern zu überlassen, den Arbeitern den Lohn um ein Drittel zu erhöhen, das Weiden des Viehs im Walde zu gestatten, jeden Arbeiter mit ‚Sie‘ anzureden und keinen ohne Einwilligung eines Arbeiterrats aus dem Dienst zu entlassen.“

„Nun lesen Sie aber den Schluß, Herr Baron,“ sagte Wittmann, „das ist die Krone der Unverschämtheit!“

Alexander las: „Wenn der Besitzer von Elkesragge diese Forderungen der sozialdemokratischen Partei bewilligt, so garantiert ihm das Proletariat den Schutz seines Lebens und Eigentums. Im Falle einer Ablehnung wird er seines Besitzes für verlustig erklärt und als Volksfeind betrachtet werden.“

„Die Kerle verdienen gehängt zu werden!“ stieß Evi hervor. Sie war feuerrot geworden.

„Sie haben den Mund etwas voll genommen,“ meinte Alexander beschwichtigend. „Es wird nichts so heiß gegessen, als es gekocht wird. Herr Schulz, bitte, bestellen Sie zu morgen früh die Vorknechte und die Sprecher der Arbeiter zu mir. Ich will mit ihnen reden. Es würde sich auch empfehlen, einige zuverlässige Leute als Wache aufzustellen in der Nacht. Und dann halten Sie zu morgen Pferde und Fuhren bereit. Mein Schwager kommt her, um seine Familie abzuholen.“

„Jawohl, Herr Baron, es wird alles besorgt werden.“ Die Beamten entfernten sich.

Alexander ging im Zimmer auf und ab. Seine Gestalt, vom Kaminfeuer beschienen, warf gespenstische Schatten auf die gegenüberliegende Wand, die eine große flämische Weberei bedeckte. Sie stellte den Triumph des Todes dar, nach dem Fresko des Andrea d'Orcagna im Campo santo zu Pisa, und zwar die linke Seite mit den vornehmen Reitern. Diese Darstellung hatte die spöttische Verwunderung aller Besucher erregt. Mary hatte dies Zimmer unheimlich gefunden, wegen jenes Wandteppichs. Alexander aber liebte ganz besonders den Aufenthalt in diesem Raum, den er mit den vielen Kunstgegenständen ausgestattet hatte, die er im Laufe der Jahre gesammelt. Er liebte vor allem die Meister des Quattrocento, und sein größter Stolz war ein Bild, das er in dem Städtchen Viterbo entdeckt hatte und das er dem Filippo Lippi zuschrieb. Es stellte den Tanz der Salome dar und schimmerte über dem Kamin in wundervoll silbrigem Ton dem Eintretenden entgegen. Die Uffizien hätten ihn um dies Meisterwerk beneiden können.

An einer andern Wand hing eine große Tafel von Klimt, eine jener rätselhaften Frauen, die, fast erdrückt unter märchenhaftem Prunk, in ihren Zügen die wollüstige Müdigkeit überfeinerter Rassen verriet.

Hinter einem gestickten indischen Vorhang öffnete sich eine geräumige Nische, die durch Opaleszentglas aus einem kreisrunden Fenster ein bläuliches Licht erhielt, und an deren Wänden die Bücher aufgestellt waren, die Alexander besonders liebte. Da waren die antiken Klassiker und die Schriftsteller der italienischen Renaissance und von neueren

Dichtern nur ganz wenige ausgewählte, englische, französische und deutsche Lyriker. Zwischen den Büchern hingen in schwarzen Ebenholzrahmen Radierungen von Félicien Rops und Klinger. In diesem Raume hatte er so häufig über dem Genießen der Kunst alle jene unangenehmen Dinge zu vergessen gesucht, die in letzter Zeit so häufig an ihn herantraten.

Nun forderte das Leben von ihm tatkräftiges Handeln, festen Entschluß. Die Stunden beschaulichen Genusses hatte er aber stets als das eigentliche Leben betrachtet. Die Aussicht einen harten, ermüdenden Kampf zu beginnen, erfüllte ihn mit Schauder. Er empfand schreiend den Gegensatz zwischen der drohenden Gegenwart und der auserlesenen Ausstattung dieses Zimmers, das für die behaglich genießende Stimmung des Epikuräers geschaffen war. Fern lag ihm jener kampflustige Mut, der heute morgen aus den Augen seines alten Onkels geblitzt hatte, als er auf die Nähe des Entscheidungskampfes hinwies.

Vor dem Bilde der Salome blieb er stehen. Der leichte Schleier mit seinen Falten ließ den Körper in seiner ganzen Zartheit durchschimmern, und die etwas schiefen Augen der königlichen Tänzerin lächelten unter hochgezogenen Brauen an dem Haupte des Johannes vorbei zum Beschauer hin mit fast unschuldiger Grausamkeit.

„Wenn sie mir dies Bild vernichten würden!“ seufzte er und ballte die Faust, und dann, in einer schnellen Ideenverbindung: „Sollte man nicht Stasia Sulagin auffordern hier nach Elkesragge zu kommen oder mit Elsa und Adolf abzureisen. Jedenfalls dürfte sie unter den augenblicklichen Verhältnissen nicht in ihrem abgelegenen

Muggern bleiben. Heute im Vorbeifahren begrüßte ich sie. Sie hat sich eigentlich nicht viel verändert in der Zeit, die wir sie nicht gesehen. Sie ist eine prachtvolle Erscheinung. Sie läßt dich übrigens grüßen."

Evi schaute den Bruder an. „Und Mary willst du fortschicken?"

„Ja, wenn sie es will," antwortete er, leicht errötend. Der Diener brachte Tee herein.

„Sag mal, Lex," begann Evi, während sie den Tee eingoß. „Denkst du eigentlich daran, dich ganz von Mary zu trennen? Entschuldige diese Frage, aber ich habe den Eindruck gewonnen, als ob eine Trennung in diesem Augenblick mehr bedeute, als es vielleicht auf den ersten Blick scheinen mag. Ich glaube auch, es würde für beide Teile ganz glücklich sein, nur muß ich immer an deine Nachkommenschaft denken. Mary muß dir doch noch einen Sohn schenken."

„Insofern hast du recht, Schwester: es wäre mir in gewisser Beziehung angenehm, wenn Mary in dieser kritischen Zeit abwesend wäre. Sie macht einen entsetzlich nervös. Sie wäre jetzt in ewiger Aufregung und hätte keinen andern Gedanken als unsere Sicherheit. Aber wenn du glaubst, daß ich eine Scheidung anstrebe, so irrst du dich. Mary hätte eine solche Behandlung in keiner Weise verdient, ich kann ihr eigentlich keinen Vorwurf machen und bin überzeugt, daß sie mich in ihrer Weise liebt."

„Es kommt aber vor allem darauf an, ob du sie liebst. . . . Ihr macht euch doch gegenseitig das Leben schwer. Ja, wenn du nicht einen Erben haben müßtest . . ." Die Geschwister schwiegen einen Augenblick. Alexander schloß

die Augen und stützte seinen Kopf in die Hand. Dann sagte er leise: „Mary kann mir kein Kind mehr schenken.“

Evi trat dicht an den Bruder heran und legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Dann mußt du eine andere Frau nehmen.“

Alexander schüttelte den Kopf.

„Warum? Es ist töricht, gegen das Schicksal zu handeln. Ich werde Mary nicht kränken um eines törichten Wunsches willen. Sie ist doch unschuldig. Und dann habe ich in diesen letzten Wochen unsern Neffen, den Georg, beobachtet. Er dürfte wahrscheinlich mein Erbe dereinst antreten. Es ist ein fixer Junge; zwar ganz anders, wie wir es gewesen in seinem Alter, durchaus praktisch veranlagt, ganz ohne Phantasie. — Aber vielleicht ist das viel besser für die kommende Zeit.“

Evi war zurückgetreten und lehnte sich an den Sims des Kamins.

„Oder du, wenn du einen Sohn hättest,“ wandte sich Alexander plötzlich zu ihr. „Dann würde ich Elkesragge dir vermachen. Ja, Evi, warum heiratest du nicht? Axel Uentrop würde dich gleich nehmen. Er ist ein braver Kerl.“

Evi schüttelte heftig den Kopf und wandte dem Bruder den Rücken. Ihre Augen waren starr auf die verglühenden Kohlen im Kamin gerichtet.

„Komm,“ sagte sie mit Anstrengung, „wir wollen hinübergehen zu Mama. Sie erwarten uns mit dem Abendessen. Sie wollen Neuigkeiten erfahren. Komm, laß uns gehen!“

## XII

Am andern Morgen war Alexander früher denn sonst aufgestanden. Die Sonne schien klar vom blauen Himmel herab. Er öffnete das Fenster. Treff, der Hühnerhund, legte seine Vorderpfoten aufs Fensterbrett und schnupperte in die frische Morgenluft hinaus. Seine Phantasie zauberte ihm eine große Kette Hühner vor, auf die er im tauigen Klee anzog. Er sprang auf den Boden und lief zu der Flinte, die mit anderem Jagdgerät in Alexanders Ankleidezimmer hing. Dann kehrte der Hund zu seinem Herrn zurück und legte bittend die Pfote auf sein Knie. Alexander lachte. Ja, der Hund wunderte sich, warum sein Herr bei diesem schönen Wetter nicht auf die Jagd ging. Er konnte nicht wissen, daß der Generalgouverneur es verboten hatte.

Der Amtmann wartete schon, als Alexander sein Arbeitszimmer betrat.

„Herr Baron, auf meine Aufforderung haben sich nur die drei Wagger und zwei Vorknechte eingefunden. Alles übrige ist schon bei Tagesanbruch fortgezogen. Man sagt, die Sozialisten hätten am Opferstein im Walde eine Versammlung einberufen. Es sollen Maßregeln vereinbart werden, um einen bewaffneten Aufstand herbeizuführen. — Es ist ein Jammer, daß bei diesem schönen Wetter die Gerste nicht eingeführt werden kann. Die Leute verdienen, gehauen zu werden!"

„Nun, wir müssen uns darauf vorbereiten, daß das Sommergetreide auf dem Felde verfault. Zulagen können wir nicht mehr gewähren. Die Arbeiter bekommen hier schon mehr als anderswo. Ich habe auch mit meinem On=

kel gesprochen. Lieber lasse ich die Wirtschaft stocken, als daß ich Verpflichtungen eingehe, die den Appetit der Leute nur steigern werden."

„Man sollte die Spitzführer gerichtlich aus ihren Wohnungen ausweisen. Sie sind doch kontraktbrüchig. Mit ein paar Soldaten könnte man das ohne Schwierigkeit bewerkstelligen. Solch eine Maßregel würde die Leute zur Besinnung bringen."

„Nein, Herr Schulz, solch eine Ausweisung halte ich für grausam. Wir dürfen doch die Frauen und Kinder nicht dafür strafen, daß die Familienväter unrecht tun. Jetzt möchte ich aber mit den Waggern sprechen."

„Nun, wie ist die Stimmung unter den Leuten?" fragte Alexander die Eintretenden. „Ich kann mir nicht denken, daß sie alle Forderungen gut heißen, welche ich gestern erhalten habe. Es müssen doch einige Vernünftige unter ihnen sein, die das Unsinnige eines solchen Streiks auf dem Lande einsehen."

„Ach, gnädiger Herr," begann der eine von ihnen, der sich vom Stalljungen bis zur Stelle eines Inspektors heraufgedient hatte, „es ist ein Fieber, das die Leute ergriffen hat. Einige von den Alten haben sich gewehrt, aber man hat sie Verräter genannt und hat sie bedroht. Da sind sie mitgegangen aus Angst. Und dann ist der Sarin da, der Zeitungsschreiber, der, welcher hier früher Lehrer bei den Herrschaften gewesen ist. Der hält ihnen so freche Reden, erzählt ihnen, daß das Land gar nicht den Herrschaften gehört, sondern den Arbeitern, daß die Herrschaften vor sechshundert Jahren das Land dem Volke genommen haben, und daß man es jetzt zurückfordern

müsse. Ein undankbarer Mensch ist er, so ein Judas, der das Brot des Herrn gegessen hat und ihn dann verrät."

„Nun, und fürchten sie nicht die Polizei und das Militär? Es wird in dem Schriftstück eine Staatsumwälzung gefordert. Das ist Hochverrat, das ist Empörung gegen den Kaiser. So etwas wird mit dem Tode oder mit Zwangsarbeit in Sibirien bestraft."

Der alte Mann kratzte sich verlegen hinter dem Ohr. Er blickte auf seine Genossen, ob die ihn nicht verraten würden. Doch das waren alles Leute, die zum Hause Dohlen hielten.

„Ich muß dem gnädigen Herrn mitteilen, was man sich so erzählt. Es seien im Walde große Waffenlager vorhanden. Damit würde man das Volk bewaffnen. In Petersburg würde man den Kaiser absetzen, und die Truppen würden sich weigern, auf das Volk zu schießen. Und dann würde man die Herren verjagen und ihr Land unter das Volk verteilen. Der gnädige Herr nehmen es mir nicht übel, aber ich erzähle nur, was die Leute so untereinander sprechen."

„Es ist gut, ich danke Ihnen," sagte Alexander nervös. „Es ist ein Unglück, daß das Volk jedem Märchen, das ihnen die Zeitung auftischt, Glauben schenkt. Das zum Beispiel, mit dem Lande, welches wir dem Volke entrissen haben sollen, das ist auch so ein Märchen. Vor siebenhundert Jahren, als die Deutschen ins Land kamen, da lebten hier die Kuren, eine finnische Völkerschaft, die allmählich verdrängt und vernichtet wurde. Die Letten saßen weit südlicher. Erst die Deutschen besiedelten das Land mit lettischen Ackerbauern, und ihr könnt überzeugt sein,

daß in unserem Kreise kein Lette sitzen würde, wenn wir Deutsche sie nicht gerufen hätten. Doch diese geschichtliche Tatsache paßt nicht dem Herrn Sarin und seinen Gesinnungsgenossen. Die wollen auch mit Lügen gegen uns hetzen. — Wo ist denn diese Versammlung, die den Aufstand vorbereiten soll?"

Die Leute sahen sich an, dann antworteten sie:

„Das wissen wir nicht, das können wir nicht sagen, man verschweigt uns die Wahrheit, man weiß, daß wir zur Herrschaft halten."

„Ihr könnt jetzt gehen," sagte Alexander finster. „Man muß den Hof gut bewachen. Ich verlasse mich auf euch."

Als sich die fünf Männer entfernt hatten, wandte sich Alexander an den Amtmann:

„Wären Sie bereit, mich in den Wald zu begleiten? Wir dürfen diese Verschwörung nicht dulden. Ich will den Jäger und die beiden Wildnisbereiter noch mitnehmen und Wittmann mit seinem Gehilfen."

„Mit dem größten Vergnügen!" rief der Amtmann, „wir werden die Kerle auseinandertreiben und ein Exempel statuieren. Es ist doch eine Frechheit, hier auf unserem Grund und Boden eine Verschwörung in Szene zu setzen! Ich werde gleich die Pferde satteln lassen und Wittmann benachrichtigen."

Der Amtmann entfernte sich. Alexander zog seine Reitstiefel an und nahm seinen Drilling. Doch dann hing er ihn wieder an die Wand. Es machte sich besser, wenn der Großherr ohne Waffen erschien; nur einen Revolver steckte er für alle Fälle in die Tasche.

Die sieben Reiter schlugen den Weg zum Kirchhof

ein. Alexander sah sich um und bemerkte die Schwester vor der Türe des alten Hauses. Er winkte ihr zu und glaubte ihren ermunternden Blick zu spüren. Es ward ihm leicht ums Herz. Das Abenteuerliche dieses Rittes gefiel ihm. Die trüben Gedanken von gestern abend waren verflogen. Er gab seinem Pferde die Sporen.

„Wir wollen etwas schneller reiten," sagte er zu seinen Begleitern, „sonst könnte es einem aus dem Hofe einfallen die Leute zu warnen. Wir müssen sie auf frischer Tat ertappen. Sie sind also sicher, Herr Schulz, daß die Versammlung bei dem Opferstein stattfindet?"

„Jawohl, ich hab es gestern deutlich gehört. Ich war zufällig im Pferdestall und stand in der Box des Zuchthengstes. Da ging der Stalljunge mit dem Schmiedegesellen durch den Gang. Sie konnten mich nicht sehen. An der Türe reichten sich die beiden die Hand, und der Schmiedegesell sagte: ‚Also du kommst sicher! Diese Versammlung ist von größter Wichtigkeit für uns. Merke es dir, morgen um acht Uhr bei der alten Eiche, wo das Hexenfeuer im letzten Jahr brannte. Such irgendwie frei zu kommen.' — Diese Worte habe ich ganz deutlich gehört. Es ist zwar schon neun Uhr vorbei, aber ich denke, wir treffen noch die ganze saubere Gesellschaft beieinander."

Alexander rief Wittmann zu sich heran. Der alte Förster spornte seinen schweren Schimmel und sprengte an die Seite des Großherrn. Sein Gesicht strahlte vor Freude über dies luftige Unternehmen, das einem alten Jäger so recht nach dem Sinn sein mußte.

„Lieber Wittmann," sagte Alexander, „wir müssen uns jetzt trennen. Nehmen Sie Ihren Gehilfen und die bei-

den Wildnisbereiter und reiten Sie, bitte, durch den Wald herum, so daß Sie von Süden an die Lichtung herankommen. Ich reite mit Schulz und dem Jäger den großen Weg. Wenn die Leute mich sehen, so werden sie wahrscheinlich nach der andern Seite auskneifen. Dort müssen Sie vor sein und sie zum Stehen bringen. Sie können ruhig anbacken und die Leute damit erschrecken. Auf keinen Fall aber dürfen Sie als Erster schießen. Mein Zweck ist es, der Bevölkerung zu zeigen, daß wir hier die Herren sind. Es liegt mir fern, irgend welche Bestrafung auszuführen. Also nicht wahr, in einer Viertelstunde sind Sie dort zur Stelle! Auf Wiedersehen!“

Wittmann lachte laut: „Wir werden ein hübsches Kesseltreiben machen. Ich habe noch nie Gelegenheit gehabt, Rotwild zu jagen. Nun, heute sollen die roten Jungen laufen!“

Er bog ab und rief seine Begleiter, ihm zu folgen. Alexander verlangsamte seinen Schritt. Er wählte den Weg durch ein Dickicht, so daß er unbemerkt fast bis an die Lichtung gelangte, auf der er vor zwei Jahren dem Gott der Naturkräfte, dem alten Perkunos, jenen Altar geweiht, dessen Feuer die Bevölkerung mit abergläubischer Furcht erfüllt hatte. Nun war das Feuer schon seit einem halben Jahre erloschen. Er bemerkte rund um die alte Eiche ein dunkles Gewimmel von Menschen und über ihren Häuptern ein rotes Fahnentuch im Winde flattern. Er schlug einen leichten Galopp an. Ein schriller Pfiff zeigte ihm, daß sein Erscheinen von einem Wachtposten bemerkt war und die Versammlung ein Warnungszeichen erhielt. Auf der andern Seite fiel ein Schuß. Man hörte Schrotkörner

prasseln. In die Menge kam Bewegung. Von dort fielen noch einige Schüsse.

Jetzt hielt Alexander vor der Eiche. Seine beiden Begleiter hinter ihm mit angebackten Gewehren.

„Still gestanden," rief er den Leuten zu. „Es soll euch kein Leid geschehen."

Die Arbeiter gehorchten. Nur einige Fremde ergriffen die Flucht. Alexander bemerkte seinen früheren Hauslehrer und ritt dicht an ihn heran.

„Werfen Sie die Flinte fort und bleiben Sie stehen!"

Herr Sarin kam langsam dem Befehle nach. Er war kein Held und hatte auch nie den Anspruch erhoben, als solcher zu gelten. Mürrisch kehrte er zu seinen Genossen zurück, die Hände in den Hosentaschen.

Unterdessen nahten sich Wittmann und seine Reiter, einige Leute vor sich hertreibend. Der Alte hielt die rote Fahne in der Hand, die er einem großen Burschen entrissen hatte. Er strahlte über das ganze Gesicht.

„Hier haben wir das corpus delicti!" rief er mit seinem tönenden Baß. Er liebte es, Fremdwörter zu gebrauchen.

„Hol mal etwas Reisig," befahl Alexander dem Stalljungen, „dort unter der Eiche liegen ein paar trockene Äste," und an die Wildnisbereiter gewandt: „Sucht mir alle Gewehre zusammen. Hier in meinem Walde hat niemand das Recht Waffen zu tragen, und ich hoffe, daß es künftig keinem mehr einfallen wird, ein bewaffnetes Stelldichein zu veranstalten. Ich verbiete es euch, versteht ihr? Nun, wieviel Flinten gibt es?"

„Siebzehn, gnädiger Herr!"

„Siebzehn Wilddiebe auf einmal zu fangen, gelingt uns nicht jeden Tag. Aber wozu habt ihr diesen roten Lappen hier? Das sind schlechte Jäger, die sich mit so buntem Tuch ausrüsten, damit verscheucht man das Wild."

„Oder die Herrschaften!" rief einer aus der Menge. Der Unterförster versetzte ihm dafür eins mit der Reitpeitsche.

Alexander befahl das herbeigeschaffte Holz auf den Altar zu schichten, der noch die verkohlten Reste des heiligen Feuers bewahrte. Bald schlug eine helle Flamme empor. Alexander ergriff die Fahne und warf sie ins Feuer. Er sah sich im Kreise um und fühlte sich als Sieger.

„Seht!" rief er, „diese Fahne war ein Zeichen des Aufruhrs gegen alle Ordnung. Jetzt verkohlt sie zu Asche. So, wie ich diese Fahne vernichtet habe, so will ich auch jeden Aufstand niederschlagen, der in meinem Gebiet unternommen werden sollte. Was ihr hier auch verhandelt habt, ob ihr bewaffnet seid oder nicht, solch eine Versammlung ist gesetzlich verboten. Ich darf sie nicht dulden. Heute will ich Gnade vor Recht ergehen lassen, aber das nächste Mal werde ich die Schuldigen der Polizei überweisen. — Sie, Herr Sarin, werden sofort das Gebiet von Elkesragge verlassen, in das Sie nicht mehr zurückkehren sollen. Ihr Anblick ist mir nicht angenehm. Lieber Wittmann, Sie werden dafür sorgen, daß dieser Mann sofort über unsere Grenze befördert wird. Und nun habe ich noch etwas mit meinen Arbeitern zu sprechen. Alle übrigen mögen sich entfernen."

Als Wittmann mit Herrn Sarin fortritt und ihn er=

mahnte, sich zu beeilen, wandte sich dieser mit verächtlichem Lächeln an den Förster:

„Würden Sie nicht die Freundlichkeit haben, mich etwas höflicher zu behandeln. Es wäre klug von Ihnen. Das Zünglein der Wage kann sich verschieben, und wir könnten die Rollen tauschen."

„Wenn der Fuchs in den Hühnerhof kommt, dann wird er abgeschossen. Merke dir das, mein Bursche!" Wittmann lachte in seinen Bart hinein.

Alexander hatte sich eine Zigarre angezündet. — „Was wolltet ihr hier im Walde? Wozu diese heimliche Versammlung, wozu die Waffen?'"

Die Arbeiter standen in einem Haufen, teils trotzig, teils verlegen. Dann trat ein Mann vor mit intelligentem Gesicht und einer schiefen Schulter. Es war ein Schreiner aus der Nachbarschaft, bekannt unter dem Namen des schiefen Peter.

„Gnädiger Großherr," sagte er, „man hat es uns befohlen. Wir haben keine bösen Absichten gehabt; wir wollten besprechen, wie wir uns zu verhalten haben. Es geht den Arbeitern so schlecht, und wir müssen dafür sorgen, daß es uns besser geht. Und dazu hat man uns hierherbefohlen."

„Wer hat euch hier etwas zu befehlen außer mir? Ich möchte wissen, wer diese Menschen sind, und warum ihr ihnen gehorcht? Was habt ihr zu schaffen mit solch einem Mann, wie dem Sarin?"

„Man bedroht uns, gnädiger Herr, wenn wir nicht mittun. Man nennt uns Verräter. Wenn sich einer sträubt, dann findet er früh morgens ein weißes Kreuz auf seine

Tür gemalt. Man kann sich nicht entgegenhalten. Ja, so ist es!"

„Ich sehe, daß ihr euch von einer Schar gewissenloser Hetzer in Schrecken jagen laßt. Haltet zusammen und erklärt ihnen, daß ihr nichts von ihnen wissen wollt. Das ist wohl auch nicht euer Machwerk, dies Schriftstück mit den Forderungen, das mir gestern überreicht worden ist?"

„Doch, gnädiger Herr, das sind unsere Wünsche, und das können wir jetzt verlangen!" Die Menge begleitete diese Worte mit beifälligem Murmeln.

„Es scheint mir doch," fuhr Alexander fort, „daß ihr diese Forderungen euch nicht genügend überlegt habt. Glaubt ihr wirklich, daß ich so töricht sein könnte und mich der Revolution anschließen, die mich meines Besitzes berauben will? Dann redet ihr von Menschenrechten. Ich glaube, wir alle unterliegen denselben Gesetzen und eine derartige Forderung hat jetzt gar keinen Sinn. Außerdem bin ich gar nicht imstande, auch nur irgendwie auf die Gesetzgebung einzuwirken. Nun sind da noch Forderungen, die angeblich eure Lage verbessern sollen. Ich gebe zu, daß es euch sehr angenehm sein würde, wenn ihr in meinem Walde euer Vieh weiden könntet, aber mein Wald würde dadurch verdorben werden. Auch verstehe ich, daß ihr gerne mehr Lohn haben wollt, und wenn wir nächstens wieder einen Lohnvertrag abschließen, so läßt sich darüber reden. Wenn ich aber jetzt diese unsinnigen Forderungen bewilligen wollte, so müßte ich aus meiner Tasche Geld zulegen, und ich würde in ein paar Jahren ein Bettler sein. Nein, ich wiederhole es, diese Forderungen sind ganz

unerfüllbar, und wenn ihr auf ihnen besteht, so lasse ich die Wirtschaft ruhen, und ihr könnt sehen, wie ihr euch und eure Familien ernähren werdet. Geht jetzt nach Hause und überlegt euch die Sache. Ich hoffe, ihr werdet Vernunft annehmen."

Alexander wollte heimreiten, aber der schiefe Peter trat noch einmal vor, lüftete die Mütze und sagte:

„Gnädiger Herr, was Sie eben gesprochen, mag in vielem richtig sein. Um die Wahrheit zu gestehen, das mit der Revolution und mit der Kirche, das haben die Männer aus der Stadt so verlangt. Aber das übrige, das mit dem Lohn und dem Wald und den Pachten, das sind schon unsere eigenen berechtigten Forderungen. Ich selber kann das nicht so sagen, warum, aber es muß uns jetzt besser gehen, wir müssen mehr Lohn erhalten. Wenn Sie diese Männer hören würden, die uns Reden halten, dann müßten Sie zugeben, daß es die Wahrheit ist. So überzeugend reden diese Leute."

„Jetzt haben wir genug gesprochen, ihr kennt jetzt meinen Standpunkt, ihr könnt gehen!" sagte Alexander, indem er mit seiner Reitgerte spielte. Er machte kehrt und trabte davon. Die Menge schickte sich an heimzukehren. Man flüsterte leise untereinander, und der Ton der Ehrerbietung, den die Leute, überrascht durch den plötzlichen Überfall, in Alexanders Gegenwart angeschlagen, ging allmählich über in heftige Schmähungen, je mehr die Unzufriedenen ihre Sicherheit wiedergewannen.

* * *

Unterdessen kehrte Alexander schweigend nach Elkesragge zurück. Herr Schulz hatte ihn zu dem Erfolg dieses Tages beglückwünscht, aber er empfand keine Siegesstimmung. Er wußte wohl, daß dieser Sieg ein Theatererfolg war, etwas, womit man auf Franzosen und Italiener Eindruck gemacht hätte, nicht aber auf diese nüchternen Nordländer.

Das Reden mit den Leuten hatte ihn angegriffen, er war es überdrüssig, und es widerstrebte ihm, mit den bekannten Gemeinplätzen seine Machtstellung verteidigen zu müssen. Und es konnte doch nur ein langsames Zurückweichen sein, dieser Kampf mit dem aufstrebenden Volke. Das war die unaufhaltsame Entwicklung in der Geschichte unserer Tage, die Lawine, welche plötzlich ins Rollen gekommen war und die größten Hindernisse überwand. Ja, wenn er sie hätte hassen können, diese Männer, die seinen Besitz bedrohten! Aber er mußte sich gestehen, daß auch sie nur um ihre Macht kämpften, um die Macht der Menge, des Volkes. Wohl hatte er öffentlich erklärt, daß er im Rechte sei, daß die andern töricht und verbrecherisch handelten. Aber unser Recht schützt das Bestehende und verurteilt alles Aufstrebende. Gibt es nun aber nicht auch ein anderes Recht, ein Recht der Bewegung, der Entwicklung, der Eroberung? Ist es nicht natürlich, daß der Stärkere dem Schwächeren die Macht zu entreißen und an sich zu bringen trachtet? Dieses Volk, das so lange die Herrschaft eines kleinen, aber höher entwickelten Häufleins willig ertragen, es hatte im Laufe der letzten Zeit die Kultur seiner Herren so weit aufgesogen, daß es sich von der Bevormundung seiner Lehrmeister befreien wollte.

Und diese Lehrmeister sollten nicht nur ihre Macht verlieren, sie sollten auch vertrieben werden, denn sie waren unnütz und hinderlich in den Augen der übermütig gewordenen Schüler.

Ja, dieses Volk in seinem unbändigen Drange sich auszubreiten, es haßte seine bisherigen Herren, die ihm im Wege zu stehen schienen. — Er aber, wie hätte er das Volk hassen sollen? War nicht Haß die Eigenschaft der Niedriggeborenen? Nein, er war kein Enterbter, der in ohnmächtiger Wut die Hand in der Tasche ballt. Und nie sollte es dazu kommen, daß dies Gefühl in ihm Herrschaft gewinnen konnte! — Ja, Adolf Piepenstock, der war anders geartet, der war für einen solchen Kampf mit denjenigen Eigenschaften gerüstet, die allein zum Siege führen können, mit eiserner Willenskraft und einer gewissen Härte des Gefühls. Aber ihm, Alexander Dohlen, mußten ihm die Kräfte nicht schließlich erlahmen, einfach, weil sein verfeinertes Empfinden sich gegen die rauhen Waffen sträubte, welche der Kampf um seine Machtstellung forderte?

* * *

Als er vor dem alten Hause in Elkesragge vom Pferde sprang, empfing ihn seine Mutter, seine Frau, seine Schwestern und Onkel Eduard, der mit Adolf Piepenstock angekommen war. Elisabeth verlangte, daß der Sohn ihr von seinem Ritte erzähle. Ihre Augen strahlten über den glänzenden Erfolg. Sie umarmte Alexander und strich ihm mit der Hand über den Scheitel.

„Gott hat uns geholfen,“ sagte sie, „er wird uns auch

ferner beistehen in aller Gefahr. Unsere Leute sind ja im Grunde von guter Gesinnung. Nur die Fremden haben ihnen die Köpfe verdreht, diese Leute aus den Städten, die nichts von Gott wissen wollen. Die haben auch diesen Streik angezettelt. Jetzt, wo du sie ausgewiesen hast, jetzt wird es bei uns wieder ruhig werden."

Adolf Piepenstock hatte der Erzählung des Schwagers mit etwas verächtlichem Lächeln zugehört. Er sagte nichts. Erst als sich Alexander, Elisabeth, Mary und Onkel Edse entfernt hatten, wandte er sich an seine Frau und an Evi:

„Da hat uns Alexander wieder eine schöne Suppe eingebrockt. Das wird ihm noch schön in die Bude regnen. Jetzt hat er die ganze rote Bande auf dem Halse. Ist das nicht eine himmelschreiende Dummheit: Er hat die gefährlichsten Burschen in der Hand, und anstatt sie unschädlich zu machen, läßt er sie laufen und begnügt sich mit einem kindischen Feuerwerk und ein paar Flinten als Siegeszeichen. Ich sage euch, wenn sie uns das Haus überm Kopf anstecken, so verdankt ihr es diesem . . . na, Scharlatan ist zu wenig gesagt."

„Kein Wort weiter," schrie Evi rot vor Zorn, aber Adolf ließ sich nicht halten.

„Ich wiederhole es, es ist ein Unglück, daß euer Bruder in dieser schwierigen Zeit hier zu gebieten hat. Er wird euch ins Unglück stürzen, und besser wäre es, wenn man ihn ins Irrenhaus sperren würde."

Evi war dicht an den Schwager herangetreten: „Diese Worte, Adolf, werde ich mir merken. Das ist eine Frechheit, die über jedes erlaubte Maß hinausgeht. Alexander ist hier der Herr. Unter seinem Dache hast du ihn aufs

unflätigste beschimpft. Ich hoffe, daß du seine Gastfreundschaft weiter nicht mehr in Anspruch nehmen wirst."

„Fällt mir auch gar nicht ein!" antwortete Adolf, während Elsa ihn zu beschwichtigen suchte. „Ich werde meine Familie nicht in einem Hause lassen, wo so unvorsichtig mit dem Feuer gespielt wird. Wir fahren heute nachmittag. Bitte, Elsa, geh und packe gleich die Sachen, damit wir noch den Abendzug erreichen können."

Sein Zorn hatte sich gelegt. Er suchte die andern auf und bat Alexander, ihm Wagen und zwei bewaffnete Reiter noch heute zur Verfügung zu stellen, weil er bei einem längeren Verweilen für die Sicherheit seiner Familie fürchten müsse.

* * *

Mary war auf ihr Zimmer gegangen, um ihre Sachen zurechtzulegen. Auf den Rat von Elisabeth und Alexander hatte sie sich entschlossen, die Piepenstocks zu begleiten. In Elkesragge hätte sie auch keinen ruhigen Augenblick mehr gehabt.

Alexander betrat ihr Zimmer und fand sie in Tränen. Ein halbgepackter Koffer stand vor ihr.

„Nun, was fehlt dir, warum weinst du?"

„Ach, Alexander, ich fürchte mich so! Ich glaube, diese Sozialdemokraten wollen uns umbringen. Ich habe so das Gefühl. Als du fort warst, glaubte ich, man würde dich verwundet nach Hause bringen. Ich ängstigte mich so schrecklich."

„Siehst du, deshalb habe ich dir vorgeschlagen mit

Adolf und Elsa in die Stadt zu fahren. Auch Mama und die Schwestern würde ich lieber in Sicherheit wissen, aber sie wollen nicht fort. Du kannst ja jetzt mit deiner Mutter ins Ausland, in die Schweiz reisen. Ich gebe dir soviel Geld, daß ihr dort bequem leben könnt. Adolf und Elsa wollen schon heute zum Abendzuge fortfahren. Da mußt du dich mit dem Packen beeilen."

„Und du willst wirklich hier bleiben, unter diesem gräßlichen Volk!"

„Ja, gewiß. Ich habe doch hier meine Tätigkeit."

„Sollte ich dann nicht lieber auch hier bleiben?" fragte Mary schüchtern. Sie blickte ihren Mann an und hoffte, er würde ihr Mut zusprechen, würde es bedauern, daß sie sich trennen sollten. Dann wollte sie ihm um den Hals fallen und wollte ihm versprechen, alles Leid und alle Sorgen mit ihm zu teilen. Sie stellte sich das sehr rührend vor. Aber Alexander spielte nur mit seiner Uhrkette und erinnerte sie an die verzweifelten Briefe ihrer Mutter, die dringend darauf bestand, daß sie an einen sicheren Ort gebracht würde.

„Also dann werde ich mitfahren," sagte sie leise und beugte sich über ihren Koffer. Ihre Augen füllten sich wieder mit Tränen. Nicht, daß sie es bedauerte, Elkesragge zu verlassen. Sowohl das alte Haus wie dies neue Schloß hatte sie immer ungemütlich gefunden, und trostlos waren ihr die stummen, schwarzen Wälder erschienen, von denen Elkesragge umschlossen lag. Aber es schmerzte und kränkte sie, daß Alexander die Trennung so leicht nahm. Ihr war es ein Bedürfnis verehrt zu werden, und je weniger sie andere Menschen außer sich selbst liebte, desto mehr ver-

langte sie die Liebe anderer. Es war ihr immer ein kleiner Trost gewesen, unglücklich zu sein, und der Gedanke, daß sie von Alexander doch eigentlich kalt und herzlos behandelt wurde, milderte auch jetzt etwas ihre traurige Stimmung. Sie fühlte sich verkannt und bemitleidenswert.

Alexander saß in einem Stuhl am anderen Ende des Zimmers und beobachtete seine Frau. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber an den Bewegungen ihres Körpers merkte er, daß sie mit dem Weinen kämpfte. Er empfand Mitleid mit ihr, und es tat ihm leid, nicht herzlicher gesprochen zu haben.

Er trat dicht an sie heran und zog sie in seine Arme. Sie ließ sich, wie immer, gerne liebkosen und legte leicht ihre Hand an Alexanders Wange, was bei ihr schon ein Beweis großer Zärtlichkeit war.

„Ich werde viel an dich denken," sagte sie. Alexander ließ sie los. Es war ihm angenehm, daß ihre Gefühle nicht heftiger waren. Er brauchte sich weniger Vorwürfe zu machen. Ihre Trennung gestaltete sich doch leichter, als er vermutet hatte. Er fühlte aber, daß dieser Augenblick einen Wendepunkt in seinem Leben bildete.

# Drittes Buch

## XIII

Kaum hatte Alexander die Anordnungen zur Abfahrt seiner Frau und seiner Geschwister getroffen, als ein Wagen mit russischem Gespann vorfuhr. Alexander ging dem Besuch entgegen und erkannte Stasia Sulagin, die dem Wagen entstieg.

„Ich komme nicht als Flüchtling," rief sie, „ich fürchte mich nicht vor den Aufständischen, aber ich wollte Ihren Damen vorschlagen, ob sie nicht zu mir nach Muggern kommen wollten, so lange die Bevölkerung hier in Elkesragge so unruhig ist. Ich halte meine Leute in Muggern für zuverlässig. Ich habe russische Dienstboten und einen Tscherkessen. Die gehen für mich durch Dick und Dünn."

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für Ihr freundliches Anerbieten. Aber ich glaube nicht, daß wir davon Gebrauch machen müssen. Ich hoffe der Bewegung Herr zu werden, heute habe ich eine verbotene Versammlung gesprengt und die Fahne des Aufruhrs vernichtet. Die Unruhestifter habe ich aus Elkesragge ausgewiesen."

„Ach, da hätte ich dabei sein mögen, wie die Leute auseinanderstoben. Ich hoffe hier überhaupt noch etwas zu erleben. Wozu leben wir in so bewegten Zeiten!"

Stasias Augen leuchteten. Obwohl die Jahre nicht spurlos an ihr vorüber gegangen, war sie doch noch eine jugendlich schlanke und feine Erscheinung, und Alexander fand, daß die dunklen Ränder um ihre Augen und der stärker geschwungene Mund ihr Gesicht noch interessanter machten als früher.

Das Wiedersehen mit Elisabeth Dohlen gestaltete sich weniger peinlich, als sie es gefürchtet hatte. Alle waren noch zu sehr mit den Ereignissen des Tages beschäftigt, als daß sie an die Vergangenheit gedacht hätten. Elisabeth empfing sie sogar mit Herzlichkeit. Die alte Dame glaubte nicht anders, als daß die Nachbarin sich nach Elkesragge geflüchtet hätte. Sie lachte über Stasias Vorschlag, Elkesragge zu verlassen, um nach Muggern zu fliehen. Elkesragge war für sie der sicherste Ort auf Erden.

Es waren fünfzehn Jahre her, daß Stasia zum letzten Mal im Hause der Dohlens geweilt hatte. Die Art und Weise, wie ihre Verlobung mit Ulrich gelöst worden war, hatte sie veranlaßt, in diese Gegend nicht mehr zurückzukehren. Aber die Zeit hatte ihren Groll gegen die hochmütige Familie fortgefegt, und sie erinnerte sich nur noch der schönen Tage, die sie damals hier verbracht hatte. Sie erinnerte sich auch der linkischen Unbeholfenheit, mit der Alexander seiner Verehrung für sie Ausdruck gegeben hatte. Sie mußte lächeln, als sie ihn jetzt vor sich sah, diesen großen, weltgewandten Herrn, der so liebenswürdig sich zu unterhalten verstand.

Marys und der Piepenstocks Abfahrt beschäftigte Alexander und die Seinigen, so daß Stasia Zeit fand, ihre Um-

gebung zu beobachten. Sie hatte sofort begriffen, daß Alexanders Ehe nicht glücklich sein konnte, und sie suchte zu erraten, wie seine Gefühle für Mary beschaffen seien. Mehr noch fesselte sie Evis herbe Erscheinung. Dieses Mädchen hatte schon mit sechzehn Jahren auf Stasia so großen Eindruck gemacht, daß sie alles aufgeboten, um ihre Freundschaft zu gewinnen. Aber sie hatten sich nicht näher kommen können. Zu verschieden waren sie veranlagt, als daß sie sich verstanden hätten. Dieser Gegensatz war mit den Jahren stärker geworden, und Stasia fühlte, daß Evi ihre Art und Weise ablehnen würde, ja, daß sie bei näherem Verkehr aneinander geraten müßten. ‚Hochmütig ist sie, wie alle diese Deutschen!‘ dachte Stasia, indem sie ihre Altersgenossin beobachtete.

Nachdem Mary und die Piepenstocks fortgefahren, schlug Evi einen Spaziergang vor. Elisabeth, Ina und Onkel Edse blieben zurück, so daß die drei allein waren, wie in alten Zeiten. Sie gingen hinunter zum See, und unwillkürlich schweiften ihre Gedanken in jene Zeit zurück, in welcher sie so häufig an den langen Sommerabenden im Boot gefahren waren.

„Ich mag nicht diese politischen Gespräche, die jetzt an der Tagesordnung sind,“ sagte Stasia, „erzählen Sie mir doch, Herr von Dohlen, etwas von dem, was Sie in all der Zeit erlebt haben, die wir uns nicht gesehen.“

Alexander verstand es, einige kleine Erlebnisse und Beobachtungen in witziger, abgerundeter Form zu erzählen. Die beiden Damen lachten, und Alexander wurde übermütig, so daß er noch schnell einige phantastische, seltsame Geschichten zum besten gab.

„Das können Sie nicht wirklich erlebt haben," rief Stasia, „ich glaube, Sie denken sich diese Geschichte aus. Gestehen Sie, es entspricht nicht der Wahrheit."

„Nein, warum soll es auch? Ich finde die reine Wahrheit meist banal. Ich halte mich beim Erzählen nie genau an das Geschehene."

„So, das wollte ich nur wissen! Und das finde ich sehr amüsant, daß Sie hier in Elkesragge solch eine Ansicht aussprechen. Ich habe immer das Gefühl gehabt, daß hier wohl viel verschwiegen, aber nichts gelogen werden darf. Das ist sehr deutsch, und ich bewundere das eigentlich. Wir Russen sind zwar aufrichtig, aber wir halten es für keine Sünde, auch manchmal etwas zu lügen. Sollten Sie auch so einer sein?"

„Freilich bin ich anders als meine Umgebung, leider!" sagte Alexander, der plötzlich ernst geworden.

„Warum leider?" fragte Stasia leise, während Evi etwas voranging. „Das klingt so, als ob Sie nicht zufrieden wären. Das Glück scheint Ihnen doch hold zu sein!"

„Glück, gnädige Frau, kennen nur die Bescheidenen als Zustand. Ich kenne als höchste Empfindung nur die Nähe des Glücks. Ich bin unbescheiden."

„Das sind Sie allerdings. Sie haben einen prachtvollen Landsitz, sind verheiratet mit einer reizenden Frau und können sich die Befriedigung aller möglichen Launen erlauben. Da sollten Sie Ihr Leben doch wirklich genießen können."

„Sehen Sie, unsere schwerblütige Rasse ist eigentlich so wenig zum Genießen begabt. Und wenn jemand von

uns es versucht, die Freuden des Lebens auszukosten, so scheitert er meist kläglich. Wir müssen haushalten mit unseren Genüssen und dürfen uns nicht dem Strudel des Lebens blindlings überlassen. Nur wenn wir am Steuer sitzen und uns dessen bewußt sind, daß wir das Schiff mit unserem Willen lenken, dann sind wir in unserem Element. Doch manchmal, sehen Sie, geschieht es, daß ich aus dieser Rolle des Steuermanns falle und mich treiben lasse, ohne zu wissen wohin. Ich habe dann das Gefühl, als seien das Augenblicke der Schwäche, als paßte diese Hingabe wenig zu der Stellung, die ich hier einnehme, und als könnten die Menschen um mich herum so etwas nicht verstehen."

„Ja, ihr seid hier schwerfällig, entsetzlich schwerfällig," rief Stasia mit lebhafter Aufrichtigkeit. „Immer seid ihr gebunden durch das, was eure Grundsätze euch vorschreiben, ganz einerlei, ob sie dem Gefühl entsprechen oder nicht. Sie, Herr von Dohlen, haben recht, wenn Sie sagen, daß Sie sich von den andern unterscheiden. Glücklicherweise sind Sie kein solcher Prinzipienmensch, und das gefällt mir an Ihnen." Stasias Blicke ruhten auf ihrem Begleiter.

Evi hatte die letzten Worte gehört und schüttelte den Kopf. Alexander verglich diese beiden Frauen, und es fiel ihm auf, wie viel weicher und vergänglicher Stasia erschien. Neben ihr wirkte Evis gradlinige Schönheit, wie die eines antiken Marmors.

Als man beim Abendessen saß, wandte sich Elisabeth an ihren Gast: „Warum haben Sie nicht Ihren Mann mitgebracht? Ich würde ihn gerne kennen lernen."

„Mein Mann ist im Auslande, ich weiß nicht genau

wo, ich glaube, in Baden=Baden. Wissen Sie, wir trennen uns jedes Jahr auf viele Monate. Dann kümmert sich keiner um den andern, und wenn wir uns im Winter wiedersehen, so ist es, als ob wir von neuem Bekanntschaft machten. Dadurch wird die Ehe nicht nur erträglich, sondern erhält sogar einen besonderen Reiz."

Elisabeth war innerlich empört über diese leichtfertige Lebensauffassung, aber sie fand es zwecklos, zu antworten. Alexander und Evi lachten. Onkel Edse erzählte einige lustige Geschichten, und Stasia kokettierte etwas mit dem alten Herrn. Man unterhielt sich vorzüglich. Es wurde Stasia auch nicht gestattet abends heimzufahren, da der Weg durch den Wald unsicher war. Sie blieb die Nacht über in Elkesragge und schied am andern Morgen, nachdem sie den Geschwistern das Versprechen abgenommen hatte, sie bald zu besuchen.

* * *

Der Verkehr mit Muggern ward für Alexander eine Erquickung nach all den Unannehmlichkeiten, die ihm zu Hause begegneten. Der Streik der Arbeiter war abgeflaut, aber sie verrichteten ihre Arbeit nachlässig. Es kamen Tage vor, da alle zur Arbeit erschienen, dann aber, wenn sie von auswärts die Weisung erhielten, feierten sie tagelang. Ein großer Teil des Sommergetreides war auf den Feldern verfault, und die Winterfelder hatten nur zum Teil bestellt werden können. Die Führer der Arbeiterbewegung hatten es nicht verwinden können, daß Alexander ihre Versammlung gesprengt und ihre Fahne vernichtet hatte. Das

Gebiet wurde mit Proklamationen überschwemmt, die sich nicht mehr wie früher gegen die Regierung wandten, sondern Alexander als den Volksfeind bezeichneten und sein Gut und Leben für vogelfrei erklärten.

Alle diese Widerwärtigkeiten vergaß er, wenn er in die Allee einbog, die von der Landstraße zum Herrenhause von Muggern führte. Er konnte diesen Verkehr um so unauffälliger pflegen, als Muggern auf dem Wege nach Ledenhof lag, das Alexander selber bewirtschaftete. Niemand konnte etwas Besonderes darin sehen, wenn er unterwegs bei der Nachbarin frühstückte oder den Tee einnahm.

Der schwarze Tscherkesse mit seinem silbernen Dolch am Gürtel half ihm mit freundlichem Lachen aus dem Wagen und sagte ihm, daß seine Herrin schon für ihn gedeckt habe. Helles Lachen tönte ihm von der Veranda entgegen. Stasia hatte verschiedene Sommergäste bei sich aufgenommen, eine lustige, übermütige Gesellschaft: Eine französische Marquise mit auffallenden Toiletten, die Belskis, Verwandte von Stasia, und dann einen Studenten und eine Studentin, die angeblich mittellos waren. Diese Gesellschaft war zu jedem Scherz und jedem Abenteuer aufgelegt und betrachtete die Gefahr, die ringsum drohte, wie einen lustigen Karnevalscherz.

„Wenn mein Tscherkesse die Augen rollt," sagte Stasia, „dann verscheucht er damit jede Räuberbande. Außerdem ist er bekannt als der beste Schütze im Lande. Ich finde überhaupt diese Unruhen hier überaus reizvoll. Es ist so angenehm aufregend zu hören, daß in der Nähe so eine unheimliche Bande aufgetaucht ist. Das nennt man: aux entours de la révolution."

Alle diese Menschen mochten nichts ernst nehmen. Das Wichtigste schienen ihnen die kleinen Liebeständeleien, welche Stasia auf jede Weise begünstigte. Der Student galt als Verehrer der Marquise. Belski, ein junger Diplomat ohne Beschäftigung, hielt sich zur Studentin und wurde außerdem mit Stasias Kammerzofe geneckt. Für Madame Belski, eine etwas aufgeregte Blondine, hatte Stasia Alexander zum Verehrer bestimmt. Alexander unterzog sich dieser Aufgabe mit dem ergebenen Gehorsam, den der Höfling einer launischen Königin entgegenbringt. Und Stasia war die Königin in diesem Kreise, sie teilte ihm ihren sprudelnden Geist mit, sie veranlaßte ihre Gäste zu Mummenschanz und allerhand Schabernack und verblüffte die steifen deutschen Herren, die zum Besuche kamen, durch ihre gewagten Redensarten.

Evi hatte einige Mal den Bruder nach Muggern begleitet, sie hatte sich aber in den dortigen Ton nicht hineinfinden können. Er kam ihr läppisch vor, und daheim ließ sie einige scharfe Bemerkungen über dies Haus fallen.

Alexander dagegen fühlte sich dort überaus wohl. Den leichten Ton empfand er als Erholung nach den ernsten Gesprächen, die er zu Hause zu führen hatte, und die erotische Luft, die über dieser Gesellschaft lagerte, blieb schließlich nicht ohne Einfluß auf ihn.

Stasias seltsame Schönheit und geschmeidiger Geist nahmen ihn vollständig gefangen. Sie übte auf ihn dieselbe Macht aus wie damals, da sie als sechzehnjähriges Mädchen das prickelnde Leben ihres leichten Temperaments in sein ruhiges Elternhaus hereingetragen hatte. Aber er war nicht mehr ein schüchterner Knabe und verstand es,

mit Frauen umzugehen. Stasia fand Gefallen an ihm, und da sie nicht gewohnt war, ihre Gefühle zu unterdrücken, so hielt sie mit den Zeichen ihrer Zuneigung nicht zurück. Die andern sahen in diesen Beziehungen nichts Ungewöhnliches. Stasia durfte sich alles erlauben.

Auf eine kurze Regenzeit waren schöne, klare Herbsttage gefolgt. Nachmittags war es ordentlich heiß. Wenn Alexander auf der Veranda von Muggern saß, den leichten Rosenduft von Stasias Haar einsog und ihre weiche Stimme dicht an seinem Ohre vernahm, während vom Tennisplatz das ‚out‘ und ‚play‘ der anderen Gäste herüberschallte, dann dünkte es ihn, als hätte die Leidenschaft, die ihn hier fesselte, Verwandtschaft mit der unnatürlichen Wärme dieser Septembertage. Nie hatte er so stark die Vergänglichkeit aller Liebe gefühlt, wie in dem Verhältnis zu dieser Frau, von der er wußte, daß sie nur dem Augenblicke lebte.

„Sie sollten diesen Winter nach Mentone kommen,“ sagte sie leise. „Ja, das müssen Sie mir versprechen. Und Ihre Frau bringen Sie auch mit, sie hat mir sehr gut gefallen. Mein Mann wird da sein und die Marquise und die Belskis und andere sehr nette Menschen. Und vorher bin ich zwei Wochen allein in Paris. Sie sollten mich etwas herumführen, Sie wären mir dort die liebste Begleitung. Ja, das wäre zu nett! Sie müssen mir versprechen, hinzukommen!“

Alexander fühlte die berückende Nähe ihres Körpers, und es kostete ihn eine Überwindung, den lockenden Vorschlag abzulehnen.

„Ich kann nicht,“ sagte er dumpf. „Ich habe Verpflichtungen hier zu Hause!“

Stasia lachte hell auf.

„O, ihr schwerfälligen Deutschen, mit euren gräßlichen Pflichten! Und so ein Pedant will von Liebe reden! Das ist ja lächerlich! So kommen Sie mir ganz langweilig vor! — Und dann, mein Lieber, muß ich Ihnen etwas sagen: Sie stehen unter dem Einfluß Ihrer Schwester. Das weiß ich jetzt!“

Alexander zuckte die Achseln. „Sie können uns und unsere Art nicht verstehen,“ sagte er kurz. — Stasias Worte hatten ihn verstimmt, und er erhob sich, um sich zu verabschieden. Aber sie fuhr ihm lachend durch die Haare und hielt ihn fest.

„Ach, du drolliger Kauz!“

Und als er fortfuhr, rief sie ihm nach: „Übermorgen verlassen wir Muggern, ganz bestimmt!“

Aber Alexander wußte, daß ihre Entschlüsse sich jeden Tag änderten. Er wußte, daß sie noch bleiben werde.

* * *

Wenn Alexander von diesen Besuchen nach Hause kam, empfing ihn Evis kluger, etwas schwermütiger Blick. Sie war die einzige im Hause, die seine Beziehungen zu Stasia Sulagin durchschaute. Die Mutter, Ina und Onkel Edse waren zu sehr mit den Ereignissen der jüngsten Zeit beschäftigt.

Alle unangenehmen Nachrichten erbitterten Alexander mehr denn früher, und oft verwünschte er sein Schicksal, das ihn mit allen diesen häßlichen, gemeinen Dingen in Berührung brachte. Vor seiner Mutter und den Schwestern

verheimlichte er es, aber schon zu wiederholten Malen hatte er morgens vor seiner Tür jene auf schlechtem Papier gedruckten Proklamationen gefunden, die die Bevölkerung gegen ihn aufhetzten.

‚Brüder und Genossen,‘ hieß es darin, ‚sammelt euch zum Kampfe gegen unsere Feinde und insbesondere gegen euren Feind, den Tyrannen von Elkesragge. Er, der das Proletariat beleidigt und geschändet hat, er will es noch mehr knechten und bedrücken. Im Bunde mit seinem Freunde, dem Pastor, und seinen Henkersleuten, dem Förster und Amtmann, sammelt er Waffen und will Soldaten herbeirufen, um über euch, eure Frauen und eure Kinder herzufallen und mit blutiger Gewalt die Freiheitsbewegung zu ersticken. Greifet ihr zuerst zu den Waffen und schlagt ihn tot, den Bluthund! Ein Held würde derjenige heißen, der vor der Tat nicht zurückschreckt und das Volk von diesem Manne befreit. Verflucht aber sei derjenige und der Rache verfallen, der ihn zu schützen wagt. Ein Verräter wird er heißen an der Freiheit und am Volk. Auf, Brüder und Genossen, schreitet zur Tat!‘

Alexander zerknüllte das Papier und warf es fort. Er verachtete jene feigen Männer, die ihn töten wollten und nicht den Mut dazu besaßen. Wie leicht hätten sie ihm auflauern können im Walde und im Busch, oder nachts sein Haus überfallen, das nur von wenigen bewacht war.

Freilich hatte er Vorsichtsmaßregeln getroffen. Er ging nicht mehr aus ohne Gewehr und vermied es, in der Dunkelheit zu fahren. Auch hatte er einen Wachdienst eingerichtet im Hofe. Für den Fall eines Angriffes standen

ihm ein Dutzend zuverlässige Leute zur Verfügung. Mit diesen hoffte er jede Bande zu verscheuchen.

Auch Eduard Dohlen weilte jetzt meist in Elkesragge. Der alte Herr war wider seine Gewohnheit schlechter Laune. Sein Vorschlag, einen Selbstschutz einzurichten, hatte wenig Anklang gefunden. Außer auf Ledebur und Klüver war auf niemand mehr zu rechnen. Die meisten Gutsbesitzer waren mit ihren Familien in die Stadt geflüchtet. Die Zeitungen brachten immer beunruhigendere Nachrichten, und die Stimmung des Volkes ward immer übermütiger.

Und eines Tages erhielt Alexander einen Brief von Stasia. Sie schrieb, daß ihr Mann gekommen sei, sie abzuholen. Es scheine nun wirklich im Ernst loszugehen, und es sei unheimlich geworden auf dem Lande. Ihre Gäste seien auf die Alarmnachricht hin schon am Tage vorher abgereist. Sie rechne bestimmt auf ein Wiedersehen in Paris oder Mentone. Er solle doch sich und die Seinigen nicht weiter der Gefahr aussetzen und ebenso wie die anderen Gutsbesitzer das Land verlassen.

Alexander nahm die Nachricht von Stasias Abreise ruhig, fast gleichgültig hin. Diese Frau wirkte auf ihn nur durch ihre Nähe. Jetzt, wo sie fort war, sehnte er sich ebensowenig nach ihr wie nach Mary, die ihm von Montreux aus kurze, nichtssagende Briefe schickte.

## XIV

Eines Tages, es war Anfang November, kehrte Wittmann sehr erregt aus der Kreisstadt zurück.

„Nun, jetzt scheint es bei uns wirklich ernst zu werden,“ sagte er verbissen. „Seit einigen Tagen verkehrt kein Zug mehr auf der Eisenbahn, Post und Telegraphenämter sind geschlossen. Der Kaiser hat ein Manifest erlassen, welches uns eine Konstitution gibt. Aber die Leute scheint das nicht zu befriedigen. Sie sind wilder denn je. Also denken Sie sich, gestern ist ein großer Haufen in unserer Stadt vor das Gefängnis gezogen und hat die Freilassung sämtlicher Gefangenen verlangt. Unser Kommandant, dieser angenehme Kunde, hat ihnen nachgegeben. Alle Mörder und Brandstifter, die im Laufe des Herbstes gefangen genommen sind, die laufen jetzt wieder frei und ledig herum. Die Leute haben sich aber nicht nur begnügt mit der Freilassung der Gefangenen, sie haben auch die Schilder von den Regierungsgebäuden heruntergerissen, haben die Marseillaise gesungen und sogar verlangt, daß man das Militär aus der Stadt entferne. Der Kommandant hat seine wenigen Soldaten in die Kaserne zusammengezogen, die ganze übrige Stadt ist in den Händen dieses Volkshaufens. Na, nun wird wohl auch bei uns in Elkesragge der Tanz losgehen. Passen Sie auf, morgen früh kommt kein Arbeiter mehr zur Arbeit. Es werden jetzt jeden Tag Versammlungen abgehalten werden, um eine neue Verfassung zu beraten, und jeder Tagelöhner wird seinen Senf dazugeben. Mein seliger Vater sagte immer: ‚Freiheit ist eine schöne Sache, aber nicht für Men-

schen.' Diese neue Freiheit wird uns noch schön in die Bude regnen." Wittmann erzählte das alles mit jener Ironie, die er sonst seinen Wilddieben angedeihen ließ.

Noch am selben Abend erfuhr man, daß bewaffnete Leute mehrere Buschwächter überfallen und ihnen die Waffen abgenommen hätten. Man beschloß schärfer zu wachen als bisher.

*  *
*

Am andern Morgen gab es Nebel und leichten Frost. Die Bäume hingen voll Reif.

Als Alexander nach dem Morgenkaffee in den Wirtschaftshof herunterkam, sah er den Kutscher die Kalesche anspannen.

„Wer hat den Wagen bestellt?" fragte er erstaunt.

„Die alte Baronin wollen zum Kirchhof fahren," gab der Kutscher zur Antwort. Es fiel Alexander ein, daß heute der Todestag seines Vaters sei. Da wollte die Mutter, wie gewöhnlich, Blumen am Grabe ihres Gatten niederlegen. Er bedeutete den Kutscher, nicht eher vorzufahren, als bis es ihm noch einmal befohlen würde. Dann ging er in das Haus seiner Mutter. Er fand sie fertig zur Abfahrt. Auch Ina hatte schon ihre Pelzjacke angezogen und packte Blumen in einen Korb.

„Guten Morgen, Mutter!" sagte Alexander und küßte ihr die Hand. „Ich sehe, daß du zum Kirchhof fahren willst. Ich bitte dich dringend, diese Absicht aufzugeben. Wir haben doch gestern gehört, daß eine Bande von der Stadt aus nach der Grenze von Elkesragge gezogen ist.

Die Leute haben vielleicht erfahren, daß du heute zum Kirchhof willst, und sie können dir Unannehmlichkeiten bereiten. Es hat keinen Zweck, sich der Gefahr auszusetzen."

Elisabeth lächelte freundlich: „Ich danke dir, mein Sohn, für deine Fürsorge. Ich glaube aber, daß deine Furcht unbegründet ist. Erstens wird man mir nichts antun, und zweitens bin ich überzeugt, daß die Bösewichte, von denen man sich erzählt, zum größten Teil in der Phantasie der Leute herumspuken. Was hätte eine Bande hier in Elkesragge zu suchen? Sie müßte doch wissen, daß wir hier bereit sind, uns zu verteidigen, und die Leute uns soweit treu ergeben sind, daß sie mit jenen Verbrechern niemals gegen uns gemeinsame Sache machen würden."

„Liebe Mutter," unterbrach sie Alexander, „Wittmann hat mir gemeldet, daß drei Buschwächter gestern in ihren Wohnungen überfallen und entwaffnet worden sind. Es ist also in unserer Gegend nicht so sicher, wie du glaubst."

„Das ist mir ganz einerlei," antwortete Elisabeth etwas ungeduldig. „Seit siebzehn Jahren fahre ich bei jedem Wetter an Papas Todestage zum Kirchhof. Von dieser Gewohnheit will ich nicht abweichen. Wir stehen alle in Gottes Hand, und er wird uns beschützen. Ich würde mich schämen, aus Ängstlichkeit diese Pflicht zu versäumen, die ich Papas Andenken schuldig bin. Also ich fahre!"

„Dann wirst du mir wenigstens gestatten, dich zu begleiten. Allein lasse ich dich auf keinen Fall fort."

Elisabeth erklärte sich mit dem Vorschlag einverstanden, und Ina sollte dann nachmittags mit dem Onkel auf den Kirchhof fahren.

Alexander suchte noch Evi auf. Er hatte das Bedürfnis mit ihr zu sprechen. Er fand die Schwester mit dem Zählen von Wäsche beschäftigt.

„Ich begleite Mama zum Kirchhof,“ sagte er.

„Das ist recht, Lex! Ich sorgte mich auch schon, wegen der Bande, die gestern gesehen worden ist. Aber ich wußte, daß der Versuch vergeblich wäre, Mama von ihrem Entschlusse abzubringen. Weißt du, zur Sicherheit habe ich schon unser Silber verpackt und in den Keller schaffen lassen. Wenn man von den Zuständen in Südlivland hört, so scheint so eine Vorsichtsmaßregel ganz am Platze. Wie leicht könnten die Leute unser Elkesragge ebenso in Brand stecken wie die Livländischen Güter!“

„Wenn man Mama reden hört, so sollte man meinen, daß Elkesragge gegen alle Gefahren gefeit ist.“

„Ja, die gute Mama! Ihr Vertrauen auf die gute Gesinnung unserer Bevölkerung ist unerschütterlich. Weißt du, Lex, ich bin aber doch sehr besorgt um unsere Zukunft. Ich habe diese Nacht einen Traum gehabt, der war fürchterlich. Ich sah, wie der Spiegel unseres Sees anfing zu fallen, immer schneller und schneller; und dann neigten sich die Ufer: an der Stelle des Wassers gähnte ein schrecklicher Abgrund, und ganz Elkesragge und wir selber rutschten langsam aber unaufhaltsam diesem Abgrund zu. Wir versuchten nach der andern Seite zu entfliehen, aber die Bewegung des Erdbodens war schneller, und wir kamen nicht vorwärts. Es schien unmöglich, dem Untergang zu entgehen. Zuerst stürzte das neue Haus in den Abgrund, dann die Kirche. Alles bekam eine so starke Neigung, daß wir uns nicht mehr aufrecht halten konnten. Wir warfen

uns zu Boden, aber es war nicht mehr möglich, das Hinabgleiten auf der schiefen Fläche zu verhindern. Dies Gefühl war fürchterlich. . . . Als ich aufwachte, stand mir der Angstschweiß auf der Stirn, und den ganzen Morgen über bin ich ein Gefühl der Unruhe nicht los geworden. Wie glücklich ist es doch, wenn man so zuversichtlich sein kann wie Mama!"

„Ja," sagte Alexander, „ihr Gottvertrauen ist beneidenswert. Ich bin auch überzeugt, daß sie alle Verluste leichter tragen würde als unsereins. Für sie ist ja alles im Leben eine Fügung Gottes."

Als Mutter und Sohn im Wagen saßen, faßte Elisabeth die Hand Alexanders und musterte ihn mit ihren großen, noch immer schönen Augen.

„Du bist niedergeschlagen," flüsterte sie eindringlich, „du darfst aber den Mut nicht sinken lassen. Du mußt Vertrauen haben in unsere Zukunft. Wenn du nur deine Pflicht erfüllt hast, so kannst du ruhig sein. Aber vielleicht sind wir alle noch nicht eifrig genug gewesen in Erfüllung dessen, was unser Gewissen uns vorschreibt, vielleicht haben wir zu viel an uns selbst und unser Vergnügen gedacht. Diese unruhigen Zeiten werden uns eine Mahnung sein. Siehst du, ich will dir keine Vorwürfe machen, aber der Bau deines neuen Hauses hätte doch vielleicht mit einfacheren Mitteln ausgeführt werden können. Und dann jener Tempel drüben, mit den Inschriften unserer Ahnen, ist das nicht vielleicht auch ein unnützer Bau gewesen? Pietät gegen unsere Vorfahren ist nur lobenswert, aber war dieser Bau nicht eher eine Eingebung des Hochmutsteufels? Ich hoffe, lieber Sohn, daß du in Zu-

kunft weniger deinen Passionen folgen wirst, die ich durchaus nicht tadeln möchte, die aber doch zurückstehen müssen hinter den Sorgen für das Wohl deiner Untergebenen."

Alexander strich seinen Schnurrbart.

„Ja, Mutter, solche Gedanken sind auch mir manchmal durch den Kopf gegangen, doch ich weiß nicht, es ist mir wie eine Schwäche vorgekommen. Ich weiß doch genau, daß vom Standpunkte der Vernunft unsere Stellung hier berechtigt und der große soziale Unterschied zwischen uns und dem Volke durch die geschichtliche Entwickelung wohl begründet ist. Aber dann sagt wieder eine Stimme in mir, daß dieser Unterschied doch etwas Ungesundes in sich birgt. In solchen Augenblicken habe ich schon daran gedacht, eine große Umwälzung vorzunehmen. Wir haben hier so viel unbebautes Land, und die vielen Höfe, die sich in meiner Bewirtschaftung befinden, sind ein zu großer Wirkungskreis für einen Menschen. Wäre es nicht richtiger, würde man die Bevölkerung nicht glücklicher machen, wenn man das Land zerstückeln und an die Bauern zu einem billigen Preise verkaufen würde? Da Elkesragge kein Majorat ist, so stünde es mir ja frei, eine solche Maßnahme zu treffen. Vielleicht würde man damit das Volk glücklicher machen, wohlhabender und zufriedener. Freilich würde ich meine ganze Stellung und den Einfluß, den ich als Grundherr besitze, beeinträchtigen, es wäre eine Selbstvernichtung, eine Selbsterniedrigung. Aber vielleicht würde mich das Bewußtsein entschädigen, etwas wirklich Segensreiches getan zu haben."

„Was ist das für ein verrückter Einfall!" unterbrach Elisabeth den Sohn. „Wie kannst du nur so reden. Das

ist nicht die Stimme Gottes, die du hörst, sondern eher die des Teufels. Nein, Gott hat uns hier als Herrschaften eingesetzt, und es ist unsere Pflicht, auf diesem Posten zu beharren und nichts von dem aufzugeben, was er uns verliehen hat. Wir sollen unsere Mitmenschen lieben, ihnen Gutes tun und für ihr Wohl sorgen. Aber dabei dürfen wir nicht so weit gehen und die Unterschiede verwischen, die uns von ihnen trennen. Nein, ich hoffe, daß diese Gedanken keinen ernsthaften Fuß in deiner Seele fassen werden, denn du hast sie ja schon ganz richtig als Selbstvernichtung gekennzeichnet."

Alexander lächelte. Es war selbstverständlich, daß das starke Selbstgefühl der Mutter sich gegen diese schwächlichen, demokratischen Gedanken empörte. Sie war eine Herrin, und das Christentum, zu dem sie sich bekannte, war nicht jene Arme-Leute-Religion, die sich an die Verheißung klammert: Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer, und wehe euch Reichen, denn ihr habt euren Lohn dahin. Für Elisabeth Dohlen gab es hier auf Erden von Gott geordnete Rangstufen, und es schien ihr ein Frevel, diese Unterschiede ausgleichen zu wollen.

„Nie darfst du daran denken, mein Sohn, unser Land zu zerstückeln. Es ist das Erbe deiner Väter, die lange daran gearbeitet haben diesen Besitz zu schaffen. Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht trennen!"

Der Wagen hielt vor der Kirchhofspforte. Alexander half seiner Mutter aussteigen und nahm den Korb mit den Blumen, die für des Vaters Grab bestimmt waren. Schweigend wandelten sie zwischen den Gräbern. Ver-

modernde Holzkreuze blickten sie schwermütig an. Dazwischen hatte ein wohlhabender Bauer ein gußeisernes Kreuz mit vergoldeter Verzierung aufgestellt. Es wirkte wie die billige Eleganz eines Burschen aus der Stadt neben der schlichten Bauerntracht seiner Gefährten. Gelbes Ahorn- und Birkenlaub bedeckte den ganzen Boden und raschelte unter den Füßen von Mutter und Sohn.

Nur eine eiserne Kette trennte die Gräber der Herren von denen der Gemeinde, und man hätte kaum unter diesen einfachen Grabsteinen die Gebeine der Gebieter von Elkesragge vermutet. Seitdem die Beisetzung in dem Kirchengewölbe nicht mehr Sitte war, wurden die Glieder der Familie Dohlen hier auf dem Gemeindefriedhof beerdigt. Es war einer jener Friedhöfe, wie man sie häufig in jenen Gegenden findet: ein Hügel, mitten im Walde, von einem niedrigen Feldsteinwall umgeben. Alte Kiefern, Lärchen und Ahornbäume rauschten über ihm im Winde, und der Blick schweifte hinaus in eine weite, ernste Moorlandschaft und auf den dunklen Horizont des Nadelwaldes. Eine weihevollere Stätte hätten die Dohlens für ihre ewige Ruhe nicht wählen können.

Als Elisabeth an dem Grabe ihres Mannes ihr Gebet gesprochen, nahm sie Alexanders Kopf in ihre Hände und küßte ihn auf die Stirn mit plötzlich aufwallender Zärtlichkeit. Ihre Lippen zitterten, und sie wollte etwas sagen. Aber sie fand nicht das Wort. Es mochten doch Gedanken an den Tod sein, die sie in diesem Augenblick erfüllten.

„Wie still ist es in der Luft!“ unterbrach Alexander das Schweigen. Aber als ob er die Natur gereizt hätte,

erhob sich nicht weit von ihnen ein Schwarm Krähen mit heiserem Krächzen.

Langsam verließen sie die Stätte der Toten. Am Ausgang des Kirchhofs stand ein altes Weiblein, ganz in Tüchern vermummt, wie das bei den Bäuerinnen in dieser Jahreszeit Sitte ist. Sie berührte fast den Boden, als sie sich vor den Herrschaften verneigte.

„Guten Morgen, Lawis,“ sagte Elisabeth freundlich. „Du kommst wohl das Grab deiner Tochter zu besuchen?“

Die Alte wischte sich eine Träne ab und räusperte sich laut.

„Ach, gnädige Mutter, meine selige Anne besuche ich ja so häufig. Heute bin ich hergekommen, weil es dem seligen Großherrn sein Todestag ist. Und dann wollte ich auch die gnädige Mutter wiedersehen. Ach, die gnädige Mutter und der gnädige Herr, sie sind ja alle so gut und freundlich und sorgsam gegen unsereins! Und die Menschen sind so böse und undankbar!“ Die Alte fing an zu weinen.

Elisabeth versicherte sie, daß dieser Umstand noch kein Grund sei, Tränen zu vergießen. Sie erkundigte sich, ob die Alte ein Anliegen habe.

„Ach nein, mir geht es ja schon so leidlich, aber die Herrschaften wissen gar nicht, wie schlecht die Menschen sind heutzutage. Ja, sie trachten den Herrschaften nach dem Leben.“

„Reden Sie kein so dummes Zeug!“ rief Alexander ungehalten. „Ich wünsche nicht, daß so ungereimte Dinge verbreitet werden.“

„Ach, wenn der gnädige Herr doch etwas vorsichtiger

wäre," wandte sich die Alte zu Elisabeth. „Oft, wenn ich ihn allein vorbeigehen sehe, preßt es mir so das Herz ab, und ich möchte ihm nachlaufen und ihn zurückhalten. Und als ich heute den Wagen fahren sah, da habe ich mich beeilt, herzukommen und die Herrschaften zu warnen. Es sind heute früh so verdächtige Menschen bei uns gesehen worden, und es gibt bei uns einige solche Bösewichte und Neidlinge. Mit denen haben sie lange Zeit geredet. Und es wird nichts Gutes gewesen sein, das weiß ich!"

„Es ist gut, Lawis!" sagte Elisabeth lächelnd. „Wir stehen alle in Gottes Hand. Ich danke dir, daß du um uns so besorgt bist. Da hast du einen Rubel. Ich besuche euch nächstens, wenn wieder Schlittenbahn ist. Aber nun müssen wir fahren, die Pferde werden unruhig."

Elisabeth und Alexander bestiegen den Wagen, und die beiden Pferde bäumten sich, indem sie anzogen. Das Weib streckte die Arme aus und fing an zu schreien.

„Ach, gnädige Herrschaften, hört mich doch! Ich bin nur eine alte Frau, aber ich habe doch noch scharfe Augen. Ich habe gesehen, daß der Jane seine Flinte genommen hat und Schnaps hat er vorher getrunken. Ach, du mein Gott, wenn nur kein Unglück geschieht!"

Der Wagen rasselte über die gefrorene Landstraße, und die Worte der Alten konnten nicht gehört werden.

„Wir haben doch im allgemeinen eine gute, treue Bevölkerung," sagte Elisabeth. „Ich finde, ihr alle, und besonders Evi, ihr seid zu mißtrauisch. Ich glaube an unsere Leute und vertraue ihnen . . ."

In diesem Augenblick hörte Alexander einen Schuß

fallen und Schrotkörner auf die lederne Schutzdecke des Wagens niederprasseln. Er wandte sich um und erblickte links im Gebüsch eine dichte Rauchwolke. Gleich darauf fiel ein zweiter Schuß, doch der schien fehl zu gehen. Die Pferde nahmen Reißaus und jagten die Landstraße hinunter. Der Kutscher schien den Kopf verloren zu haben und ließ die Zügel schießen.

„Halt doch, halt an!“ schrie Alexander ihm zu und erhob sich im Wagen, um die Leine zu fassen. „Was fällt dir ein, so zu jagen!“

Er sah sich nach seiner Mutter um und bemerkte, daß sie sich zurückgelehnt hatte und mit der Hand nach ihrer Wange griff.

„Hast du dich sehr erschreckt, Mutterchen? Wir scheinen ja glücklich einem Attentat entronnen zu sein. Doch was ist das? Du bist verwundet!“

Alexander sah, wie über die Wange Elisabeths ein feines Blutbächlein herabrieselte. Etwas unter dem Auge hatte sie ein Schrotkorn getroffen. Sie bewegte die Lippen, aber ihre Worte waren unverständlich. Sie wurde bleich und verlor das Bewußtsein. Er band der Mutter ein Taschentuch um den Kopf und befahl dem Kutscher schnell nach Hause zu fahren.

Elisabeths Verwundung brachte das ganze Haus in Aufregung; diese Verwundung schien ernster zu sein, als man anfangs glauben mochte. Es gelang nur schwer, sie zum Bewußtsein wieder zu erwecken. Der Arzt konnte nicht vor zwei Stunden da sein. Und die Kinder umstanden angstvoll das Lager der Mutter.

Nach einer halben Stunde wurde Alexander heraus-

gerufen. Draußen standen Wittmann und ein Wildnisbereiter. Sie hielten zwischen sich einen jungen Burschen, dem vor Angst die Glieder schlotterten.

Wittmann erzählte Alexander, daß er mit dem Wildnisbereiter im Walde gewesen sei, nicht weit vom Kirchhof. Als er den Schuß fallen hörte, habe er sich sofort in der Richtung aufgemacht und sei von der alten Lawis über das Vorgefallene aufgeklärt worden. Im bereiften Grase seien die Spuren der Leute sichtbar gewesen, und nach kurzer Verfolgung habe er diesen Jungen festgenommen.

Alexander erkannte in ihm den Stalljungen, welchen er vor wenigen Wochen wegen einer frechen Antwort entlassen hatte. Es kostete ihn eine Anstrengung, mit dem Burschen zu reden.

„Also du hast auf uns geschossen und uns töten wollen! Ich bin gesund geblieben, aber eine alte siebzigjährige Frau hast du schwer verwundet!“ Alexander hielt inne. Dem Jungen schien erst jetzt seine Tat bewußt zu werden. Er wollte etwas sagen und konnte kein Wort hervorbringen. Er begann zu heulen.

„Du bist nicht allein gewesen?“ fuhr Alexander fort, „ihr wart wenigstens eurer zwei, die Schüsse kamen aus zwei Gewehren.“

„Nein, ich bin es allein gewesen, der geschossen,“ antwortete der Bursche.

„Lüg nicht,“ rief Wittmann und schüttelte ihn. „Der zweite Schuß aus deiner Flinte ist überhaupt nicht abgeschossen. Sag, wer ist mit dir gewesen? Wenn du nicht redest, so werden wir dir die Zunge schon etwas lösen.“

„Du hast doch nicht aus eigenem Antrieb diese ganze scheußliche Tat ersonnen und ausgeführt?“ fügte Alexander hinzu.

„Nein, sie haben mir Schnaps gegeben und mir immer zugeredet. Und sie haben gesagt, daß man es für die Freiheit tun müsse, und da habe ich's auch geglaubt und bin mit ihnen in den Wald gegangen.“

„Nenne mir die Namen deiner Genossen.“

„Nein, das kann ich nicht.“

„Das ist aber das einzige Mittel, wodurch du deine Strafe mildern kannst.“

„Nein, ich darf nicht. Sie werden sich rächen!“

„Was werden sie tun?“ brauste Alexander auf. „Diese Kerle wollen sich rächen! Ich sollte meinen, wir hätten jetzt das Recht, Vergeltung zu fordern! Nun, wenn du nicht reden willst, so werden wir auch ohne deine Angabe die Leute ermitteln. Bitte, Wittmann, schaffen Sie den Burschen durch den Gendarm in die Stadt. Hier bei uns, die wir kein festes Arrestlokal haben, könnte er von seinen Gesinnungsgenossen befreit werden.“

Alexander entfernte sich. Wittmann suchte durch Drohungen noch etwas aus dem Jungen herauszubringen, aber er verweigerte standhaft jede Auskunft. Das Gefühl, daß die Herrschaften seine Feinde seien, war so stark, daß eine Angabe ihm als ein Verrat an seiner Partei erschienen wäre.

Evi kam Alexander entgegen und sagte ihm, daß die Mutter nach dem Sohn verlange.

Als er vor ihrem Bette stand, suchten Elisabeths Augen den Blick Alexanders. Das Sprechen fiel ihr schwer.

„Gott sei Dank!“ flüsterte sie, „du bist unverletzt geblieben, mein lieber Junge!“ . . . Alexander beugte sich über das bleiche Gesicht und küßte den welken Mund. Er ergriff ihre Hand und setzte sich auf den Bettrand.

„Was mögen das für verworfene Landstreicher gewesen sein, die auf uns schießen konnten?“ fragte Elisabeth mühsam.

„Einen von ihnen hat Wittmann schon erwischt und der andern werden wir auch noch habhaft werden. Jetzt werden wir hoffentlich in der Gegend etwas aufräumen können mit diesen unsicheren Elementen. Es ist hohe Zeit. Fehlt dir noch etwas, Mutter?“

„Ein schrecklicher Gedanke quält mich: Wenn es jemand von unseren Leuten gewesen wäre!“ Elisabeth wandte sich mit einem so ängstlichen Ausdruck an den Sohn, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, die Wahrheit zu sagen.

„Nein,“ sagte er, „der Gefangene ist ein Fremder, es scheinen richtige Räuber gewesen zu sein, Landstreicher, die aus dem Gefängnis entlassen worden.“

Elisabeth seufzte erleichtert auf. „Ich danke dir, Herr,“ flüsterte sie. „Ich fürchtete schon das Schreckliche zu hören, aber Gott hat mir diesen Schmerz erspart.“ Sie wollte die Hände falten, aber die Kräfte verließen sie. Sie verlor wieder das Bewußtsein.

Als der Arzt ankam, erklärte er ihren Zustand für hoffnungslos. Es war ein Bluterguß ins Gehirn eingetreten. Als der Abend anbrach, war Elisabeth verschieden.

## XV

Die Nachricht von Elisabeths Ermordung verbreitete sich wie ein Lauffeuer im Lande, und rief überall eine panikartige Flucht der Deutschen hervor, die noch im Lande verstreut saßen. Wenn so etwas an der ehrwürdigen Herrin von Elkesragge verübt worden, dann war keiner mehr sicher! Zur Beerdigung war fast niemand von Verwandten und Bekannten erschienen, nur Adolf Piepenstock war unter dem Schutze einer Abteilung Kosaken hergekommen. Auch Schmadderchen Piepenstock hatte sich nicht einschüchtern lassen. Er stand sich mit allen Leuten gut, trank dazwischen mit ihnen im Kruge und behauptete, daß er unbesorgt fahren könne.

Ein unbeschreiblicher Druck lastete auf allen. Es wurde fast kein Wort gesprochen. Stumm schüttelte man sich die Hand nach der Beerdigung, und Onkel Edse erklärte, daß er jetzt heim wolle nach Uschwicken.

„Grade jetzt dürfen wir keine Furcht zeigen," sagte er. „Jetzt muß jeder auf seinem Platze sein. Du, Alexander, wirst hier in Elkesragge ausharren, das weiß ich. Ich will mit Schmadderchen nach Uschwicken fahren. Dort wollen wir zusammen abwarten, was da kommen wird."

Adolf Piepenstock blieb bis zum andern Tage. Da die Eisenbahnbeamten streikten und keine Züge auf der Bahn verkehrten, so mußte er mit dem Wagen nach Riga zurückkehren. Er wollte sich darum etwas erholen. Die Kosaken, die er mitgebracht hatte, sollten in Hof Elkesragge bleiben. Er hatte das beim Oberkommando durchgesetzt. Er ermahnte Alexander, mit seinen Schwestern

Elkesragge zu verlassen, und zur Stadt zu ziehen. Man habe dort weniger Aufregungen und die Wirtschaft auf dem Lande ginge auch ohne den Herrn.

Alexander und Evi wiesen den Vorschlag des Schwagers zurück; nur Ina ließ sich schließlich überreden, ihn zu begleiten und bei der ältesten Schwester Aufenthalt zu nehmen. Da die Mutter nicht mehr in Elkesragge war, hatte der Ort für sie keine Bedeutung mehr. Die Mutter war für sie alles gewesen, jetzt war sie wie ein Baum, dem die Wurzel verletzt ist.

Adolf hatte sich vom Kosakenoffizier Militär zur Begleitung erbeten. Dieser Offizier, ein kleiner, rundlicher Mann mit schwarzen Schlitzaugen und schlechtem Parfüm, erklärte, daß er mit seinen Leuten in Elkesragge Ordnung schaffen wolle. Adolf gab ihm Ratschläge, und er führte sie in seiner Weise aus. Alexander war empört, als er am nächsten Tage erfuhr, die Kosaken hätten einen Bauerhof niedergebrannt, in welchem ein verdächtiges Individuum gewohnt hatte, von dem die Einwohner nicht wußten, wohin er geflohen war. Da sich verbotene Waffen fanden, hatte der Besitzer des Hofes überdies eine Tracht Rutenhiebe bekommen.

Der kleine Offizier erzählte dies nachher bei Tische und zeigte dabei seine weißen Raubtierzähne.

„In Minsk und in Homel haben meine Jungen dies Frühjahr noch ganz anders gewirkt. Da hatten wir es mit Juden zu tun. Schießt so ein Jude aus dem Hinterhalt auf einen Kosaken. Wer kann ihn ausfindig machen, den Schuft? Nun, da müssen die andern herhalten, das Pack ist ja schließlich einer wie der andere, die reine Land=

plage. Und ein zähes Leben haben sie, wie die Katzen! Nun, meine Kosaken hatten da ein kleines Instrument erfunden, eigentlich etwas ganz Einfaches und Billiges: kauften sich einen Lederstreifen und dann für fünf Kopeken Draht, ganz einfachen Draht. Damit umwickelten sie das Leder und banden es an einen Stiel. . . . Ich sage Ihnen: ein Schlag damit über den Kopf — — — krach, und der Judenschädel platzt ihnen, wie eine hohle Nuß. Ja, unsere Kosaken sind pfiffige Leute!"

„Ich hoffe, daß sich Ihre Mannschaft hier bei uns solcher Scherze enthalten wird," sagte Alexander stirnrunzelnd.

„Warum?" warf Adolf ein, „so eine kleine Züchtigung könnte nichts schaden. Die Milde hat sich bei uns nicht sonderlich bewährt. Ich bin für die Knute, wenn sie mit Maß angewandt wird!"

Es entstand eine Pause. Die beiden Schwäger sahen sich an. Evi und Ina beeilten sich, das Gespräch auf andere Dinge zu bringen, aber es war klar, daß dieser Gegenstand, der nun einmal berührt worden war, zu einer Aussprache zwischen den beiden Männern führen würde. Schon seit dem Sommer hatte sich der Gegensatz ihrer Anschauungen immer mehr verschärft, und nur die Gegenwart Elisabeth Dohlens hatte bewirkt, daß sie damals einem offenen Streit aus dem Wege gegangen waren.

Kaum hatte der Offizier sich auf sein Zimmer zurückgezogen, als Adolf sich an seinen Schwager wandte: „Wenn du dir schon im Sommer Militär verschafft hättest, wie ich dir immer geraten, so hättest du die jetzigen Zustände vermeiden können."

„Und ich glaube," sagte Alexander gereizt, „daß keiner von uns mehr am Leben wäre, wenn wir nach deinem Rezept verfahren wären. Diese Leute hausen ja wie die Horden Tschingis-Chans. Unser Volk war gerade daran, wieder etwas zur Besinnung zu kommen. Dieses gemeine Attentat hatte ihm die Augen geöffnet, und ihm gezeigt, an welch einem Abgrunde es stünde. Es war in den letzten Tagen unbedingt ein Umschwung zu bemerken in seinem Verhalten zu uns. Und nun wird alles das wieder zunichte gemacht durch das brutale Vorgehen des Militärs. Alle Grausamkeiten, die das Kriegshandwerk mit sich bringt, werden uns in die Schuhe geschoben werden, und man wird sagen, daß wir sie veranlaßt haben. Nein, die Ankunft des Militärs ist für uns ein Danaergeschenk, und die Folgen werden keine guten sein."

„Mit anderen Worten, du sagst, daß ich eine Torheit begangen habe, indem ich euch diesen Schutz verschaffte!"

„Ja, allerdings sage ich das!"

Alexander sah seinen Schwager an; es machte ihm Freude, seine Meinung so unumwunden zu äußern. Er hätte ihm gerne noch mehr Wahrheiten zugerufen. Doch der andere kam ihm zuvor. Er erhob sich in seiner ganzen, wuchtigen Größe und stellte sich breitbeinig vor Alexander hin.

„Nun!" rief er, „dann erlaube auch mir meine unmaßgebliche Meinung auszusprechen: an dir, an dir ganz allein liegt es, wenn die Dinge hier so weit gediehen sind, daß man seines Lebens nicht mehr sicher ist. Du hast keine Ahnung, wie man mit diesem Volk umgehen muß, du hast von Anfang an eine vollkommen falsche Taktik

eingeschlagen, die jetzt ihre Früchte zeitigt. Du, mit deinem Humanitätsdusel, mit deinen utopistischen Ideen, der du die Leute mit Handschuhen anfaßt und alles gehen läßt, wie es will, du mit deiner Schlappheit hast es verschuldet, daß das Volk hier aus Rand und Band geraten ist und alle Zucht verloren hat. Dir und deinen Unterlassungssünden haben wir's zu verdanken, daß Mama diesem schändlichen Anschlage zum Opfer gefallen ist, du hättest für ihre Sicherheit sorgen können und hast es nicht getan. Und jetzt machst du mir noch Vorwürfe, der ich in elfter Stunde, ehe es noch zu spät ist, hier etwas Ordnung in die Affäre bringen will. Das ist köstlich!"

Adolf Piepenstock holte Atem. Seit Jahren hatte er diese Aussprache gewünscht mit dem Schwager, dessen ganze Art und Weise ihm von jeher antipathisch gewesen. Nun gewährte es ihm ein köstliches Vergnügen, alles dies dem Verhaßten ins Gesicht zu schleudern. Die Damen sahen erschrocken auf Alexander in der Erwartung, daß der nun auch losbrechen werde. Aber er behielt seine Ruhe.

„Vor allem bitte ich dich, nicht so zu schreien," sagte er gelassen. „Die Dienstboten könnten es hören. Also mir schiebst du die Schuld zu an unseren traurigen Verhältnissen! Das ist ja recht freundlich. Schade, daß wir nicht sehen können, wie deine Behandlung des Volkes wirkt. Ich bedaure lebhaft, daß du, der du doch die Mittel zur Unterdrückung der Bewegung zu kennen scheinst, sie in deiner Gegend nicht angewandt hast. Man hätte dann Vergleiche ziehen können zwischen unseren Methoden. Übrigens will ich mich in eine Diskussion dieses Themas nicht weiter einlassen, nur kann ich dich versichern, daß ich mich

an Mamas Tode unschuldig fühle. Deine Vorwürfe in dieser Hinsicht lassen mich vollkommen kühl."

„Lex hatte Mama abgeraten, zum Kirchhof zu fahren!" rief Evi dazwischen. „Es ist schändlich, Adolf, daß du ihm eine Schuld an diesem schrecklichen Ereignis in die Schuhe schiebst."

Adolf Piepenstock lachte hart auf.

„Ja, das kennen wir: ihr beide haltet zusammen wie die Kletten. Für Alexander wirst du immer eine Entschuldigung haben. Nun, ich sage nur soviel, daß es wohl im ganzen Lande kein Gut gibt, wo die Leute mehr verwöhnt worden sind, als in Elkesragge. Jetzt ernten wir die Früchte davon. Prügel verdienen sie, alle miteinander, und der größte Teil den Galgen obendrein. Ihr aber wollt sie noch in Schutz nehmen gegen eine wohlverdiente Strafe. Pfui! Eklig ist mir so eine Weichlichkeit. Gott sei Dank, daß die Obrigkeit auch noch ein Wort mitzureden hat. Sonst würdet ihr noch die Mörder frei lassen, ebenso, wie damals im Sommer Alexander die Agitatoren laufen ließ, nachdem die Versammlung im Walde gesprengt worden war. Ach, wenn ich hier zu befehlen hätte, die Kerle würden schon zu Kreuze kriechen!"

„Gott sei Dank, daß dazu keine Aussicht ist!" sagte Evi und maß den Schwager von oben bis unten.

„Na," sagte Adolf ruhig, „dann also nicht. Wäre auch eine verflucht undankbare Arbeit, den verfahrenen Karren ins rechte Geleise zu bringen. Also, ihr werdet entschuldigen, daß ich etwas derb gesprochen habe. In diesem Hause ist man's ja nicht gewohnt. Aber einmal

mußte es gesagt werden, was mir schon lange auf der Zunge lag. Nun, gute Nacht, morgen müssen wir früh aufbrechen, es lohnt sich auch nicht weiter über diesen Gegenstand zu reden."

„So eine Unverschämtheit!" konnte Evi sich nicht enthalten auszurufen, als Adolf sich entfernt hatte. Aber Alexander zündete sich eine Zigarette an und meinte, er sei eben ein Krautjunker; da könne man keine besseren Umgangsformen erwarten.

* * *

Am andern Morgen früh fuhren Adolf und Ina fort, in Begleitung von sechs Kosaken. Die beiden folgenden Tage vergingen ruhig, am Abend des dritten kam aber aus der Stadt eine Patrouille angeritten und überbrachte dem Offizier einen versiegelten Befehl des Regimentskommandeurs. Der kleine Leutnant eilte sofort zu Alexander und erklärte ihm, daß das Militär schon bei Tagesanbruch Elkesragge wieder verlassen müsse. Starke Banden von Aufständischen hätten sich gezeigt, und der Generalgouverneur habe den Befehl erteilt, alle Truppen in die Städte zusammenzuziehen.

„Ja, dann sind wir ja der Rache und dem Gutdünken der Insurgenten preisgegeben," sagte Alexander bestürzt. „Jetzt, nachdem Sie kaum eine Woche hiergewesen, wollen Sie wieder abziehen. Wozu sind Sie da überhaupt gekommen?"

Der Offizier zuckte die Achseln.

„Ich habe den Befehl, unverzüglich aufzubrechen.

Die Herrschaften können ja unter unserem Schutze abziehen."

„Und unser Gut und unsere Leute im Stiche lassen!" Alexander ging erregt im Zimmer auf und ab. „Nein," sagte er, „ich und meine Schwester, wir bleiben hier. Wir sind hier in Elkesragge genügend Leute, um uns gegen etwaige Angriffe zu schützen. Aber bitte, halten Sie beim Pastorat an und auch in Uschwicken bei meinem Onkel. Die können unmöglich jetzt allein bleiben. Bitte veranlassen Sie sie, unter Ihrem Schutze fortzufahren. Wir werden hier bleiben!"

Der Abzug der Kosaken verursachte in Elkesragge gewaltige Aufregung. Die Letten schauten ihnen höhnisch nach, denn es war für sie eine Genugtuung, diese verhaßten Leute fliehen zu sehen. Die Geschwister Dohlen und die deutschen Beamten dagegen hatten die Empfindung, daß für sie damit die Entscheidung über ihre Existenz gefallen sei.

Der kleine Offizier küßte Evi beim Abschied die Hand und sprach seine Bewunderung aus für ihren Mut. Dann ritt er vor die Front seiner Abteilung und befahl den Sängern voranzureiten. Der eine von ihnen schlug eine Handpauke und dazu stimmten sie eine jener russischen Soldatenlieder an, deren melancholische Melodie so merkwürdig zu den derben Worten stimmt.

Noch lange klang der Refrain dieses Liedes, das fast keiner verstehen konnte, durch die klare Winterluft an das Ohr von Bruder und Schwester.

„Jetzt sind wir ganz allein! Wir beide!" sagte Evi fast triumphierend. Sie schlang ihre Arme um den Hals

des Bruders. „Und wir werden unseren Posten nicht verlassen, lieber sterben!“

* * *

„Wir müssen uns auf einen Angriff gefaßt machen,“ sagte Alexander später zu Wittmann und Schulz. „Ich werde zu meiner Schwester ins alte Haus übersiedeln. Oben auf dem Berge können wir leicht abgeschnitten werden vom Hof. Und wenn ich mit meinem Diener und Jäger mich hier einquartiere, dann sind wir doch eine leidliche Anzahl von Verteidigern. Was ich oben von Wertsachen habe, muß ebenfalls hierhergebracht werden. Und die Nachtwachen muß man verstärken.“

Diese Vorsichtsmaßregeln erwiesen sich als wohlbegründet. Am Tage nach dem Abzuge des Militärs erschien kein Arbeiter mehr zur Arbeit. Es war eine große Volksversammlung einberufen worden. Alexander hatte den Amtmann hingeschickt, um die Beschlüsse in Erfahrung zu bringen, aber Schulz hatte umkehren müssen; man hatte ihn als Spion bezeichnet und mit Tätlichkeiten bedroht.

Dagegen drangen dunkle Gerüchte über Kämpfe zwischen Militär und Aufständischen nach Elkesragge. Überall seien die Truppen geschlagen worden, oder zu den Freiheitskämpfern übergegangen. Der Kaiser sei ins Ausland geflohen, die Republik erklärt worden. Was daran wahr sei, ließ sich nicht ermitteln. Doch zeigte sich die Wirkung dieser Nachrichten darin, daß die niederen Wirtschaftsbeamten einer Aufforderung Alexanders, bei ihm zu erscheinen, keine Folge leisteten.

„Wie kommen die Leute darauf!“ rief Alexander aus, „sie haben Zulage erhalten und standen bisher immer auf unserer Seite. Herr Schulz, sagen Sie, was ist los?“

„Die Beschlüsse auf der gestrigen Versammlung müssen sehr ernst gewesen sein. Vorläufig werden sie geheim gehalten, die Leute scheinen ihrer Sache noch nicht ganz sicher zu sein. Man erwartet offenbar noch eine Bestätigung der Nachricht von dem Sieg der Revolution.“

Aber noch an diesem Abend erhielt Alexander die Aufklärung. Eine Abordnung von fünf Leuten, drei Einheimischen und zwei Fremden erschien auf dem Hofe und überbrachte den Beschluß des Volkes, daß alle bisherigen Regierungsinstitute abgesetzt seien und in Elkesragge statt der alten Gemeindeverwaltung nach allgemeinem gleichem Wahlrecht ein Wohlfahrtsausschuß gewählt sei, der die ganze Verwaltung des Gebietes übernehmen solle.

Und dann erhielt Alexander ein Schriftstück in die Hand, worin ihm verkündet wurde, daß er seine Waffen ausliefern müsse, daß der Wald von Elkesragge als Volkseigentum zu betrachten sei und das Gut selbst bis zu einer endgültigen Regelung durch die sozialistische Zentralregierung nach den Weisungen des Ausschusses verwaltet werden müsse. Der Förster Wittmann und der Amtmann Schulz seien wegen volksfeindlicher Gesinnung ihres Amtes enthoben, ihm selbst aber sei es gestattet, in Elkesragge zu bleiben, da ein großer Teil des Volkes sich dafür ausgesprochen habe.

Alexander sah zuerst das Schriftstück, dann die Leute an. Er erkannte seinen Sprecher, mit dem er damals geredet hatte, als er die Versammlung im Walde auflöste.

Es war nichts von Unterwürfigkeit mehr in seinen Blicken, er schien seiner Sache sicher zu sein, sogar die Mütze hatte er aufbehalten, obwohl man im Zimmer des Großherrn stand.

„Und ihr glaubt, daß ich dies Geschmier ernst nehmen werde?“ rief Alexander heftig. „Die Freiheit scheint euch berauscht zu haben. Schlaft euch aus und kommt dann nüchtern zu mir. Vielleicht werde ich dann mit euch reden.“ Er warf den Zettel zu Boden und wollte das Zimmer verlassen.

„Herr!“ sagte der Lette trocken. „Sie verkennen die Lage, in der wir uns befinden. Jetzt haben wir hier zu befehlen, und wenn Sie nicht freiwillig folgen, so haben wir die Mittel, Sie dazu zu zwingen. Wir sind jetzt alle gleich, und was die Majorität beschließt, das ist Gesetz. Wir haben Ihre Waffen nötig, um uns gegen die Feinde der Freiheit zu verteidigen. Darum fordere ich Sie auf, unverzüglich alles, was Sie an Gewehren besitzen, uns auszuliefern, und nichts zu verbergen. Gegen Räuber werden wir selber Sie beschützen.“

„Macht, daß ihr fortkommt,“ sagte Alexander kurz. „Ich habe nichts mit euch zu schaffen.“ Er wies ihnen die Türe und ging selber ins andere Zimmer, wo Evi auf den Ausgang der Verhandlung wartete.

Man mußte sich jetzt auf einen Angriff gefaßt machen, das war klar.

„Wir hätten vielleicht doch lieber mit dem Militär abziehen sollen,“ meinte Alexander. „Wir bringen unsere treuen Leute unnütz in Gefahr. Wenn ich es nicht selbst gewesen wäre, der mit den Kerlen gesprochen, so hätte man

sich ja auf Verhandlungen einlassen können, um einen blutigen Zusammenstoß zu vermeiden. Ich persönlich konnte natürlich nichts anderes tun, als ihnen die Türe weisen."

Evi wollte aber von Verhandlungen nichts hören. Sie sagte, es wäre gut so. Jetzt wisse man doch, woran man sei, und wessen man sich von den Leuten zu gewärtigen habe. Jetzt gälte es ausharren bis zuletzt. Ein Zurück gäb's nicht mehr.

Es kam auch gegen Abend ein Bote aus Uschwicken von Onkel Edse. Der Mann hatte in seinem Stiefel versteckt einen Brief mitgebracht. Der Onkel dankte dem Neffen für die Fürsorge, die er dadurch bewiesen, daß er ihm die Kosaken geschickt, um unter deren Schutze zu fliehen. Er hätte aber selbstverständlich das Anerbieten zurückgewiesen und sei entschlossen, Uschwicken lebendig nicht zu verlassen. Er ermahnte auch Alexander, in Elkesragge zu bleiben und nicht den Mut zu verlieren.

An diesem Abend folgten der Apotheker und der Amtmann einer Aufforderung Alexanders und siedelten mit ihrer Familie ins Herrenhaus über. Sie hatten Drohbriefe bekommen und fühlten sich allein in ihren Wohnungen nicht mehr sicher. Das Haus war jetzt voll von Menschen. Draußen schneite es. Im Kaminzimmer aber trank Alexander mit seinen Gästen einen Punsch, wie in friedlichen Zeiten.

Am andern Morgen ward Alexander um sieben Uhr geweckt. Es seien Leute, die ihn zu sprechen wünschten. Der Diener, der ihm das meldete, fügte hinzu, sie seien bewaffnet, wohl dreißig an der Zahl.

Alexander schlüpfte in seinen Pelz und trat hinaus

ins Vorhaus. Dort standen Wittmann, der Jäger und der Apotheker. Sie waren alle zusammengelaufen, als der Nachtwächter das Nahen der Leute gemeldet.

„Sie wollen unsere Waffen, die Frechlinge!“ sagte Wittmann böse. „Wir sollten ihnen nicht die Flinten, aber eine Ladung Blei geben.“

Alexander löschte das Licht aus, öffnete die Fensterlade und lugte hinaus in die Dämmerung. Der Platz vor dem Hause war voll von Menschen. Es waren nicht dreißig, sondern wenigstens hundert. Sie warteten auf die Antwort.

Alexander überlegte einen Augenblick. Wozu sollte er einen Angriff riskieren? Man konnte ihnen ja einige alte Flinten ausliefern, die wertvollen waren versteckt. Aber in diesem Augenblicke erschien Evi in der Türe. Sie hatte ein seidenes Morgenkleid an und ihr schweres blondes Haar hing ihr in einem Zopf bis an die Kniehöhlen herab. Sie reichte den Anwesenden die Hand und bat um eine Flinte: man würde sich doch verteidigen müssen.

Als Alexander die stolze Haltung der Schwester sah, schämte er sich seiner Zweifel. Er erinnerte sich ihrer gestrigen Worte: Jetzt gibt es kein Zurück.

Er schickte den Diener hinaus und ließ den Leuten sagen, sie sollten auseinandergehen. Der Großherr würde überhaupt nicht mit ihnen verhandeln, wenn sie in diesem Aufzuge kämen.

Ein Wutgeheul, ein Pfeifen und Johlen war die Antwort. Steine flogen gegen die Fenster. Evi stand vorgebeugt neben dem Bruder. Die Augen brannten ihr in dem blassen Gesicht.

„Sie ziehen ab, die Feiglinge, sie wagen es nicht," rief sie, als die Stimmen draußen verstummten. Der Hof leerte sich schnell und es war klar, daß sie ihren Angriff aufgegeben. Aber sie waren nicht allein abgezogen. Sie hatten auch alle Bewohner von Elkesragge, die nicht im Herrenhause waren, gezwungen, ihnen zu folgen. Alexander und seine Getreuen mußten gegen Mittag selber das Vieh beschicken, da auch das jüngste Viehmädchen abgezogen war.

Auch nach seinem neuen Hause stieg Alexander hinauf, in Begleitung des Jägers. Die Leute hatten dort eine gründliche Untersuchung vorgenommen. Die Schränke waren aufgebrochen, die Spiegelscheiben zertrümmert, aber außer einem alten Vorderlader hatten sie keine Waffen gefunden. Von sonstigen Sachen hatten sie nichts mitgenommen.

Nachmittags, als es schon zu dunkeln begann, kehrten die Bewohner des Hofes zurück, die Männer stumm und verbissen, die Weiber heulend und jammernd.

„Rettet euch, rettet euch!" scholl es von allen Seiten.

Alexander trat ihnen entgegen und fragte, was geschehen sei. Man sah ihn mißtrauisch an.

„Ja, hat der gnädige Herr nicht gehört, daß die schwarze Bande heranrückt. Im Tetterwald hat sie sich verborgen gehalten, jetzt naht sie, sengend und mordend. Weder Weiber noch Kinder werden geschont. Alles Volk soll erschlagen werden aus Rache dafür, daß wir uns die Freiheit errungen."

Alexander suchte die Leute zu beruhigen und fragte, wer denn die Nachricht überbracht habe. Das wußte

niemand zu sagen, auch hatte keiner die schwarzen Hundert gesehen.

Alexanders Mahnung zur Besonnenheit half nichts. Die Weiber packten ihre Habseligkeiten zusammen, und was sich vergraben ließ, das wurde im Garten verscharrt. Dann flüchteten sie trotz des rauhen Novemberwetters in den Wald. Vergebens suchten Alexander, Schulz und Wittmann ihnen das Törichte dieser Flucht zu beweisen.

„Ihr gehört wohl selber zur schwarzen Bande!“ rief ihnen einer zu.

Als Alexander ins Haus zurückkehrte, traten ihm vor der Türe einige Männer entgegen und forderten in barschem Tone die Waffen der Herrschaften zur Verteidigung gegen die schwarzen Hundert.

„Laßt mich in Ruhe mit dieser Bande, die nur in eurem überhitzten Gehirn existiert,“ rief Alexander ungeduldig. „Glaubt ihr, ich sei so dumm und merkte nicht den Zweck dieser ganzen Komödie. Entwaffnen wollt ihr uns, um uns in eurer Gewalt zu haben, nichts weiter. Dazu dient euch dies Märchen, dazu schreckt ihr das Volk!“

Alexander bemerkte, daß ihm die Leute den Weg verlegen wollten. Er sprang schnell in die Haustüre und warf sie hinter sich ins Schloß. Die Leute hatten versucht ihm zuvor zu kommen und ins Haus zu dringen. Jetzt machten sie ihrem Unmut über den mißlungenen Versuch in lauten Schimpfreden Luft. Doch als Wittmann und Schulz aus dem Stall heraustraten und ihre Waffen zeigten, verschwanden sie im Abenddunkel.

*   *   *

Und nun brach jene Nacht an, die allen, die sie mit erlebt, unvergeßlich bleiben wird, eine sternklare, kalte Winternacht. Es hatte aufgehört zu schneien, und das Volk, das in den Wald geflohen, war allmählich zurückgekehrt. Aber bis zum zwölfjährigen Burschen herab war alles bewaffnet. Der Nachtwächter, der den Eingang zum Hofe bewachen sollte, kehrte zitternd ins Haus zurück. Zwei Männer hatten ihn angegriffen und ihm gedroht, sofort zu schießen, wenn er seine Flinte nicht fortwerfe.

„Wie hätte ich mich wehren sollen gegen zwei Bewaffnete? Und es waren wohl noch mehr im Hintergrunde.“ Er war auch nicht zu bewegen, im Hause zu bleiben und einen Wachposten zu übernehmen. Er hatte Weib und Kind zu Hause und wollte sie nicht allein lassen. Er glaubte an die schwarzen Hundert.

Auch der Hausknecht und mehrere andere Dienstboten waren plötzlich verschwunden.

„Die Ratten verlassen das Schiff,“ sagte Alexander zu Wittmann.

Beide traten ins Freie, um einen Rundgang zu unternehmen. Aber sie kehrten sofort zurück, als sie einen großen Haufen Bewaffneter am Eingang zum Hofe bemerkten.

Und plötzlich erdröhnte die Luft von wildem Geheul: „Die Waffen heraus, die Waffen heraus!“ Es schien als wären es tausende von Kehlen, die diesen Ruf ausstießen.

Die Frauen im Hause flüchteten in den Keller. Nur Evi blieb oben. Sie hatte ein Gewehr in der Hand und ließ den Bruder nicht aus den Augen.

Plötzlich krachte ein Schuß. Wittmann hatte von seinem Beobachtungsposten an der Dachlucke einige Ge-

stalten bemerkt, die sich am Pferdestall entlangschlichen und die Hintertür des Hauses zu erreichen suchten. Jetzt waren sie sofort wieder umgekehrt. Aber dieser Schuß war für die Menge das Zeichen gewesen zum Angriff. Es knatterte von allen Seiten, es schien, als ob es jeder einzelne für seine Pflicht hielte, sein Gewehr abzufeuern. Aber nur wenige Kugeln trafen die Fenster, schlugen durch Glas und Fensterladen kleine, kaum sichtbare Löcher und blieben in der gegenüberliegenden Wand sitzen.

„Sie haben Mausergewehre,“ sagte der preußische Jäger, indem er die Schußlöcher untersuchte.

Es wurden Matratzen herbeigeschafft, um die Fenster zu verrammeln. Doch die Schüsse verstummten allmählich, und die Menge schien sich zu zerstreuen. Evi und Alexander gingen in die Küche. Sie wollten das Abendessen zubereiten, da sich die Köchin weigerte, ihr Versteck im Keller zu verlassen. Nur Frau Schulz war mit heraufgekommen. Evi zeigte vollkommene Kaltblütigkeit und lachte sogar über die Ungeschicklichkeit, mit der Alexander die Kartoffeln schälte.

Da trat Wittmann in die Küche und flüsterte heiser: „Das neue Schloß brennt.“

Obwohl Alexander diese Nachricht schon seit Tagen jeden Augenblick zu hören fürchtete, so wirkte sie dennoch betäubend. Einen Augenblick waren alle fassungslos, dann eilten sie auf den Dachboden, um sich von dem Schrecklichen zu überzeugen.

Da standen sie schweigend, Bruder und Schwester, Arm in Arm, und schauten nach dem großen, weißen Gebäude hinüber, dessen Fenster wie zu einem Freudenfest

hell erleuchtet waren. Das Blechdach schien zu glühen, und in der Mitte erhob sich eine schräge, rote Feuersäule. Und dann flackerte es hier und dort in allen Richtungen auf. Das war die Brennerei, das der große Kornspeicher, dort der Stall für die Arbeitspferde und das Wagenhaus. Der ganze Himmel war wie in Glut getaucht.

Wittmann und Jakob hatten versucht nach dem brennenden Hause durchzudringen, kehrten aber niedergeschlagen zurück.

„Wir können nichts ausrichten," rief der Alte mit zitternder Stimme. „Ich versuchte einige unserer alten treuen Leute zu bewegen die Spritze herauszuholen. Aber keiner rührte einen Finger. Nicht einmal die Sachen wollten sie retten. Sie hatten Angst, als Verräter zu gelten. Auch war das Schloß von Wachen umstellt, im Feuerschein konnte ich sehen, wie die Luders ein Gelage hielten. Den Weinkeller haben sie ausgeplündert, die sauberen Temperenzler. Jetzt habe ich wenigstens den Müller, seine Gesellen und unsere Wagger dazu veranlaßt, den Viehstall zu beschützen. Es ist ja zum Teil ihr eigenes Vieh darin. Aber wenn die Bande besoffen ist, dann ist sie zu allem fähig."

Alexander schwieg. Er war gewohnt, seine Gefühle zu verbergen. Auch jetzt, wo er zusehen mußte, wie der kaum vollendete Bau seiner eigensten Erfindung zerstört wurde, zeigte er äußerliche Ruhe. Er ordnete die Nachtwachen, ließ Tee aufstellen und schaffte das Gutsarchiv in den Keller.

Erst als er spät in der Nacht sich mit der Schwester allein fand, sank er in einen Sessel und bedeckte sein Ge-

sicht mit den Händen. Evi streichelte ihm den Kopf und setzte sich neben ihn auf die Lehne des Stuhles.

„Noch ist nicht alles verloren," tröstete sie. „Elkesragge ist groß und wird dir immer so viel Erträge abwerfen, daß du alles wieder aufbauen kannst."

„Ach, der materielle Verlust ließe sich wieder gutmachen. Aber die Freudigkeit, die Lust am Aufbauen, am Schalten und Walten, die werde ich nie wieder erlangen. Dieser Ort wird mir immer von neuem die Erinnerung an die heutigen Ereignisse wachrufen, er wird mir für immer verleidet sein. Nein, wenn ich daran denke, daß die Kerle kaltblütig meine Bibliothek und meine Kunstwerke zerstört haben! Was haben ihnen diese toten Sachen zuleide getan, daß sie sie vernichten mußten! Und mit diesen Menschen werde ich weiter zusammen leben müssen! . . . Wenn wir überhaupt noch am Leben bleiben."

„Sprich nicht so, es wird sich alles zum Guten wenden. Siehst du, es ist unmöglich, daß die Leute nicht später ihr Unrecht einsehen, dann wird unsere Stellung von neuem gefestigt sein."

Aber Alexander ließ sich nicht trösten. Er stöhnte leise, denn sein Herz machte ihm Beschwerden. Die ganze Nacht hindurch saßen Bruder und Schwester beieinander. Sie sprachen nichts, aber sie hielten ihre Hände fest ineinander gelegt und fühlten, daß sie beide zueinander gehörten.

---

## XVI

Als der Morgen anbrach, waren die Gebäude fast ganz niedergebrannt, nur aus der Brennerei stiegen noch immer rötliche Rauchsäulen auf. Alexander ging mit den andern Verteidigern um die noch stehenden Gebäude herum und überzeugte sich, daß kein Gesindel mehr in der Nähe war. Auch die Arbeiter und die andern Bewohner von Elkesragge, welche gestern mit der Menge gegangen, ließen sich nicht sehen. Sie mochten sich schämen, an der Brandstiftung beteiligt gewesen zu sein, oder doch ruhig zugesehen zu haben, wie man die Gebäude zerstörte.

Ein Buschwächter ohne Flinte trat auf Alexander zu.

„Wo kommst du her?“ fragte ihn dieser verwundert. „Deine Flinte haben sie dir wohl abgenommen? Nun, es ist wenigstens gut, daß du hergeeilt bist, als du den Brand sahst. Aber helfen kannst du hier ebensowenig wie wir!“

„Gnädiger Herr,“ flüsterte der Mann. „Ich habe einen Brief bei mir, eine dringende Botschaft. Es ist der Fremde aus Muggern, der Tscherkesse, der heute früh zu mir kam. Er ist gestern abend mit einem Zollkreuzer bei unserem Fischerdorf gelandet. Er wagte es aber nicht in den Hof zu kommen, obwohl er Bauerntracht angelegt hat. Alle Wege sind von den Leuten besetzt, und man hätte ihn an seinen schwarzen Augen erkannt.“

Alexander nahm den Brief und erkannte Stasia Sulagins Handschrift. Er überflog den Inhalt des Schreibens und steckte es dann in die Tasche. Einen Augenblick stand er in Gedanken versunken. Dann, mit einem plötzlichen

Entschlusse, sagte er dem Buschwächter: „Ich danke dir, du kannst dem Tscherkessen sagen, daß wir heute abend mit dem Zollkreuzer fortfahren werden. Aber es darf niemand hier davon erfahren.“

Er kehrte ins Haus zurück, und auf Evis Fragen nach dem Stande der Dinge gab er zerstreute Antworten. Den Brief erwähnte er nicht. Er zögerte, seinen Entschluß der Schwester mitzuteilen. Er wußte, daß sie sich mit aller Macht dagegen wehren würde.

Als ihm gemeldet wurde, daß die Aufständischen unter Führung des schiefen Peter sich wieder bei der Schmiede sammelten, ließ er ihnen sagen, daß er mit ihnen unterhandeln wolle. Der Jäger, der den Auftrag ausrichten sollte, ließ ihn sich noch einmal wiederholen. Er glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Ja, ich will mit ihnen unterhandeln!“ sagte Alexander ungeduldig.

Der schiefe Peter erschien selber, in Begleitung zweier Gefährten.

„Hat sich der gnädige Herr eines Bessern besonnen? Der gnädige Herr handelt klug, wenn er uns nachgibt. Wir werden anständig sein und vergessen, daß Sie uns bisher Widerstand geleistet haben.“ Der Mann sprach in unterwürfigem Ton. Aber der Triumph des Sieges, der aus seinen Worten klang, wirkte desto verletzender.

„Ich möchte freies Geleit haben, um Elkesragge zu verlassen. Ich hoffe, Sie werden dafür sorgen, daß mein Hab und Gut nicht weiter zerstört und daß meinen Anhängern ihre Haltung nicht vergolten wird.“

„Wir werden Ihnen einen Paß ausstellen, damit Sie

unterwegs von unsern Anhängern durchgelassen werden. Aber Sie müssen schon bis Mitau mit dem Wagen fahren. Die Züge verkehren nicht mehr. Aber warum wollen Sie fortfahren? Es soll Ihnen hier nichts geschehen, wenn Sie unsere neue Ordnung anerkennen und Ihre Waffen ausliefern. Wir werden Ihnen sogar eine Wache geben, welche Sie vor der schwarzen Bande schützen soll."

„Danke, das habe ich alles nicht nötig. Wir wollen, meine Schwester und ich, bis an den Strand fahren; dort erwartet uns ein Schiff. Also sagt, was sind eure Bedingungen?

„Sie und Ihre Leute müssen alle Waffen ausliefern. Aber ich möchte Ihnen raten sich zu beeilen, sonst kann ich nicht dafür stehen, daß meine Leute Sie unter so glimpflichen Bedingungen loslassen."

Als sich der schiefe Peter entfernt hatte, rief Alexander Wittmann und Schulz zu sich heran und teilte ihnen mit, daß er noch diesen Abend Elkesragge verlassen wolle. Er stelle es ihnen frei, zu bleiben oder mit ihm auf dem Zollkreuzer zu entfliehen, der am Strande warte. Wittmann suchte Alexander zu überreden weiter auszuhalten. Er versicherte, daß die Aufständischen es nicht mehr wagen würden das Haus anzugreifen, da ein großer Teil der Bevölkerung mit dem Niederbrennen unzufrieden sei.

„Nein," sagte Alexander, „ich habe anders entschieden. Die Wohlgesinnten sollen unseretwegen nicht ihr Leben aufs Spiel setzen. Wir werden alle unsere Flinten ausliefern, und dafür versprechen uns die Sozialisten, für unsere Sicherheit zu sorgen. Ja, lieber Wittmann, so ist

es besser. Wir können uns nicht auf die Dauer belagern lassen. Das halten unsere Nerven nicht aus. Also müssen wir nachgeben, und lieber jetzt als später, wenn uns der Hunger oder das Feuer dazu zwingt."

Aber Wittmann und Schulz wollten von Flucht nichts wissen. Sie versicherten ihren Posten nicht verlassen zu wollen. Nur Frau Schulz und die Kinder sollten mit auf das Schiff.

„Ich danke Ihnen für Ihren Pflichteifer," sagte Alexander ein wenig verlegen. „Ich spreche Ihnen meine Hochachtung aus. Aber, wie gesagt, ich möchte nicht, daß Sie sich meinetwegen einer Gefahr aussetzen. — Nun, wie Sie wollen! Jedenfalls bitte ich Sie, daß in einer Stunde sechs Schlitten angespannt werden. Es ist ja so viel Schnee gefallen, daß man im Schlitten besser durchkommt. Wir wollen keine Zeit verlieren, denn wenn es bekannt wird, daß wir fortfahren, so lauern uns am Ende doch noch einige dieser wild gewordenen Jungen auf."

Es stand Alexander noch das Schwierigste bevor. Er mußte Evi seinen Entschluß mitteilen. Er hörte sie Klavier spielen. Sie hatte doch bewundernswerte Nerven! Nach all den Aufregungen der letzten Nacht konnte sie noch ihre Kunst ausüben. Es war eine Phantasie, die sie spielte, etwas Wildes, Verzweiflungsvolles, aus dem ein Triumph durchklang, die Befriedigung eines lang gehegten Wunsches.

Sie brach jäh ab, als Alexander vor ihr stand. Sie schaute den Bruder an mit einem Blicke, so voll von Hingebung und Bewunderung, daß er beschämt zur Seite blickte. Dann sagte er leise und unsicher: „Evi, du mußt das Nötigste zusammenpacken. In einer Stunde müssen wir

fort von hier.“ Als sie ihn sprachlos ansah, fuhr er schneller fort: „Ja, wir wollen fort, es geht nicht anders, was sollen wir uns hier opfern? Ich habe eben Nachricht erhalten von Stasia Sulagin. Sie hat erfahren, daß wir hier eingeschlossen sind und daß das ganze Land sich in den Händen unserer Feinde befindet. Sie hat den Generalgouverneur veranlaßt, uns einen Zollkreuzer zu senden. Der ankert bei unserem Fischerdorf. Wir wollen das Anerbieten nicht ausschlagen. Wenn wir bis Mitternacht nicht zur Stelle sind, soll das Schiff wieder in See stechen. Also müssen wir uns beeilen.“

„So laß doch das Schiff umkehren! Lex, ich verstehe dich nicht, was ist in dich gefahren? Du willst fliehen, Elkesragge und alles, was uns lieb ist, im Stiche lassen? Was sollen die Leute denken? Nein, du spielst nur mit diesem Gedanken, es kann ja nicht dein Ernst sein!“.

„Es ist mein unabänderlicher Entschluß.“

Evi war aufgestanden und dicht an Alexander herangetreten, sie legte ihre Hände auf seine Schultern, und ihre Stimme hatte einen ungewohnten, fast heiseren Klang.

„Das ist unmöglich! Es ist ganz unmöglich! Du kannst keine Feigheit begehen. Du bist doch ein Dohlen. Wie könntest du den Tempel deiner Ahnen betreten, ohne vor Scham zu erröten! Nein, du bist krank, und die Aufregungen haben dich verwirrt. Es ist gut, daß du eine Schwester hast, die in solchen Augenblicken dir zur Seite steht. Du hast auch nicht bedacht, daß Elkesragge umstellt ist, daß man uns abfangen wird.“

„Ich habe schon mit dem schiefen Peter gesprochen,

er ist ein vernünftiger, anständiger Mensch. Er wird uns nicht nur freies Geleit gewähren, sondern auch den Schutz unseres Eigentums hier übernehmen."

„Und du willst ihm deine Waffen ausliefern?" Evi starrte den Bruder an. Sie konnte es nicht alles fassen. Dann aber schlug sie ihre Hände vors Gesicht. Sie ahnte, daß es noch etwas anderes war, was ihn fortzog, etwas Stärkeres als Vernunftgründe, etwas, das ihn scheiden wollte von ihr. Sie hatte sich in den letzten Wochen an den Gedanken gewöhnt, daß sie immer zusammenbleiben würden, Bruder und Schwester, daß die Gefahr und das Unglück sie mit unlöslichen Ketten noch fester aneinanderschmieden würden. Diese Aussicht hatte in ihr eine Glücksstimmung erzeugt, in der ihr alles Leid und alles Schwere in leichtem Dunst zu versinken schien. Und nun sollte das ein Ende haben! Sie konnte es nicht glauben, sie wollte es nicht.

Sie verlor plötzlich alle Überlegung. Wie bei einer Sturmflut der Damm bricht und die Wasser sich über das Kulturland ergießen, so brach plötzlich aus ihrem Inneren etwas hervor, das unter gewöhnlichen Verhältnissen bis an ihr Lebensende hinter dem Damm geruht hätte, den Erziehung und Sitte fast unübersteiglich aufgerichtet haben gegen solche Ausbrüche, die gegen das Herkommen verstoßen. Sie war sich selber nicht bewußt, was sie tat. Sie warf sich auf die Erde und umklammerte Alexanders Kniee.

„Ich lasse dich nicht, ich lasse dich nicht! Ach, Lex, wenn du wüßtest! Du willst fort von hier und willst mich hier lassen. Denn ich muß hier bleiben und ich muß

bei dir bleiben, und wenn wir fortgehen, so müssen wir uns auch trennen. Siehst du, wir sind schon so fest aneinander gewachsen, ich halte dich, und du kannst nicht fort. Du gehörst zu mir, zu mir allein! Denn Mary hast du nicht geliebt, und auch die Liebe zu Stasia ist nur eine vorübergehende Leidenschaft. Du liebst ihre äußere Form, ihr Wesen ist dir fremd geblieben, so wie du ihr fremd bist. Aber unsere Liebe ist nichts Vergängliches. Von Kind auf habe ich an dir gehangen und keinen andern Mann habe ich je lieben können außer dir! Lex, du kannst mich nicht verlassen!" Sie schlug die Hände über der Brust zusammen und schloß die Augen. Dann warf sie sich zu Boden und bedeckte ihr Gesicht mit den Armen.

Alexander hob sie auf und strich ihr leise über Haar und Wangen. Sie klammerte sich so fest an seinen Arm, daß es ihm wehtat. Er nahm sie auf den Schoß und suchte sie zu beruhigen.

„Du hast dich arg angestrengt die beiden letzten Tage, mein Schwesterchen! Du bist nicht draußen gewesen, die frische Luft im Schlitten wird dir gut tun. Siehst du, ich will dich ja nicht verlassen, wir wollen beieinander bleiben, nicht wahr? Ich nehme dich mit mir in den Süden. Wir reisen nach Italien. Wir haben ja noch so viel Geld übrig, um in Rom ein einfaches Leben zu führen. Siehst du, dies Land hier, in dem nur Haß und Kälte herrschen, das ist etwas für wilde Menschen! Wir aber wollen lieber dort leben, wo die Sonne und die Liebe wohnen."

Evi schloß die Augen und nickte vor sich hin. Die ruhigen Worte des Bruders brachten sie wieder zum Bewußtsein. Sie sprang auf und lief davon.

„Nicht wahr, du packst deine Sachen!“ rief Alexander ihr nach.

* * *

Unterdessen waren die Leute erschienen, welche die Waffen in Empfang nehmen sollten. Es waren ihrer etwa zwanzig, meist Fremde, aber auch einige Bauern aus Elkesragge.

„Nun bitte ich Sie, alles, was Sie an Waffen haben, uns abzugeben, nichts zu verstecken,“ sagte der schiefe Peter in mürrischem Ton.

Alexander ging voran, öffnete seinen Gewehrschrank und befahl seinem Diener und seinem Jäger ihre Flinten abzugeben. Auch Wittmann, Schulz und der Apotheker mußten folgen.

Als der schiefe Peter sich überzeugt hatte, daß alle Hausbewohner entwaffnet waren, klopfte er Alexander auf die Schulter. „Jetzt könntest du uns auch etwas zu essen geben,“ sagte er frech. „Wir haben die letzte Nacht im Freien verbracht. Laß mal etwas deinen Keller und deine Vorratskammer öffnen. So ein kleiner Schnaps wird uns gut tun.“

Alexander wußte im ersten Augenblick nicht, was er tun sollte. Er sah, daß er wehrlos sei, und gab nach. Er befahl dem Diener Wein und Schnaps zu holen und der Köchin ein Mittagessen zuzubereiten. Und dann verließ ihn alle Würde. Es schien, als ob die letzten Wochen und Monate alle seine Energie und all sein Selbstgefühl aufgezehrt hätten. Die Spannung, in der sich seine Kräfte

befunden, ließ plötzlich nach. Die Aussicht bald frei zu sein und ledig aller zwingenden Verpflichtungen benahm ihm so sehr den Sinn für die Wirklichkeit, daß sogar die Erbitterung über den Verlust seines Hauses vergessen schien. Anders ließ sich sein jetziges Verhalten nicht erklären. Nicht genug, daß er seine Feinde bewirten ließ, nein, er setzte sich sogar zu ihnen, schenkte sich selbst ein Glas ein und stieß mit den Brandstiftern an.

Die Dienstboten schienen peinlich berührt durch diese überflüssige Leutseligkeit. Sie flüsterten hinter den Türen.

Die Bauern wurden übermütig. Der schwere spanische Wein stieg ihnen zu Kopf. Einer nahm den Teller, von dem er gegessen, und warf ihn zu Boden, daß er zerbrach.

„Was fällt dir ein?“ rief ihm der schiefe Peter zu.

„Das ist Herrengut, das muß zerbrochen werden!“ Er warf auch sein Glas gegen die Wand.

Ein kleiner, dicker Kerl mit wässrigen Augen trat auf Alexander zu und legte seinen Arm um dessen Schulter.

„Nun sind wir alle gleich,“ sagte er mit verschmitztem Lächeln, „nun wollen wir auch zusammen Bruderschaft trinken, nicht wahr?“

Alexander wich zurück vor dem Schnapsgeruch, den sein Mund ausströmte.

In diesem Augenblick erschien Evi auf der Schwelle des Zimmers. Ihre Augen weiteten sich bei dem Anblick, der sich ihr darbot. Ohne ein Wort zu sagen, trat sie an die Tafel und riß das Tischtuch herunter, so daß Speisen, Wein, Geschirr und Glas klirrend zu Boden fiel. Sie ergriff den Arm des Bruders und zog ihn fort ins andere Zimmer.

Die Leute begannen zu lärmen: „Man gönnt uns nicht unser täglich Brot. Ja, so sind diese Herren: selber wollen sie sich an Leckerbissen laben, uns aber lassen sie darben. Nieder mit den Herrschaften, nieder mit der schwarzen Bande!“

Sie wollten den Geschwistern folgen, aber Evi hatte die Tür hinter sich zugeworfen und den Schlüssel abgedreht.

„Du solltest die Leute nicht unnütz reizen!“ sagte Alexander leise und schlug die Augen nieder vor ihrem durchdringenden Blick. Er erwartete Vorwürfe der Verachtung, denn er kannte den Stolz der Schwester. Doch er irrte sich. Sie umschlang ihn leidenschaftlich.

„Mein armer Junge,“ flüsterte sie. „Es ist zu viel für dich gewesen, du bist nicht mehr fähig, dich zu halten. Ich verstehe das, nach all den Sorgen und Schrecken dieser letzten Tage. Aber jetzt werde ich für dich handeln, du mußt mir folgen, nicht wahr?“ Aus ihren Worten klang das Selbstgefühl eines Stärkeren.

Die betrunkenen Bauern waren in die anderen Stuben gedrungen, schlugen die Spiegel ein, schrieen und fluchten. Es fiel jemand ein, daß noch die alten Waffen vorhanden sein müßten, die früher im Treppenhause hingen. Man ergriff ein Dienstmädchen und zwang sie zu sagen, wo man sie versteckt habe. Alexander hatte die alten Rüstungen, Pistolen und Hellebarden in den Keller schaffen lassen und hatte nicht an sie gedacht, als er seine Waffen auslieferte. Jetzt ward die Kellertür eingeschlagen, und man begann unter den Kisten zu wühlen.

* * *

Kaum waren die Bauern im Keller verschwunden, als Evi mit dem Bruder das Zimmer verließ, in dem sie sich eingeschlossen. Sie erreichten das Freie, ohne daß es die Betrunkenen gewahr wurden. Sie schlüpften durch die Türe in den Pferdestall und erblickten Herrn Schulz, der ihnen freudig entgegenlief.

„Gott sei Dank, daß Sie der Bande entronnen sind, unsere Frauen haben sich auf den Heuboden geflüchtet, und wir wollten von hier beobachten, wie die Sache abläuft. Jetzt dürfen Sie aber nicht zögern und müssen schnell die Pferde anspannen lassen. Sonst kommen Sie am Ende überhaupt nicht mehr fort."

„Ja, jetzt bleibt uns wohl nichts anderes übrig als zu fliehen," sagte Evi finster. „Nicht wahr, Lex, es hat keinen Zweck zu warten?"

Alexander zuckte die Achseln: Es schien ihm das alles so gleichgültig. Er überließ es der Schwester alle Anordnungen zu treffen. Er trat zu den Fohlen und gab ihnen zu fressen, wie sonst, wenn er in den Stall kam.

Die andern schüttelten den Kopf, seine Gleichgültigkeit befremdete sie. Alle hatten mehr oder weniger den Kopf verloren. Die Dienstboten liefen durcheinander, der eine holte dies, der andere das, lauter unnützen Kram, den man nicht mitnehmen konnte.

Evi stand in der Stalltüre und blickte unverwandt auf ihr Elternhaus, aus dem das wüste Geschrei der betrunkenen Menge herausdrang. Warum hatte das alles so kommen müssen, dies schreckliche, ruhmlose Ende? Warum hatte Alexander den Mut sinken lassen, warum hatte er die Waffen und damit seinen ganzen Besitz diesen ekligen

Menschen ausgeliefert? Wenn sie noch etwas länger ausgehalten hätten, so wäre Militär gekommen und hätte sie befreit. Alexander hatte sich so würdig benommen, die ganze Zeit, bis zu dem Augenblick, als ihm der Brief der Russin überbracht worden, da war der Umschlag eingetreten. Womit mochte sie ihn gelockt haben, die raffinierte Person? Evi ballte ihre Hand um den kleinen Revolver in ihrer Tasche, den sie nicht hatte ausliefern wollen. O, wenn sie hier gewesen wäre, die Verhaßte, Evi hätte sich nicht besonnen in diesem Augenblick und hätte geschossen.

* * *

Der kurze Novembertag starb dahin in trübem Halbdunkel. Die Pferde wurden herausgeführt und vor die Schlitten gespannt. Es war von den Leuten im Hof bemerkt worden, und sie kamen, um die Abfahrt der Herrschaften anzusehen. Übermütig, ein schadenfrohes Lächeln auf den Gesichtern, schauten die bisherigen Untergebenen auf ihren Herrn, der nun aufgehört hatte, etwas zu bedeuten. Nur einige alte Weiber nahten sich Evi und beklagten ihren Abzug. Was würde aus ihnen werden, ohne die Unterstützung der Herrschaften!

Vor der Türe des Wohnhauses entstand ein Streit. Jakob, der Diener, wollte einen Kasten mit Silberzeug zum Schlitten tragen, aber einige von den Betrunkenen wollten es ihm nicht gestatten. Es könnten Waffen drinnen sein. Man müßte den Kasten erst aufschließen. Der Diener hatte den Schlüssel nicht zur Hand.

„Dann laß das Zeug stehen, verstehst du! Dein Herr ist auch so einer, dem man nicht trauen kann. Hatte die schönen Waffen im Keller versteckt. So ein geriebener Hund! Das will ein Edelmann sein!“

Die Männer entrissen dem Diener den Kasten. „Der wird wohl noch die besten Waffen enthalten, mit denen der Bluthund auf das Volk schießen will!“ Sie schrieen es so laut, daß es über den Hof schallte.

Als Evi die Worte hörte, sprang sie vor und rief außer Atem vor Erregung: „Ihr habt kein Recht unsere Sachen zu untersuchen, wir sind keine Schmuggler!“

Die andern lachten: „Nun, Fräuleinchen, daß kann man noch gar nicht wissen. Der Kasten hier muß geöffnet werden. Wenn kein Schlüssel da ist, dann brechen wir ihn auf!“

„Herr Schulz, Wittmann, Lex!“ schrie Evi, „sie hindern uns abzufahren.“

Es waren noch mehrere Betrunkene aus dem Hause herausgetreten.

„Wer will fortfahren?“ fragte ein kleiner, schwarzer Mann, der schon im vorigen Jahre das Wort geführt hatte, als die Treiber auf der Jagd den Gehorsam kündigten. „Der Bluthund will uns wohl ausreißen! Ne, das gibt's nicht. Spannt nur die Pferde aus, wir werden euch ein wenig dingfest machen, ihr Ausreißer!“

Schulz und Wittmann mischten sich in den Streit: „Es war doch fest abgemacht, und ihr hattet versprochen, daß die Herrschaften ungehindert fortfahren können. Ihr werdet doch euer Wort halten?“ Schulz wandte sich an den schiefen Peter. Der zuckte die Achseln. Er mochte die

Sache nicht auf die Spitze treiben. Aber er mußte den andern nachgeben. Der Schwarze nahm ihm das Wort weg.

„Der Baron hat die Abmachung nicht gehalten. Er hat die alten Waffen vor uns versteckt gehabt; er hat sein Wort gebrochen, jetzt gilt der ganze Vertrag nichts mehr. Er darf nicht mehr fort, wir erlauben es nicht.“

„Wir erlauben es nicht,“ schrie die Menge.

Alexander stand noch vor dem Stall neben dem Schlitten, der eben angespannt war, und schaute finster und unschlüssig auf die Szene, die sich vor ihm abspielte. Wittmann trat dicht an ihn heran. „Setzen Sie sich schnell in den Schlitten,“ flüsterte er, „Sie müssen fortfahren, ehe die Ausgänge des Hofes besetzt sind. Gnädiges Fräulein, bitte, hier in den ersten Schlitten zu Ihrem Herrn Bruder! Ich beschäftige so lange die Leute.“

Alexander ergriff die Leine und zog die Schwester in den Schlitten hinein. Er sah, daß es den Leuten ernst war mit ihrer Drohung. Aber das Pferd wollte nicht gleich anziehen, und schon war einer von den Betrunkenen herbeigestürzt und ihm in die Zügel gefallen.

„Laß los, oder ich schieße!“ rief Evi, indem sie sich im Schlitten aufrichtete. Der Mann aber behielt den Zügel in der Hand. Und ehe Alexander die Schwester hindern konnte, hatte sie ihren Schuß abgegeben. Der Bauer war am Arm getroffen, er ließ los, und die Bahn war frei.

Aber Alexander benutzte nicht diese Lage. „Was hast du getan, Evi!“ sagte er vorwurfsvoll.

„Fahr zu, wir dürfen keinen Augenblick verlieren!“ flüsterte sie heiser.

Aber es war schon zu spät. Die Menge hatte den

Schlitten umzingelt und den Verwundeten aufgehoben. Alexander wurde an seinem Pelz ergriffen und aus dem Schlitten gezerrt. Man glaubte, er habe geschossen.

„Schlagt ihn tot, den Bluthund!“ heulte es von allen Seiten. Die Mütze ward ihm vom Kopf geschleudert, und ein Mann faßte ihn an den Haaren. Die Leute hatten Blut gesehen, und ihre wildesten Instinkte waren entfesselt. Ohne Waffen, vermochte niemand seiner Getreuen ihm zu helfen. Umsonst klammerte sich Evi an die Männer und schrie, daß sie geschossen hätte, daß man sie strafen solle. Man hörte nicht auf das Fräulein. Zwei Bauern schleiften sie ins Haus und schlossen die Türe hinter ihr.

Hier im Flur brach sie zusammen und schlug sich die Hände vors Gesicht. Sie hörte das Wutgeheul der Menge, die sich auf den Bruder geworfen, und vor Verzweiflung biß sie sich in den Finger, daß das Blut auf den Boden rann.

* * *

Der Lärm draußen verstummte allmählich. Die Nacht war hereingebrochen. Die Betrunkenen kehrten ins Haus zurück, die übrigen zerstreuten sich eilig nach allen Richtungen, schweigend und mit dem dumpfen Bewußtsein etwas Schauderhaftes, Schamloses begangen zu haben, etwas, wofür Gott sie strafen würde, ob auch die neuen Volksführer noch so bestimmt versichern mochten, es gebe keinen Gott und keine Vergeltung. — Denn das Schreckliche war geschehen: Das Blut des Großherrn färbte den Schnee vor dem alten Hause von Elkesragge, und keiner

von ihnen hatte den Mut gefunden, dieser wahnsinnigen Tat entgegenzutreten. Sie hatten, wie im Rausch, ihm die Kleider vom Leibe gerissen, ihn mit Knüppeln geschlagen und mit ihren groben Nägeln seine zarte Haut aufgerissen. Ein Schauder überlief sie bei der Erinnerung an den Augenblick, wo der Schmiedegesell ihn am Ohre gefaßt und mit einer ruckartigen Bewegung fortgeschleudert hatte. Ein Fetzen der Ohrmuschel war ihm zwischen den Fingern geblieben, und lachend hatte er ihn den Zuschauern gezeigt. Da waren sie alle fortgelaufen, und viele hatten angefangen zu weinen.

Als der Lärm draußen verstummt war, hatte Evi versucht, ins Freie zu gelangen, aber sie hatte die Türen nach beiden Seiten verschlossen gefunden. Da war sie durch das Fenster herabgesprungen.

Den Platz vor dem Hause fand sie leer. Sie sah die Blutspuren, aber den Bruder fand sie nicht. Es war klar, man hatte ihn fortgetragen, man wollte ihn vielleicht verscharren wie einen Hund. Sie schaute in den Stall. Es war niemand mehr da, und ihr Rufen blieb unbeantwortet. Nur die Pferde schauten sie verwundert an. Evi warf sich in den Schnee und kühlte ihr brennendes Gesicht. Dann sprang sie auf und stürzte fort, sie wußte selbst nicht wohin, nur mit dem einen Gedanken: ‚Ich muß Alexander finden.‘ Sie lief hinab zu den Arbeiterwohnungen und steckte ihren Kopf mit dem zerzausten Haar durch die Türe in die Stuben und wiederholte die qualvolle Frage: „Wo habt ihr meinen Bruder gelassen?“ Die Leute wichen vor ihr zurück, sie war kaum wiederzuerkennen, aus ihrem Blick und aus ihrer Stimme zuckte der Wahnsinn.

„Wir wissen von nichts, wir sind nicht mit dabei gewesen!“ erhielt sie zur Antwort. Hier und dort erbot sich wohl auch eine Frau sie zu begleiten und ihr suchen zu helfen, aber sie wies die Hilfe schroff zurück. Sie sah in allen die Helfershelfer und die Mitschuldigen an der Mißhandlung ihres Bruders.

So irrte sie umher, an den Trümmern der verbrannten Gebäude vorbei, bis hinauf nach Schloß Sonnheim, dem Hause, das Alexander der Lebensfreude geweiht hatte, und das jetzt eine grausige Ruine war. Die kahlen Mauern, aus denen noch Rauch aufstieg, wuchsen im fahlen Schneelicht zu riesenhafter Größe, und die beiden Elche aus Bronze, die zu beiden Seiten der Freitreppe unversehrt geblieben waren, erschienen als die Wächter eines schwarzen Totenreiches. Evi hatte sich in den Kopf gesetzt, daß man hierher die Leiche Alexanders geschleppt habe, denn sie glaubte nicht anders, als daß er tot sei. Und sie trat durch die gähnende Türöffnung und spähte zwischen den geschwärzten Wänden, und, stolpernd über verkohlte Balken, schritt sie von Raum zu Raum und rief den Namen des Bruders, bis sie an ihren Sohlen die Wirkung der heißen Asche spürte und den brenzligen Geruch ihres versengten Kleidersaums wahrnahm. Da eilte sie wieder zurück in den Hof, aber die Füße wollten sie nicht mehr tragen, und erschöpft sank sie in den Schnee. Eine wohltuende Abspannung bemächtigte sich ihrer, die Gedanken standen still, ja, selbst das Gefühl ließ nach, und sie spürte kaum die feuchte Kälte der Novembernacht.

## XVII

Evi mochte wohl eine Viertelstunde im Schnee gelegen haben, als die Dienstboten, die beim Ausbruch der Volksraserei entflohen waren, zurückkehrten und ihr Fräulein gewahr wurden. Sie glaubten, daß auch sie erschlagen wäre, und die Weiber brachen in laute Klagen aus. Doch als Jakob und der Kutscher sie aufheben wollten, erwies es sich, daß sie nicht einmal bewußtlos war. Sie richtete sich auf, und obwohl sie kaum noch ein Gefühl in den Füßen hatte, erreichte sie allein das Wohnhaus, aus dessen Saal ein trunkener Gesang der Zechenden herausdrang.

Man brachte ihr etwas Wein und etwas Essen, und allmählich kam sie wieder zu sich. Frau Schulz erzählte ihr, was unterdes geschehen. Sie hatte sich mit der Frau des Apothekers im Stall versteckt gehabt und war erst herausgekommen, nachdem die Menge den Hof verlassen hatte. Wittmann, Schulz, der Jäger und der Wildnisbereiter waren gefangen in das Gemeindehaus abgeführt worden. Den blutenden Großherrn aber hatten die Leute auf dem Platz liegen lassen. Die beiden Frauen hatten den Ohnmächtigen aufgehoben, durch die Hintertür in das Haus gebracht und auf ein Dienstbotenlager gebettet. Er war noch am Leben, und sie hatten ihm die Wunden verbunden, so gut es ging. Schließlich war auch der Apotheker erschienen, der sich ebenfalls vor der wütenden Menge hatte verstecken können.

Als Evi des Bruders ansichtig wurde, seines aufgeschwollenen, verunstalteten Gesichts, seiner zerschundenen

Hände, und wie er so leblos dalag, da erfaßte sie von neuem die Verzweiflung, und sie brach in lautes Schluchzen aus.

„Ich bin schuld, daß sie ihn so zugerichtet haben, ich habe geschossen gegen seinen Willen, und er ist dafür mißhandelt worden, er, der nie einem Menschen ein Haar krümmen mochte, der nie ein hartes und ungerechtes Wort in den Mund nahm. Er hat bluten müssen, und ich lebe gesund, als wenn nicht ich die Schuldige wäre. — Aber nein! Ich habe in der Notwehr gehandelt, sie, die anderen sind schuld, die . . . die . . .“ Evi ballte die Faust und konnte keinen Ausdruck finden, der ihren Gefühlen gegen diese Leute entsprochen hätte. „Für diese Freveltat werden sie gestraft werden, die Erde wird sich auftun und sie verschlingen, diese Schandbuben!“

Sie war neben dem Bett niedergesunken und suchte die Hände Alexanders zu streicheln. Er lag in halber Bewußtlosigkeit, nur ab und zu schlug er schwach die Augen auf, aber er erkannte nicht die Schwester.

Allmählich gewann Evi ihre Fassung und verlangte, daß man Alexander so schnell als möglich nach der Stadt ins Krankenhaus schaffe. Das ginge schneller, als wenn man den Arzt erst holen wollte; jetzt, in der Nacht, wo die Bande betrunken wäre, könnten sie ihn ungefährdet fortschaffen. Aber der Apotheker schüttelte den Kopf. Er hatte soviel Erfahrung, um den Zustand Alexanders richtig zu beurteilen. Er wußte, daß die Verletzungen zu schwer waren, um irgend eine Hoffnung aufkommen zu lassen.

„Wir dürfen ihn nicht bewegen,“ sagte er zu Evi,

„sein Zustand verträgt jetzt nicht mehr eine so weite Fahrt, selbst im Schlitten nicht. Aber man sollte den Kutscher nach dem Arzt in die Stadt schicken. Oder besser noch, wir holen den jungen Doktor Dakfche aus dem Jaunsemgesinde. Der kann in einer Stunde hier sein.“

Aber Evi wies diesen Vorschlag mit Entrüstung zurück. Einen lettischen Arzt, einen Anarchisten und Deutschenfeind, nein, niemals!

Die Frauen beschlossen, bei dem Verwundeten zu wachen. Die Verbände mußten häufig erneuert werden. Alexander hatte das Bewußtsein verloren, und es traten die Erscheinungen ein, die das Nahen des Todes verkündeten.

Als die Auflösung zur Gewißheit geworden war, richtete sich Evi auf, tränenlos und starr, sie drückte dem Toten die Augen zu und sprach längere Zeit kein Wort. Dann bat sie die Anwesenden schlafen zu gehen und sie allein zu lassen.

Der namenlose Schmerz, der ihr Inneres zu zermalmen drohte, machte sich in keiner Gebärde Luft. Still saß sie am Bettrande und blickte auf die Leiche, von der nichts an die frühere Schönheit erinnerte. Aber sie sah nicht diesen verunstalteten Körper, sie sah den Bruder, wie er sonst vor ihr gestanden, das Bild, in dem von ihren Kindertagen an sich alle Vorstellungen der Vollkommenheit verdichtet hatten. Diese Gestalt noch einmal in ihre Arme nehmen und an ihr zerschlagenes Frauenherz drücken! Noch einmal eine Ahnung dessen spüren, was das unbewußte Ziel ihrer Sehnsucht gewesen! Und sie flüsterte Worte der Zärtlichkeit, Worte der Leidenschaft, wie sie nur je ein Weib flüstern mag, dem es bei dreißig Jahren zum ersten

Mal vergönnt ist alles das auszusprechen, was bis dahin verschlossen gehalten war hinter der eisenbeschlagenen Türe der Schamhaftigkeit. Alle Seligkeiten der Hingabe pflückte ihr Mund an den blassen Lippen des Todes, und es war das Erwachen aus seligem Traum, als sie der trostlosen Wirklichkeit wieder inne wurde. Und sie sah keine Zukunft vor sich. Alles, woran ihr Herz gehangen, war vernichtet: Elkesragge in Trümmern, die Familie im Aussterben, und der Bruder, für den sie gelebt hatte, tot, schändlich erschlagen von seinen Untergebenen. Ihr fiel ein Spruch ein, den sie vor kurzem in einem indischen Buche gelesen und der sich ihr fest eingeprägt hatte:

Wenn von zweien, die in Freud und Leide
Eng und enger ineinander wuchsen,
Eines stirbt —
Tot ist das andere.

Ja, tot war auch sie, tot für dieses Leben. Es gab nur eine Möglichkeit für sie, dem Bruder zu folgen.

Doch dann gedachte sie der Mörder, jener Leute, die ihr das Glück entrissen, die alles zerstört hatten, woran ihr Herz gehangen. Unter demselben Dache weilten sie und mästeten sich an dem Gute des, den sie unschuldig erschlagen. O, wenn sie Alexanders Tod rächen könnte, einen von ihnen niederstechen, und dann selbst getötet werden und in ein schmerzloses Nichts vergehen! Sie erbebte bei dem Gedanken. Gefühle aus ferner Urzeit wurden wach, das Stammesbewußtsein, das in dem Fremdling nicht mehr seinesgleichen sieht, das Vergeltungsgefühl, das unsere Erziehung so ausgiebig zu unterdrücken sucht, all die wilden barbarischen Instinkte des Naturmenschen.

Man hat später die Vermutung ausgesprochen, Evi sei hier unzurechnungsfähig gewesen, doch war sie in Wirklichkeit so vollkommen bei Verstande, daß sie ihre Tat mit aller Vorsicht in die Wege leiten konnte.

Sie hatte das Totengemach verlassen und war nach dem Saal geschlichen, wo die Mörder ihr Zechgelage abgehalten. Es war ganz still geworden im Saal. Evi öffnete die Türe und erblickte im Scheine einer schwelenden Lampe am Boden, auf den Sofas und Sesseln lauter Schlafende. Ein unbeschreiblicher Geruch strömte ihr entgegen von diesen bis zur Bewußtlosigkeit betrunkenen Leuten. Schaudernd wendete sie sich ab. Doch dann kam ihr ein Gedanke, ein Gedanke, bei dem sich ihr Gesicht in unheimlicher Wildheit verzerrte.

Sie überlegte, daß Frau Schulz und die anderen am entgegengesetzten Ende des Hauses schliefen. Sie ging schnell zurück in die Vorratskammer, wo sie ein Faß mit Petroleum wußte. Sie füllte einige Krüge und Kannen und brachte sie in den Saal. Vorsichtig schritt sie zwischen den Schlafenden und begoß alles mit der zündenden Flüssigkeit. Hier und da stöhnte einer im Schlafe, aber niemand erwachte. Evi tat alles mit so klarer Überlegung, daß sie nicht einmal versäumte das Kappfenster zu öffnen, damit Zugluft entstehe. Mit Befriedigung überzeugte sie sich, daß die Doppelfenster nicht zu öffnen waren und ein Entkommen durch die Fenster unwahrscheinlich erschien.

Als sie sich entfernen wollte, bemerkte sie aus der Tasche eines Schlafenden das Ende einer Zündschnur heraushängen. Damit wollte er wohl am anderen Morgen

das Haus in Brand stecken. Evi zog die Schnur heraus und tat das Ende in den Eimer mit dem Rest des Petroleums. Nachdem sie alle Ausgänge verschlossen und die Zündschnur in Brand gesteckt, schlüpfte sie durch die letzte Tür hinaus und drehte auch hier den Schlüssel ab.

Sie blieb vor der Türe stehen und horchte auf das, was nun kommen mußte. Sie guckte durch das Schlüsselloch und sah, wie der Docht langsam weiterglomm. Es dünkte sie eine Ewigkeit.

Und plötzlich sah sie, wie eine Flamme emporschlug. Ein Schrei des Entsetzens drang aus dem Saal. Die Schlafenden waren aufgesprungen, an die verschlossenen Türen gestürzt und rüttelten vergeblich an ihnen, Rufe der Verzweiflung ausstoßend. Aber Evis Gefühl schien erstorben, kein Mitleid regte sich in ihrer Brust. Nur ein wildes, hysterisches Lachen entrang sich ihrer Kehle.

Die Gedanken schossen ihr verwirrt durch den Kopf. Die Leiche des Bruders fiel ihr ein, die durfte nicht verbrennen, die mußte neben den Vorfahren begraben werden. Und dann wollte sie bei ihm sein und wollte ihn hinaustragen, aber die Füße gehorchten ihr nicht mehr. Ohnmächtig stürzte sie zu Boden. Noch ehe die erschreckten Dienstboten sie finden konnten, waren die Flammen über ihr zusammengeschlagen.

## Schluß

Der Frühling war gekommen: Ein rasches Schießen und Sprießen nach einem langen, allzulangen Winter, einem Winter, wie er schrecklicher seit Menschengedenken nicht über der baltischen Erde gelastet hatte. Der eisige Hauch des Hasses war mit dem Nordwind über das Land gefegt und hatte zerstört, was lange Arbeit aufgerichtet. Von den stolzen und mächtigen Gebäuden von Elkesragge war nichts übrig geblieben als ein Trümmerhaufen, von den Herrschaften niemand, außer dem alten, bald achtzigjährigen Eduard Dohlen in Uschwicken und der stillen, bescheidenen Ina, die bei den Piepenstocks lebte, unbeachtet wie bisher und nur von wenigen gekannt.

Furcht und Trauer herrschte auch in den Arbeiterwohnungen; denn man hatte gründlich aufgeräumt unter den Aufständischen. Einige waren erschossen worden, andere verschickt, andere waren in die Wälder geflüchtet und fristeten ein Räuberleben. Mißtrauisch blickte einer den andern an, aus Furcht bei der Behörde angezeigt zu werden. Denn nur wenige gab es in Elkesragge, die den Ausschreitungen im November und Dezember fern gestanden hatten.

Aber die Natur wußte nichts von all diesem Menschenelend. Das grünte und blühte auf den Wiesen und im Walde, das flüsterte aus jedem Baum und aus jeder Blume, das klang aus dem Lockruf der Schnepfe und des Haselhahns, freudig und überzeugend, das Lied der Lebensbejahung, das Aufjauchzen des Unsterblichkeitsgefühls im zitternden Liebestaumel.

Die drei Männer, die an den Trümmern von Schloß Sonnheim vorbei langsam dem nahen Walde zuschritten, schienen diese Auferstehungsstimmung nicht wahrzunehmen. Ihre Gedanken weilten bei den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit.

„Ja, so sind sie alle umgekommen,“ endete Wittmann seinen Bericht, den er schon auswendig kannte. „Es ist ein Gottesgericht gewesen, ein wirkliches, deutliches Gottesgericht.“

„Und die Ursache des Brandes ist nicht aufgeklärt worden?“ fragte Adolf Piepenstock. „Es ist doch unverständlich, wie man das Haus hat in Brand stecken können, solange all die Betrunkenen im Saale schliefen. Aus Versehen kann das Feuer auch nicht ausgebrochen sein, denn es ist doch alles mit Petroleum begossen gewesen. Und meine Schwägerin, sagen sie, wo hat man ihre Reste gefunden?“

„Sie muß ohnmächtig geworden und dann erstickt sein. Man hat sie im roten Zimmer gefunden, das an den Saal stieß. Überhaupt hat das Feuer so schnell um sich gegriffen, daß sich Frau Schulz und die Dienstboten nur mit knapper Not haben retten können.“

„Und was sagen denn die Leute dazu? Wie erklären sie sich diese letzte, schreckliche Katastrophe?“

„Ein Gottesgericht, ein Gottesurteil!“ rief Wittmann. „Darin ist man bei uns nur einer Meinung. Eine Strafe ist es gewesen für die frevelhafte Ermordung Ihres Schwagers und der alten Baronin. Die Strafe war ja schrecklich, aber wohl verdient. Nur, daß Fräulein Evi dabei ums Leben gekommen, das ist das Beklagenswerte.“

Der alte Eduard Dohlen hatte schweigend zugehört. Er war stark gealtert in diesen letzten Monaten. Der Zusammenbruch seiner stolzen Träume von dem Glanze und der Macht seines Geschlechts, die Erkenntnis von der Vergeblichkeit seiner Bemühungen, alles das hatte seine Hoffnungsfreudigkeit gründlich gebrochen, und er fand sich nicht zurecht in dieser rauhen Wirklichkeit. Doch es dämmerte jetzt auf dem Grunde seiner Seele etwas anderes, etwas, das bisher unterdrückt gewesen war durch die Gedanken an die Landespolitik und die Herrschaft der Dohlen. Er fand plötzlich keine Teilnahme mehr an all den Ereignissen dieser bewegten Zeit und den Erneuerungsplänen, den Adolfs tätiger und nüchterner Geist für Elkesragge ersann. Mit dem Tode Alexanders und mit dem Ende seines Geschlechts waren auch alle ehrgeizigen Gedanken versunken, und verwundert schauten die beiden andern ihn an, als er unvermittelt seinen Hut lüftete und Worte sprach, die ihnen als der Ausfluß greisenhafter Schwäche erschienen.

„Ach, lieben Freunde,“ sagte er, „laßt doch heute dieses Grübeln über das Vergangene und die Sorgen um die Zukunft. Macht eure Augen auf und verschließt nicht euer Ohr, seht, hört und atmet ein den Zauber dieses Frühlingsabends. Gott schenkt uns nicht häufig solche Feierstunden, und da sollten wir stille stehen und dankbar genießen! Nicht wahr?“

„Ja, es ist ein schöner Abend,“ sagte Adolf nachlässig. „Bald werden die Schnepfen ziehen. Ich habe schon die Flinte mitgenommen, weil ich dachte, wir würden in den Wald gehen. Schade, Onkel, daß du kein Gewehr hast!“

„Macht nichts, Adolf, geht nur in den Wald, ich setze mich derweil hier auf die Bank und warte, bis ihr zurückkommt. Ich bin zu alt zum Schießen, meine Hand ist nicht mehr so sicher. Ich danke Gott, daß er mir wenigstens noch Auge und Ohr erhalten hat, um die Natur zu beobachten. Das ist mir der größte Genuß, das genügt mir vollkommen.“

Piepenstock und Wittmann entfernten sich. Eduard Dohlen setzte sich auf die Bank und blickte hinaus in die abendlich beleuchtete Landschaft. Es war ihm so leicht ums Herz, wie lange nicht mehr. Alles Elend und alles Unglück, das über ihn und sein Geschlecht hereingebrochen, schien vergessen. Ein Lächeln der Zufriedenheit zuckte über sein gefurchtes Gesicht.

Er schloß die Augen und lauschte dem Gezwitscher der Vögel in den Bäumen und dem fernen Schrei der Kraniche hoch in der Luft. Und da nahten sie alle, die Gestalten aus längst vergangenen Tagen, an denen sein Herz gehangen, seine frühverstorbenen Eltern, sein Bruder Georg und seine Cousine und Schwägerin Elisabeth. Und sie redete zu ihm, die Geliebte seiner Jugend, das schöne, stolze Mädchen, das ihn, den verwachsenen und drolligen Kauz nie ernst genommen. An sie hatte er alle die Gefühle verschwendet, von denen sein Gemüt überfloß, bis er dann gelernt, nicht mehr an sich, sondern an die Familie seines Bruders zu denken und für Elkesragge und sein Heimatland zu sorgen. Und dann glaubte er die Stimmen von Alexander und Evi zu hören, freundliche Worte, die seinem alten Herzen so wohltaten. Evi saß am Klavier und spielte eines ihrer Lieblingsstücke, das sich

dem Alten fest eingeprägt. Ganz deutlich vernahm er diese Melodie, dieses Steigen und Sinken, diesen Wechselakkord und dann ein Zusammenfließen der scheinbaren Dissonanz. Es schien ihm in dieser einfachen Musik eine Offenbarung zu liegen, eine Lösung des Rätsels vom Werden und Vergehen und vom Sinne des Lebens.

Ein Schuß schallte vom Walde herüber, der Alte öffnete die Augen, aber er war sich nicht bewußt, was das bedeute. Evis Spiel summte weiter in seinen Ohren, und seine Blicke versenkten sich in das wohlbekannte Landschaftsbild, das die untergehende Sonne in feuriges Gold tauchte.

Er war auf den Boden geglitten und griff mit den Händen nach der kühlen Erde. „Elkesragge!“ murmelten seine Lippen. Und es dünkte ihm, als ob diese Erde nichts anderes sei, als er selbst, ein Teil seines Ich, und er ein Teil dieser Erde, und als ob seine Seele, die schon so fest an dieser Scholle gehangen, jetzt zusammenfließen sollte mit der jungen, hoffnungsschwangeren Natur. Wunschlose Seligkeit erfüllte seine Seele.

Als die beiden Jäger aus dem Walde zurückkehrten, war die Dämmerung hereingebrochen. Eduard Dohlen erhob sich mühsam an der Hand seines Neffen. Lange schaute er dem großen, derben Mann in die Augen, und seine Stimme zitterte ein wenig, als er ihn fragte:

„Wirst du auch immer lieb haben unser Elkesragge? Wirst du eins werden mit dieser Erde?“

Adolf schüttelte den Kopf: er war wohl in die Kindheit geraten, der Alte!

„Ja gewiß,“ sagte er, „gewiß werde ich meinen Be-

sitz lieben. Du weißt, ich bin von ganzer Seele Landwirt. Aber du darfst schon nichts dagegen haben, daß ich etwas anders wirtschafte als der selige Alexander. Heutzutage muß der Boden intensiv benutzt werden. Schloß Sonnheim will ich als Hefenfabrik ausbauen, die Brennerei muß vergrößert werden, und aus dem Walde, da werde ich die Einnahmen verdoppeln."

Eduard Dohlen legte die Hand auf die Schulter des Neffen. Ein ängstlicher Ausdruck lag in seinen Augen, als ob der andere ihm etwas entwenden wollte, das er über alles liebte.

„Schone unseren Wald, Adolf, ich bitte dich. Es ist das Vermächtnis unserer Vorfahren, und du wirst jetzt ihr Erbe. Ja, Adolf, versprich es mir, nicht wahr! Du wirst ihn schonen, den Wald."

Piepenstock wechselte einen Blick mit Wittmann und lächelte. Es war klar, der alte Herr war in einem nicht ganz normalen Zustand.

„Ich werde den Wald nicht verwüsten, da kannst du sicher sein!" sagte er beschwichtigend.

Der Alte war stehen geblieben und blickte in die Ferne, als ob er dort etwas suchte.

„Hört ihr die Musik?" flüsterte er. „Evi spielt, wir wollen nicht reden, wir dürfen sie nicht stören. Ja, nun wird Friede und Ruhe wieder bei uns einkehren! Das weiß ich. Wie lange hörte ich nicht mehr dies Spiel! Und auch Lex ist nicht mehr fern. Er wird nicht zulassen unsere Bäume im Walde zu schlagen, er wird seine Stimme dagegen erheben, wenn ich nicht mehr da bin. Und du wirst auf diese Stimme hören, Adolf, das weiß ich, auch

wenn ihr euch im Leben nicht geliebt habt. Und deine Kinder, sie werden unser Erbe weiter verwalten, ein neues Dohlengeschlecht, und stärker als das alte. Hört ihr, hört ihr die Musik, das Lied vom Werden und Vergehen, Evis Lied!“

Und mit verklärten Augen schaute er in den Himmel hinein, an dem der Abendstern zu leuchten begann. Die Vögel in den Bäumen waren verstummt, nur der Ruf einer Drossel klang vom Walde herüber. Die Wiesen dufteten stärker. Adolf Piepenstock faßte den Onkel an der Hand und leitete ihn schweigend nach Hause. Auch er mochte wohl etwas von dem Ewigkeitshauch spüren, der den Alten erfüllte mit unaussprechlichem Glück.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Verlag von Egon Fleischel & Co. / Berlin W 35

# Die Beichte

einer reinen Törin

von

## Helene von Mühlau

Preis: geheftet M. 3.50; gebunden M. 5.—

### Aus den Besprechungen:

**Arbeiter Zeitung** (Dortmund): Die Geschichte einer aus ihrem Geleise Geworfenen behandelt Helene von Mühlau in ihrer „Beichte einer reinen Törin". Der Titel lehnt sich an Strindbergs „Beichte eines Toren" an; aber der würde sich irren, der in Helene von Mühlaus Buch etwa eine ähnliche Summe von verbissenem Männerhaß zu finden denkt, wie Strindberg sie an Frauenhaß produziert. Gewiß „leidet" Marialisa „am Mann" — aber dies ihr Leiden ist doch zugleich auch ein fortwährendes Genesen, während das „Leiden am Weib" bei Strindberg tiefer und immer tiefer dem Abgrund entgegenführt. — Folgt Inhalt. — Das ist das Thema des Buches, das uns viele intime Einblicke in der Frau tiefstes Seelenleben tun läßt, das zwar mit rücksichtsloser, jeder Prüderie abholden Wahrheitsliebe, zugleich aber auch mit großer Feinheit und echter Dezenz die Aufgabe löst, die es sich gestellt hat. Die verhängnisvolle Rolle der „Langeweile" im Leben so mancher Frau der „besseren" Kreise, ihre Sehnsucht nach einer sie ausfüllenden Tätigkeit, die mehr sein muß als bloße „Beschäftigung", die Konflikte, in die ein Leben, wie Marialisa es führt, das Weib in der Frau mit der Mutter in ihr führt: das und vieles, vieles andere wird mit künstlerischer Meisterschaft von Frau von Mühlau behandelt.

**Nuova Antologia** (Rom): Con molta sincerità, una donna ricca di talento scrive in questo libro le confessioni della sua vita, che racchiude molti tristi episodi, pieni di uno strano incanto. Con quanta insistente amarezza ritorna in questo volume il famoso detto: „O debolezza, il tuo nome è donna!" e con quanta pietà e con quanta fede si prega per chi ha peccato! Certamente questo libro non è fatto

per tutti, ma si rivolge agli uomini ed alle donne più maturi d'intelletto, più saggi, più evoluti, i quali avranno modo di studiarvi con attenzione e con amore certi stati d'anima, che danno luogo ad azioni condannate dalla società, ma richieste, quasi imposte da un intimo, naturale, imperioso bisogno di vivere, che si rivela specialmente nell'anima femminile. Siamo dunque di fronte ad un'opera letteraria molto caratteristica che induce per forza il lettore a pensare: la schietta onestà di queste pagine, l'aperto accento della donna che le ha scritte rivelano le qualità non comuni di pensiero dell'autrice e la sua intelligente bontà.

**Hallische Zeitung:** Eine Lebensgeschichte in Briefen, die zu Selbstbekenntnissen werden und mit rückhaltloser, zuweilen peinlich wirkender Offenheit die Irrungen und Verfehlungen der Heldin darlegen. Oder vielmehr nicht der Heldin, sondern eines schwachen, nach Glück und Liebe sich sehnenden Weibes, das sich den ersten Eindrücken und jedem stärkeren Willen rückhaltlos hingibt. So sinkt sie zur Dirne herab, und die ergreifenden Anklagen, die sie sich selbst in den Stunden der Besinnung macht, die warme Liebe zu ihrem Bubi, dem Kinde aus erster Ehe, können uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie eben jeden sittlichen Halt verloren; und ob sie ihn an der Seite des alternden Mannes, der ihr trotz ihrer Vergangenheit zum Schluß die Hand reicht und damit eine wohlgesicherte Existenz gründet, wiederfinden wird, bleibt uns zweifelhaft. Abgesehen von diesem unerquicklichen Stoffe, der den Leserkreis, für den das Buch bestimmt ist, naturgemäß einschränkt, ist es eine feine psychologische Studie, der man auch bei der verhältnismäßig armen äußeren Handlung doch mit wachsendem Interesse folgt.

**Hamburger Nachrichten:** Mit mutiger Offenheit ist hier von einer hochbegabten Frau, deren trauriges Geschick ihr die Feder in die Hand gedrückt hat, ein Seitenstück zu Strindbergs „Beichte eines Toren", wie schon der Titel andeutet, geschaffen. Mit leidenschaftlichem Schmerz wird die Wahrheit des Wortes: „Schwachheit, dein Name ist Weib!" erhärtet und für die Beichtende, der die Verfasserin eine beredte und nimmer verzweifelnde Verteidigerin ist, die Absolution erbeten. Des heiklen Stoffes wegen ist das Buch nicht für jedermann geeignet, doch dürften reife Männer und Frauen in diesen Bekenntnissen eine Quelle zur tieferen Erkenntnis und Erklärung, wenn nicht Entschuldigung von oft leichtsinnig verurteilten Entgleisungen so mancher Frauen der guten Gesellschaft finden. Ein eigentümlicher literarischer Reiz, der über dem Ganzen liegt, zwingt auch den Leser in Bann, der vielleicht gegen die rückhaltlose Ehrlichkeit und die offene Aussprache einer Frau über intimste Gedanken sein Bedenken hätte. Dafür hören wir eben eine Beichte.

Buchdruckerei Rotzsch, G. m. b. H., Rotzsch.

Biblioteka Główna UMK
300048316824

Biblioteka Główna UMK
300048316824